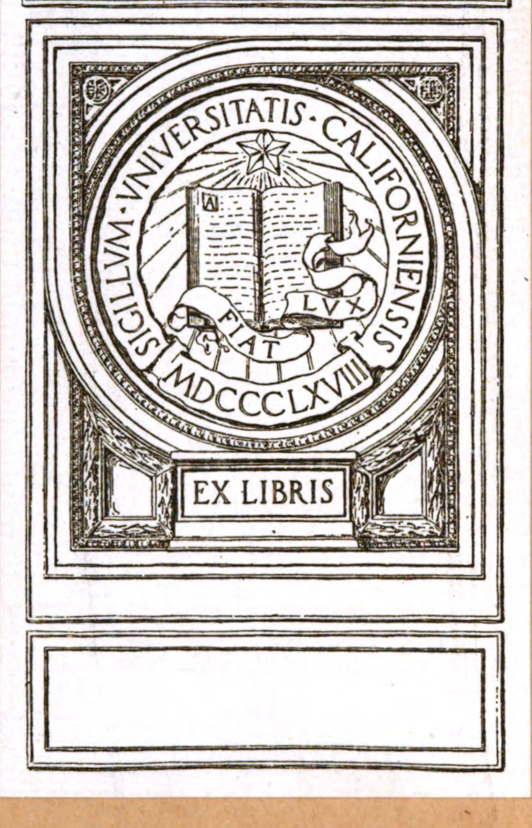
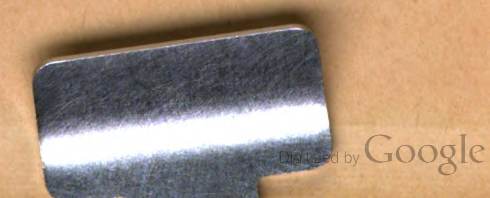

UC-NRLF
$B 17 042


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT
LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS


Digitized by Google





Veröffentlichungen
des biblisch-patristischen Seminars zu
Innsbruck
1

Wissenschaftliches Arbeiten

Beiträge zur Methodik des akademischen Studiums

Von
Dr. phil. et theol. Leopold Fonck S. J.
o. ö. Professor an der Universität Innsbruck



Innsbruck
Druck und Verlag von Felizian Rauch (Karl Pustet)
Regensburg, Rom und New York bei Friedrich Pustet
1908

Veröffentlichungen
des
biblisch-patristischen Seminars
zu
Innsbruck
1

Leopold Fonck

Wissenschaftliches Arbeiten

Beiträge zur Methodik
des
akademischen Studiums

Innsbruck
Druck und Verlag von Felizian Rauch (Karl Pustet)
Regensburg, Rom und New York bei Friedrich Pustet
1908

Wissenschaftliches Arbeiten

Beiträge zur Methodik des akademischen Studiums

Von

Dr. phil. et theol. Leopold Fonck S. J.
o. ö. Professor an der Universität Innsbruck



Innsbruck
Druck und Verlag von Felizian Rauch (Karl Pustet)
Regensburg, Rom und New York bei Friedrich Pustet
1908

AETERNI . PATRIS . VNIGENITO

DE . VIRGINE . NATO

IESV . SALVATORI

PER . LVSTRA . BIS . QVINQVE

THEOLOGIS . OENIPONTANIS

CARITATE . MVNIFICA

PROPITIO

Vorwort

Wie lernt man wissenschaftlich arbeiten?

Verhältnismäßig am leichtesten kann es ein strebsamer Musensohn an der hohen Universität lernen. Er belegt und besucht während der ersten Semester das Proseminar und darauf das Seminar aus seinem Fachgebiete, nimmt an den Seminarübungen regen Anteil und läßt sich vom Seminarvorstand eine wissenschaftliche Hausarbeit geben, die er unter der Leitung desselben allmählich fertigstellt, nicht ohne manches Privatissimum über die richtige Arbeitsweise von seinem Professor zu erhalten. So lernt er dann nach und nach wissenschaftlich arbeiten.

Aber wie sollen denn jene es lernen, die kein Proseminar und Seminar und keinen hilfsbereiten Professor zu ihrer Verfügung haben und doch auch den Wunsch und die Kraft zur Mitarbeit auf dem großen Felde der Wissenschaft in sich verspüren? Sie müssen, so gut es eben gehen will, zusehen, wie die anderen es machen, und sich bei kundigen Leuten Rats erholen und studieren und probieren, ob es vielleicht gelingen möge.

Bei diesen wie bei jenen wird es aber in der Regel nicht ohne mancherlei Mühe und vielfachen Zeitverlust gelingen. Erst nach allerhand Irrwegen und Abwegen und Umwegen werden die meisten den Weg herausfinden, der wenigstens halbwegs zum Ziele führt.

Allen diesen und manchen anderen mag es nützlich und lehrreich sein, die Hauptstationen dieses Weges in

einer kurzen Zusammenfassung jener Punkte näher kennen zu lernen, die beim wissenschaftlichen Arbeiten als allgemein anerkannte und allgemein bewährte Normen gelten können.

Den nächsten Anlaß zu dieser Zusammenfassung boten die praktischen Übungen des biblisch-patristischen Seminars an der Innsbrucker theologischen Fakultät. Seit einer Reihe von Jahren gehörte zu denselben auch die Besprechung der methodologischen Fragen, die mit der Wahl eines Themas, mit dem Sammeln und Verarbeiten des Stoffes, mit der Darstellung und Veröffentlichung einer wissenschaftlichen Arbeit zusammenhängen. Was dort in den letzten sechs Jahren erörtert wurde, bildet den Grundstock zu vorliegender Schrift.

Sie möchte mit der Darlegung unseres Weges beim wissenschaftlichen Arbeiten den vielen, die einen ähnlichen Weg zu suchen haben, wenigstens etwas Zeit und Mühe sparen und zum leichteren Finden behilflich sein. Sie behandelt daher die mannigfachen Einzelfragen mit besonderer Rücksicht auf die praktischen Bedürfnisse und erörtert zB. auch die Kollektaneenfrage, die Zitationsweise, die technisch-formalen Anforderungen hinsichtlich der Darstellung und Veröffentlichung u. a. in ausführlicher Weise.

Mit Rücksicht auf jene Kreise, die mit der wissenschaftlichen Arbeitsmethode unserer Hochschulseminare noch weniger vertraut sind, geht der Einzelbehandlung der genannten Fragen ein kürzerer einleitender Teil über die seminaristische Bildungsweise voraus.

In beiden Teilen wird die einschlägige Literatur bei jedem Kapitel ausführlich angegeben. Von derselben muß *Ernst Bernheims* „Lehrbuch der historischen Methode“ hier besonders erwähnt werden, das namentlich bei den mehr theoretischen und prinzipiellen Fragen vielfach mit Nutzen verwendet wurde.

Dem allgemeinen Charakter der methodologischen Fragen entsprechend berücksichtigt die Schrift nicht bloß eine einzelne Klasse von wissenschaftlichen Arbeiten, sondern alle

Arten, die in der allgemeinen Methode mit den biblisch-patristischen Studien übereinstimmen. Weniger in Betracht kommen daher nur die ausschließlich experimentellen, die ganz praktischen und die rein spekulativen Wissenschaften. Auf die Arbeiten aller übrigen Gebiete, die man vielleicht unter dem Namen der „positiven Geisteswissenschaften" zusammenfassen könnte, insbesondere auf die philologischen, historischen, juridischen und positiv-theologischen Untersuchungen, finden die nachstehenden Ausführungen mehr oder weniger Anwendung.

Daß der Weg überall schon einer schön gebahnten Straße gleichen werde, ist wohl kaum zu erwarten. Sollte ein Arbeiter auf dem einen oder anderen Gebiete der Wissenschaft die Unebenheiten und Mängel und Lücken des Weges ausbessern und ausfüllen helfen, so würde er sich ein herzliches „Vergelt's Gott" für jeden kleinsten Beitrag verdienen.

Besonderer Dank gebührt schon jetzt jenen Herren, die mir bei der Vorbereitung und Drucklegung des Werkes anregend und fördernd geholfen haben. Ich nenne die Herren Universitätsprofessor Dr. *Ernst Kalinka,* Universitätsprofessor Dr. *August Haffner,* Universitätsbibliothekar Dr. *Anton Hittmair*, Privatdozent Dr. *Joh. Ude,* Gymnasialdirektor Dr. *Joh. Wimmer,* Professor Dr. *Andreas Kuhn,* Dr. *Joh. Ev. Heller, Wilh. Peitz, Franz Pangerl.*

Wegen der großen praktischen Bedeutung der Kollektaneenfrage erscheint das 15. Kapitel, das diesen Punkt behandelt, auch in einer Sonderausgabe. Eine lateinische Bearbeitung der ganzen Schrift ist in Vorbereitung und soll baldmöglichst im gleichen Verlage erscheinen.

Innsbruck, am 4. Oktober 1907.

Der Verfasser

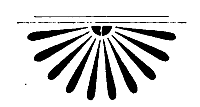
Inhalt

Die Zahlen bezeichnen die Seiten

Berichtigungen und Zusätze

Seite	Zeile		
78	11	v. o.	statt Weltbestimmungen l. Wertbestimmungen
112	9	v. o.	statt *J.-H.* l. *J.-M.*
130	12	v. u.	statt Conte l. Comte
144	17	v. o.	*Büchmann,* Geflügelte Worte erschien 1907 in 23. Auflage (bearb. von *Ed. Ippel*).
148	11	v. o.	Die Nummern 379 und 380 sind wegen der alphabetischen Reihenfolge umzustellen.
266			Zur Literatur: Die Schrift von *V. Pasche,* Comment on édite un livre? (²Paris) war mir noch nicht zugänglich.
289	8	v. o.	Jene Abzüge, die vom gedruckten Satz gemacht werden, bevor derselbe zum Zweck des Reindruckes in die Maschine gebracht wird, nennt man Bürstenabzüge.
314a	9	v. u.	statt *Rartolo* l. *Bartolo*
319a	8	v. o.	statt XVI l. XIV
320b	18	v. u.	nach *Trübner* ist einzufügen: *Trumbull* H C 303

Andere Fehler wolle der geneigte Leser gütigst selbst berichtigen. Der nicht minder geneigte Kritiker sei insbesondere auf das 13. Kapitel als recht dankbares Feld seiner Tätigkeit hingewiesen.



Wissenschaftliches Arbeiten

***

Beiträge zur Methodik des akademischen Studiums

Erster Teil
Die Schule des wissenschaftlichen Arbeitens

Erstes Kapitel
Die Anfänge der seminaristischen Bildung in den alten Schulen

1. Verschiedene seminaristische Übungen der alten Schule und ihre Bezeichnung. Unsere modernen Universitäten werden nicht ohne Grund als der Stolz einer Nation betrachtet. Der Stolz unserer Universitäten sind ihre Seminare und Institute. Schon bei einem einfachen Gange durch manche Musenstadt werden die herrlichen Gebäude der akademischen Institute und Sammlungen und Seminare es jedem Besucher von nah und fern kundtun, was den Pflegern und Hütern dieser Hochburgen der Wissenschaft vor allem wert und teuer ist.

Doch ebendiese neuen herrlichen Hallen werden vielleicht dem Besucher noch etwas mehr zu sagen scheinen: er wird in ihnen die Bestätigung für das oft gehörte Urteil erblicken, daß die Bildungsweise, welcher diese Anstalten vor allem zu dienen bestimmt sind, so recht eigentlich eine Errungenschaft der modernen Kultur und der neuen Schulen darstelle.

Eine gewisse Berechtigung wird man diesem Urteil nicht absprechen können; denn wer wollte leugnen, daß diese auf das modernste eingerichteten Bauten den Stempel des Fortschrittes der Neuzeit offen an der Stirne tragen? Und auch da, wo ein stiefmütterlich bedachtes Seminar nur ein schlechtes Lokal sein eigen nennt und über wenig glänzende Lehrmittelsammlungen verfügen kann, wird ein gerechter Beurteiler in dem inneren Betrieb und den wissenschaftlichen Arbeiten des Instituts leicht den gleichen Charakter des modernen Fortschritts erkennen.

Trotzdem erweist sich jenes Urteil als unrichtig, wenn es nicht bloß die äußeren Schalen und die gegenwärtige Erscheinungsweise, sondern auch den inneren Kern und das wesentliche Element dieser seminaristischen Bildungsweise als eine Frucht der modernen Kultur betrachten wollte. Auch die alte Schule kannte und liebte und übte in den verschiedensten Weisen das, was wir heute unter dem Namen der seminaristischen Ausbildung zusammenfassen. Freilich, die Pflanze ist gewachsen und zum mächtigen Baume geworden, der seine Äste weithin über die Lande ausstreckt. Doch auch vor mehr als dreihundert Jahren finden wir nicht bloß ein in der Erde still verborgenes und langsam sprossendes Samenkörnlein, sondern schon das junge Fruchtbäumchen, das grünt und blüht und köstliche Früchte bringt.

In den Statuten und Berichten der alten Schulen, die hier hauptsächlich in Betracht kommen, begegnen uns drei Arten von Übungen und Anstalten, welche als die alten seminaristischen Einrichtungen bezeichnet werden können. Es sind erstens regelmäßige Übungen der Studierenden unter Leitung eines Lehrers, die mit den lateinischen Namen *circulus, repetitio, disputatio, actus, problema, casus* oder auch *scabella* bezeichnet oder unter dem gemeinsamen Ausdruck *academia* zusammengefaßt werden. Dazu kommen zweitens wissenschaftliche Vereine der Studierenden unter Vorsitz eines Lehrers, welchen vorzüglich der Name *academia* oder auch *collegium* eignet.

Endlich gab es drittens eigentliche fachwissenschaftliche Seminare, die entweder gleichfalls zu den Akademien gerechnet wurden, oder den besonderen Namen *seminarium* führten.

Für den Gymnasialunterricht gab es ähnliche Übungen, zu denen außer den Repetitionen und Akademien inbesondere die *declamatio* und *concertatio* gehörten; vgl. *Bernh. Duhr* in: Bibliothek der kath. Pädagogik hgb. von *F. X. Kunz* IX (Freiburg 1896) 118—28.

An manchen privaten und öffentlichen Lehranstalten bestehen diese Einrichtungen der alten Schule noch jetzt in Kraft, zum Teil unter Beibehaltung der alten Namen. Für den Zweck dieses kurzen geschichtlichen Rückblickes müssen wir uns mit einigen Bemerkungen über die einzelnen Arten jener Übungen begnügen, und zwar unter Beschränkung auf den höheren Unterricht seit dem sechzehnten Jahrhundert.

2. *Disputationen.* Die Schule, und auch die Hochschule, kann nie und nimmer ihrer Aufgabe gerecht werden, wenn sich der Unterricht einseitig auf die Tätigkeit des Lehrers in den Vorlesungen beschränkt. Erst dort wird derselbe ersprießliche und dauernde Früchte erzielen, wo er die Studierenden zu selbstgewollter Mitarbeit aneifert und anleitet und sie in methodischer Übung ihr eigenes Können allmählich entfalten lehrt.

Diese Erkenntnis, auf die man gerade in der letzten Zeit mit besonderem Nachdruck hingewiesen hat, war auch für den Unterricht in der alten Schule maßgebend. Als erste Übung sollten diesem Zwecke die verschiedenen Formen der Disputationen dienen.

Schon an den Universitäten des Mittelalters standen diese Übungen in hohen Ehren. Mag man der Scholastik auch noch so abhold sein und mit *Theobald Ziegler* gegen das allzu formalistische *Sic et non* der scholastischen Dialektik den Vorwurf erheben, daß in ihren Disputationen „der unfruchtbare Schulwitz und jener Geist der Eristik vor allem gezüchtet wurde“ (Gesch. der Pädagogik I § 6 in: Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre von *A. Baumeister* I 1^2 30), man wird doch nach einer ruhigen und sachlichen Prüfung aller in Betracht kommenden Faktoren dem Ergebnis seine Zustimmung nicht versagen

können, das *Friedrich Paulsen* mit den Worten ausspricht: „Und was die Disputationen anlangt, so dürfte das Mittelalter über ihren Wert sich schwerlich in einer Täuschung befunden haben. Sie waren ohne Zweifel geeignet, eine große Präsenz des Wissens und eine erstaunliche Geübtheit im Auffassen von Argumentationen hervorzubringen" (Gesch. des gelehrten Unterrichts I² 38). Dabei bemerkt Paulsen, daß er in der scholastischen Philosophie und ihrem Unterrichtsbetrieb zu wenig bewandert sei, um eine Rettung jener mittelalterlichen Einrichtungen versuchen zu können (ebd. 36).

Auf den Wert und die Weise der Disputationsübungen wollen wir jetzt nicht näher eingehen (vgl. darüber n. 18 im 5. Kapitel p. 53—7). Wie die Leiter und Lehrer der mittelalterlichen Universitäten sahen auch die Vertreter der alten Schule seit dem sechzehnten Jahrhundert in diesen Übungen ein Hauptmittel, nicht bloß um die Präsenz des Wissens und die Geübtheit im Auffassen zu fördern, sondern auch um das Wissen zu vertiefen und eine fruchtreiche Selbsttätigkeit und Mitarbeit der Studierenden zu erzielen. Freilich war diese Selbsttätigkeit frei von dem modernen Ehrgeiz, neue Wahrheiten zu finden und diese „eigengemachte Weisheit" vom Katheder herab feilzubieten. Innerhalb des Wissensgebietes, das zunächst im Vordergrund des Interesses stand, wird man jedoch auch die spekulative tiefere Begründung und Weiterbildung einer Lehre und die Anwendung der Prinzipien auf neue Fälle und Verhältnisse und eine allseitigere Lösung der entgegenstehenden Schwierigkeiten als eine fruchtreiche Art von produktiver wissenschaftlicher Tätigkeit bezeichnen dürfen. Gerade dazu boten aber die Disputationen den Studierenden die mannigfachste Anregung und Förderung.

Man unterschied mehrere Arten von Disputationen je nach der größeren oder geringeren Feierlichkeit des Aktes. Wie man an den Universitäten des Mittelalters in allen Fakultäten neben den regelmäßigen kleineren Wiederholungen (*repetitio* oder *resumptio*) die *disputationes ordinariae*

und die feierliche *disputatio quodlibetica* gehalten hatte (vgl. *Otto Kaemmel* in: Geschichte der Erziehung von *K. A. Schmid* II 1,434—8), so gab es auch später außer den täglichen Übungen, die sich unmittelbar an die Vorlesungen anschlossen und *circuli* oder *scabella* genannt wurden, auch wöchentliche und monatliche Disputationen und feierliche Akte über einen größeren Teil oder auch das ganze Gebiet der Studien einer Fakultät. Die wöchentliche Disputierübung hieß meistens *sabbatina,* weil sie in der Regel auf den Sonnabend verlegt wurde, während die *menstrua* wenigstens einige Male im Semester wiederkehrte und ein *actus sollemnis* oder *publicus* in der Regel den Anfang oder das Ende des Schuljahres auszeichnete.

Auf diese von den früheren Schulen übernommenen Übungen wurde in der Studienordnung der Gesellschaft Jesu von Anfang an ein ganz besonderes Gewicht gelegt. Schon die Konstitutionen machen den Studierenden der Gesellschaft die Teilnahme an den Disputationen unter Hinweis auf den großen Nutzen derselben zur Pflicht (P. IV c. 6 n. 10) und die *Ratio studiorum* in den verschiedenen Redaktionen von 1586, 1599 und 1832 kommt immer wieder auf diese wichtige und nützliche Einrichtung zurück. Vgl. die *Ratio studiorum* von 1586, De repetitionibus und De disputationibus bei *G. M. Pachtler,* Ratio studiorum et institutiones scholasticae Societatis Jesu II (Monumenta Germaniae Paedagogica von *K. Kehrbach* V 98—107); Ratio stud. v. 1599 und 1832, Regulae Praefecti studiorum 8—16. 19. 20. 24. 25. 26; Regulae communes omnibus Professoribus superiorum Facultatum 11—18; Regulae Professoris Sacrae Scripturae 19. 20; Regulae Professoris Theologiae 14; Regulae Professoris Theologiae moralis 6; Regulae Professoris Philosophiae 16—20; Regulae Professoris Philosophiae moralis 3. 4 *(Pachtler* II 276 ff. 290 f. 298. 308. 324 ff. 340 ff); Regulae Scholasticorum 5. 6; Institutio eorum, qui per biennium privato studio Theologiam repetunt 9 (ebd. 452. 454).

Als Ergänzung der Disputierübungen wurde für die Moraltheologie die *collatio casuum conscientiae* (auch einfach *casus* genannt) angeordnet, während im mathematischen Unterricht neben den üblichen Wiederholungen das *problema* die Stelle der Disputation vertrat (Reg. Prov. 13—15; Reg. Prof. Theol. mor. 7—10; Institutio eorum, qui per biennium priv. stud. Theol. repetunt 2; Reg. Prof. Mathematicae 2. 3. *Pachtler* II 240. 326 ff. 452. 348).

Vgl. *Pachtler* I (Monumenta Germ. Paed. II) 258—60 „Ordo servandus in publicis disputationibus“ (um 1580); *Ant. Possevino,* Biblio-

theca selecta I c. 7 (Romae 1593) p. 41 f (deutsch. von *G. Fell* in: Bibliothek der kath. Pädagogik hgb. von *F. X. Kunz* XI 455 f); *Bernh. Duhr,* Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu 3 (ebd. IX 159—66).

Es bedarf kaum der ausdrücklichen Bemerkung, daß diese Disputierübungen nicht bloß in den Jesuitenschulen, sondern auch in allen übrigen alten höheren Lehranstalten, und zwar sowohl in der theologischen als auch in der juristischen und in der philosophischen (Artisten-) Fakultät, eifrig gepflegt wurden. So bestimmten, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, die im J. 1653 veröffentlichten Statuten der Salzburger Benediktineruniversität über den Besuch dieser Disputationen: „Quamvis omnium sit comparere ad Theses et Disputationes publicas, singulariter tamen omnes et singuli illius Facultatis Studiosi, cuius Theses habentur, venire et toto die interesse tenentur, secus a Decano illius Facultatis poena pecuniaria determinata mulctabuntur" (bei *Magnus Sattler,* Collektaneenblätter zur Geschichte der ehem. Benediktineruniversität Salzburg [Kempten 1890] p. 34).

3. Akademien. In noch höherem Maße als bei den Disputationen wurde die selbsttätige Mitarbeit der Studierenden in den alten Schulen angeregt durch die sogenannten Akademien. Weil diese Einrichtung vorzüglich durch die Ratio studiorum der Gesellschaft Jesu ihre besondere Ausbildung erhalten hat, muß diese Studienordnung als Hauptquelle für die Kenntnis derselben dienen.

Mit dem Namen *academia* bezeichnet man einen wissenschaftlichen Verein der ausgezeichneteren Studierenden, die zu bestimmten Zeiten unter Vorsitz eines Lehrers oder seines Stellvertreters zu privaten wissenschaftlichen Übungen sich versammeln.

Der Zweck dieser Vereine fällt fast ganz mit dem unserer heutigen Seminare zusammen. *Bernh. Duhr* sagt darüber mit vollem Recht: „Der Jüngling soll lernen, die freien Augenblicke, die ihm nach der Schule, den Pflichtarbeiten und einer anständigen Erholung übrig bleiben, gut und fruchtbar zu verwenden. Er soll in früher Jugend Hinneigung zu den geistigen Gütern der Menschheit, zu Tugend und Wissenschaft, fassen und sie betätigen, und zwar aus sich selbst: Spontaneität, Aktivität, Energie sind die drei Geheimnisse des geistigen Fortschrittes, handle es

sich um Tugend oder Wissenschaft oder Kunst. Zugleich sind diese akademischen Schülervorträge eine gute Vorschule für künftige Lehrtätigkeit und wissenschaftliche Verwertung des Gelernten; sie gewöhnen an die Behandlung gelehrter Dinge und an die Genauigkeit im Forschen; denn das Vorgetragene wird durchaus nicht gläubig hingenommen, sondern es folgt eine Diskussion und Disputation, die gerade den schwächeren Teilen der Abhandlung zusetzt" (Die Studienordnung der Ges. Jesu 3. Bibliothek der kath. Pädagogik IX 129).

Mitglieder der Akademie sollen nach den Bestimmungen der Studienordnung nicht alle Angehörigen einer Klasse oder eines Kurses sein, sondern nur die besseren, die durch Talent und Tugend sich auszeichnen; denn die Akademie soll ein „coetus studiosorum ingenio et pietate praestantium ex omnibus scholasticis delectus" sein, wie die Ratio studiorum von 1832 sich ausdrückt (Reg. Acad. 1).

Über die Verfassung der Akademie bemerkt B. Duhr: „In der Leitung der Akademie ist das monarchische und das demokratische Prinzip vereinigt. Der Rektor des Kollegs wählt aus den Professoren oder den übrigen Patres den Vorsitzenden oder Moderator, die Mitglieder aber wählen alle drei bis vier Monate mit geheimen Stimmzetteln und durch Stimmenmehrheit den Magistrat der Akademie, nämlich den Rektor, seine zwei Räte und den Sekretär, auch andere Würdenträger, wenn die große Zahl der Mitglieder es nötig machen sollte" (aaO. 129).

Als Mittel zur Erreichung des angestrebten Zieles stehen der alten Akademie mehr oder weniger sämtliche Übungen des modernen Seminars zur Verfügung. Mochte auch nach der alten Ratio studiorum von 1599 das Hauptgewicht in den gewöhnlichen Sitzungen auf die Wiederholung, Aneignung und Vertiefung des in der Schule vorgetragenen Stoffes gelegt werden, so boten doch auch diese alten Bestimmungen in der Erörterung von wissenschaftlichen Fragen, bei den feierlichen akademischen Akten und in der öffentlichen Verteidigung von Thesen ein weites

Feld für die Förderung und Entfaltung der Selbsttätigkeit bei den Studierenden. Die neue Studienordnung von 1832 legte noch mehr Nachdruck auf diese Ausbildung des eigenen Schaffens bei den Akademikern, indem sie an Stelle der regelmäßigen Wiederholungen als Hauptübung der Akademie die sogenannten Vorlesungen bestimmte. Es sind darunter eigentliche Seminararbeiten verstanden, die von den Mitgliedern in den Sitzungen vorgelesen werden. Die anschließende Diskussion bietet allen Akademikern Gelegenheit, ihre Bemerkungen über die behandelte wissenschaftliche Frage vorzulegen und Einwürfe gegen die vorgetragene Meinung zu erheben. Außerdem wird auch nach der neuen Ordnung durch feierliche akademische Akte und halböffentliche oder öffentliche Sitzungen in Gegenwart eines größeren Auditoriums noch mehr Gelegenheit zur Selbsttätigkeit und zum öffentlichen Auftreten geboten.

Der große Nutzen dieser wissenschaftlichen Übungen liegt auf der Hand. „Eine einzige selbständige wissenschaftliche Arbeit, die nach eingehenden Studien zu Papier gebracht wird, ist dann auch für die eigene wissenschaftliche Erkenntnis und Methode von großer Bedeutung und wirkt anregend und fördernd auf das übrige Studium ein" (*Duhr*, Studienordnung 136). Derselbe Autor fügt aber mit vollem Recht hinzu: „Der Erfolg in den Akademien hängt ebensowie in unseren akademischen Seminarien hauptsächlich von dem Moderator, dem Leiter, ab. Wenn er für sein Fach begeistern kann, wenn er die vielen interessanten Fragen aufzuschließen vermag, die oft in einem ganz abstrakten Thema verborgen sind, wenn er dabei zu eigenem selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten an der Hand der ersten Quellen anzuregen versteht, dann wird der Zweck dieser Akademien ganz gewiß erreicht werden und es wird nie an Männern fehlen, die nicht allein für die Tugend, sondern auch für die Wissenschaft begeistert sind" (ebd.).

Für die näheren Bestimmungen sind die Vorschriften der Studienordnung von 1599 und 1832 zu vergleichen (bei *Pachtler*, Ratio studiorum et institutiones scholasticae Soc. Jesu II 460—81). Eine gute

Zusammenstellung und Erläuterung der einzelnen Punkte bietet *B. Duhr*, Studienordnung p. 128—36. — Auch für die verschiedenen Arten der Akademie (Akademie der Grammatiker, der Humanisten und Rhetoriker, der Philosophen und Theologen) möge der Hinweis auf diese Bestimmungen genügen.

4. Fachwissenschaftliche Seminare. Während die Disputationen für alle Studierenden und die eigentlichen Akademien wenigstens für einen größeren Kreis derselben bestimmt waren, sollte eine dritte Einrichtung der alten Schule nur jenen zugute kommen, die sich in einem einzelnen Fache weiterbilden oder für die Tätigkeit im Lehramte vorbereiten wollten. Auch für diese mit unseren modernen Seminaren noch näher verwandten Einrichtungen sind wir auf die Studienordnung der Gesellschaft Jesu als Hauptquelle unserer Kenntnis angewiesen.

In den Bestimmungen dieser Ratio studiorum werden zwei Arten von solchen Seminaren berücksichtigt. Bei der ersten handelt es sich um die Förderung einzelner Studierender in einem bestimmten Fachstudium. Die Übungen, welche dafür angeordnet sind, werden ebenfalls als „Akademie" bezeichnet, obwohl sie sich von den allgemeinen Vereinen dieses Namens in mehr als einem Punkte unterscheiden.

Zu dieser ersten Klasse gehören die griechischen und hebräischen Akademien und die besonderen Übungen für die Mathematik. Es ist davon die Rede in der 8. und 20. Regel des Provinzials und in der 7. Regel des Rektors (*Pachtler* II 236. 256. 268). Die letztere bestimmt, daß der Rektor für die Einrichtung von Akademien des Griechischen und Hebräischen Sorge trage, in welchen die Akademiker wöchentlich 2—3mal, und zwar an freien Tagen, solche Übungen veranstalten, daß daraus tüchtige Vertreter der beiden Sprachen im privaten und öffentlichen Leben hervorgehen („ut inde prodire possint, qui harum linguarum scientiam et dignitatem privatim ac publice tueantur").

Über die Arbeiten in diesen Akademien bemerkt *B. Duhr:* „Diese Akademien üben nicht bloß die Gram-

matik, Philologie, den Stil, sondern auch die Lektüre und Literatur der beiden Sprachen; Abhandlungen werden verfaßt, vorgelesen und diskutiert; irgend ein griechischer Autor oder ein Buch des Alten Testamentes wird abschnittweise zur Übersetzung und Erklärung unter die Akademiker verteilt und so zum Gemeingut aller“ (Studienordnung 135). Eine derartige Akademie ist der Sache nach ganz dasselbe mit unseren akademischen Seminaren und würde im Betriebe der modernen Universität ohne weiteres auch den Namen eines fachwissenschaftlichen Seminars erhalten.

Daß dieser Name „Seminar“ für eine ähnliche Einrichtung in der alten Schule bekannt war, zeigt die zweite Art der in der Ratio studiorum vorgesehenen Übungen. Sie haben den Zweck, die Lehramtskandidaten für ihre spätere Berufstätigkeit in geeigneter Weise vorzubereiten. Sie werden von der Studienordnung zwar auch als eine Art von Akademie bezeichnet, führten aber, wie aus anderen Nachrichten hervorgeht, auch den Namen eines Seminariums.

Die Ratio studiorum redet von denselben in der 30. Regel des Provinzials und in der 9. des Rektors. Die erste lautet: „Und damit sie [die Kandidaten] ihr Lehramt mit desto besserer Vorbildung antreten, ist es besonders notwendig, daß sie in Privatakademien hiezu vorgeübt werden. Dem Rektor wird daher die genaue Ausführung der Vorschrift seiner 9. Regel sehr empfohlen“. In dieser 9. Regel des Rektors heißt es: „Damit die jungen Lehrer der unteren Klassen ihr Amt nicht ohne eine praktische Vorbildung antreten, soll der Rektor des Kollegs, aus dem die Lehrer der Humaniora und der Grammatik gewöhnlich genommen werden, einen sehr erfahrenen Schulmann auswählen; bei diesem sollen sich gegen Ende ihrer Studien die künftigen Lehrer wöchentlich dreimal eine Stunde lang einfinden, damit sie gegenseitig durch Vorlesen, Diktieren, Schreiben, Korrigieren und andere Arbeiten eines tüchtigen Lehrers zu ihrem neuen Schulberufe vorgebildet werden“ (*Pachtler* II 262 f. 270 f).

Wie man sieht, haben die hier ins Auge gefaßten Übungen den Zweck, den Kandidaten des Lehramtes außer der im gewöhnlichen Unterricht und in den übrigen Akademien erlangten wissenschaftlichen Vorbildung auch die notwendige praktische und formelle Schulung für ihren Beruf zu bieten. Es lag nahe, die beiden Arten dieser vorbereitenden Übungen miteinander zu vereinigen, und so wurden schon vor der Veröffentlichung der Studienordnung von 1599 philologische Seminare ins Leben gerufen, welche ausschließlich oder doch hauptsächlich für die wissenschaftliche und praktische Heranbildung der Lehramtskandidaten bestimmt waren.

Es möge genügen, als Beispiel hier das Seminar von Palencia in Spanien zu erwähnen, das auf Anordnung des Generals der Gesellschaft Jesu im Jahre 1579 durch den Visitator der kastilianischen Provinz, P. *Diego de Avellaneda,* begründet wurde. Der durch seine pädagogischen Schriften bekannte P. *Juan Bonifacio* (1538—1606) spricht sich in seinen Briefen wiederholt über den großen Nutzen und die Bedeutung dieses philologischen Seminars aus. So schreibt er einige Jahre nach dessen Errichtung unter anderem an seinen Gründer: „Wiewohl du nicht diese Einrichtung zuerst erfunden, denn ihre Erfindung ist sehr alt, so hat doch niemand vor dir derselben eine so vortreffliche Ausstattung gegeben. Denn du hast aus den verschiedenen Kollegien unserer Provinz, welche du als Legat des Pater General besuchtest, die besten Zöglinge in das Kolleg von Palencia wie in ein trojanisches Pferd gesammelt und dem tüchtigsten Professor zur Ausbildung anvertraut. Der Erfolg ist so glücklich, daß diese unsere Provinz, dank dem von dir gegründeten *Seminar* (tui beneficio *seminarii*), in der griechischen und lateinischen Literatur mit Italien wetteifern kann. Der Nachwuchs an Lehrern, an dem uns die Nationen jenseits der Alpen voraus waren, mehrt sich wunderbar. Es ist kein Mangel an solchen, welche die ermüdeten Lehrer unterstützen oder ersetzen können; die geistige Barbarei schwindet, die Sprache verfeinert sich und die Schmach einer unedlen Sprache, um deren willen das Ausland über uns zu lachen pflegt, wird von uns genommen. Möge das Seminar fortbestehen, wie es begonnen, mögen fromme und talentvolle Schüler dort gebildet werden. Mögen die Provinziale, wofern sie wünschen, daß dieser süße Honig der Sprache bereitet werde, aus jeder Provinz die Blüte auslesen. Kein Tag vergehe ohne Übungen im Reden und Schreiben! Cicero, der Meister der lateinischen Sprache, sei stets in ihren Händen. Virgil werde fleißig gelesen, denn er lehrt am besten den Versbau. Aus den Possen des Plautus und Terenz wähle man die Stücke aus, welche zur

Bildung des Geistes beitragen können, und deren gibt es viele. Auch jene Stellen in diesen beiden Dichtern übergehe man nicht, die, wenngleich in Versen abgefaßt, doch zur Bereicherung der Redekunst beitragen. Die Unsrigen sollen sich mit der Geschichte vertraut machen, die hebräische und griechische Sprache erlernen und im Altertum zu Hause sein. Dann wird unser Volk den Beifall Italiens ernten . . . So unterliegt es auch keinem Zweifel, daß nicht nur aus den großen und herrlichen Seminaren Gregors [XIII], sondern auch aus dieser deiner kleineren Stiftung Lehrer hervorgehen, welche fähig sind zum Lehrfache und zu nützlicher Tätigkeit in der Kirche, und daß aus jenen Häusern wie aus einer reichen Grube lebendige Steine hervorgehen, sei es zum Aufbau, sei es zur Ausbesserung des Tempels Gottes. Unserer Provinz konnte kein zeitgemäßeres und nützlicheres Geschenk zuteil werden. Sie war von Schulen fast erdrückt, jetzt aber atmet sie wieder auf . . . Wir haben genug Last und Arbeit übernommen; wohl uns, wenn wir darin ausharren bis zum Ende, ohne ausgezischt zu werden! Diesen glücklichen Erfolg verbürgt uns einzig und allein diese Art von Seminaren" (Der fruchtbringende Weise [De sapiente fructuoso] I. Buch 6. Brief [De utilitate seminarii], übersetzt von *H. Scheid* in: Bibliothek d. kath. Pädagogik XI 195—9).

Derselbe im Lehramt ergraute Pädagoge drückt seine Freude über die Gründung des philologischen Seminars zu Palencia schon bald nach der Errichtung in einem Brief vom 27. Juli 1579 an den Pater General aus (ebd. p. 43) und schreibt über die Teilnahme an den Übungen des Seminars an einen jüngeren Ordensgenossen: „Es freut mich von Herzen, daß du dich mit Eifer auf die griechische und lateinische Sprache verlegst und in dem Seminar, nicht der Philosophen und Theologen, sondern der klassischen Studien gerne weilst. Ich danke dem allmächtigen Gott, der dir nicht nur dieses Verlangen eingeflößt, sondern auch die Gelegenheit zu diesem Studium und die Zeit zur Vollendung desselben gegeben hat. Denn ich sehe die Bedeutung der Seminarien von einem höheren Gesichtspunkt an" (ebd. I Buch 7. Brief [De latinitatis seminario a nostris fratribus adamando] p. 109).

Über ähnliche „humanistische Seminarien" in anderen Provinzen der Gesellschaft Jesu vgl. *Pachtler,* Ratio studiorum IV 175—235; *Fr. Paulsen,* Gesch. d. gelehrten Unterrichts[2] I 387 f; *Bernh. Duhr,* Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge I (Freiburg 1907) 551—3.

5. Freilich wäre es sicherlich unrichtig, ein solches philologisches Seminarium des 16. Jahrhunderts ohne weiteres dem Institut gleichen Namens im 20. Jahrhundert gleichzustellen. Denn abgesehen von anderen Unterschieden gab es eben damals an den Universitäten noch keine

eigentlichen philologischen Vorlesungen, als deren Ergänzung unsere heutigen akademischen Seminare die Vorbildung des Lehramtskandidaten weiterführen und vollenden sollen. So mußte das alte Seminar auch für diese noch fehlenden Vorlesungen einigermaßen Ersatz bieten und im allgemeinen die auf dem Gymnasium erlangte Ausbildung vertiefen, vervollständigen und zum Abschluß bringen.

Aber wenn wir, wie anfangs bemerkt, den inneren Kern und das wesentliche Element der seminaristischen Bildungsweise ins Auge fassen, so dürfte aus dem Gesagten zur Genüge hervorgehen, daß auch die alte Schule in den verschiedensten Weisen das kannte und liebte und übte, was wir heute als Seminarbildung bezeichnen. Das Bäumchen ist zu einem großen und herrlichen Fruchtbaum geworden; aber es war nicht erst neu zu setzen, es brauchte nur zu wachsen und sich zu entwickeln, um in den modernen Seminaren die reichsten Früchte zu tragen.

Ähnliche seminaristische Übungen wurden auch in anderen gelehrten Schulen unter Leitung eines hervorragenden Mannes der Wissenschaft mit großem Eifer abgehalten. So versammelte zB. der Benediktiner *Benedikt* (Bernardin) *Bacchini* (1651—1721) eine auserwählte Schar von Schülern in seiner Zelle zu gelehrten Arbeiten und Erörterungen; manche derselben taten sich später durch ihre wissenschaftlichen Arbeiten hervor (*H. Hurter*, Nomenclator litterarius II² [IV] 1184). Der große Exeget *Augustin Calmet* aus demselben Orden (1672—1757) begann schon bald nach Übernahme des biblischen Lehrstuhles mit seinen Schülern praktische exegetische Übungen abzuhalten, durch die er selbst für seine großen Veröffentlichungen vielfache Förderung fand (ebd. 1353). Der Dominikaner *Thomas Vinzenz Moniglia* (1686—1767) hielt ähnliche praktische Privatkurse für seine Schüler aus dem Gebiet der Geschichte und Geographie und aus anderen Fächern [ebd. III² [V] 57). Der Franziskaner *Wilhelm Smits* aus Kevelaer am Niederrhein (1704—1770), der als Exeget einen großen Ruf hatte, leitete das *„collegium philologiae sacrae“* im Kloster der Minderbrüder zu Antwerpen (ebd. 84). Die Beispiele für ähnliche seminaristische Einrichtungen und Bestrebungen in den alten Schulen ließen sich leicht vermehren[1]).

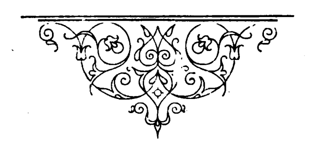
---

[1]) Den Hinweis auf die angeführten Beispiele verdanke ich Professor *Hermann van Laak* in Rom.



Außer den schon genannten Schriften ist noch zu vergleichen: *G. M. Pachtler,* Die Reform unserer Gymnasien (Paderborn 1883) 61. 85—94. 244—9. 261 f. 282; *Joh. Janssen,* Geschichte des deutschen Volkes VII[13] (Freiburg 1904) 97. 111—5. Zu *Ernst von Sallwürcks* Darstellung der „Entwicklung und Ausbreitung des jesuitischen Schulwesens im 17. und 18. Jahrhundert“ in: Gesch. der Erziehung von *K. A. Schmid* V 2 (Stuttgart 1901) vgl. Hist.-pol. Blätter CXXIX (1902 I) 232—40: „Das Bildungswesen der Jesuiten seit 1600“.

Es wäre lehrreich, dem Gebrauch des Namens „Seminar“ in seiner Anwendung auf derartige geistige Bildungsanstalten nachzugehen. In der klassischen und nachklassischen Sprache bezeichnet *seminarium* entweder eine „Pflanzschule“ (plantarium) im eigentlichen Sinne oder übertragen die Ursache, den Anfang, die Quelle einer Sache. Am nächsten kommt der späteren Bedeutung „Seminar“ der klassische Gebrauch in Verbindungen wie „seminarium Catilinarium“ (*Cic.*, Cat. 2,10) oder „veterani seminarium iudicum tertiae decuriae“ (*Cic.*, Phil. 13,2) oder „seminario exiguo militum relicto“ (*Liv.* 6,12) u. ä. (vgl. *Du Cange* und *Forcellini* s. v.). Auch die von *Hch. Ed. Dirksen,* Manuale latinitatis fontium iuris civilis Romanorum (Berlin 1837) s. v. für die Bedeutung „schola“ aus dem Corpus iuris civilis angeführte Stelle „adsciscere in seminarium dignitatum“ (Nov. Valentiniani III de postulando II 2 vom 13. August 442; in der Ausgabe von *Th. Mommsen* und *Paul M. Meyer* II [Berlin 1905] p. 77 f) geht nach dem Zusammenhang nicht über die alte Bedeutung hinaus. In den Beschlüssen des Trienter Konzils (sessio 23 c. 18 de reformatione) ist dagegen der Gebrauch von „seminarium“ neben „collegium“ zur Bezeichnung der geistlichen Bildungsanstalten üblich. Ebenso heißt das philologische Seminar von Palencia in den angeführten Briefen des P. *Juan Bonifacio* bald „collegium“ bald „seminarium“ (in der lateinischen Ausgabe der Schrift „De sapiente fructuoso“ [Ingolstadii 1606] p. 107. 109. 115. 119 u. ö.).



Zweites Kapitel

Entwicklung der Seminare an den modernen Universitäten

6. Die Hochschulseminare im allgemeinen. Die Entwicklung der Seminare an den modernen Universitäten ist auf allen ihren Stufen durch die gleiche Erkenntnis beeinflußt, die auch bei den alten Schulen zu einer sehr nachdrücklichen Betonung der praktischen Übungen geführt hatte. Einerseits mußte darauf Bedacht genommen werden, dem bloß rezeptiven Verhalten der Studierenden möglichst wirksam entgegenzutreten und allen die notwendige Anregung und Anleitung zu einer selbständigen produktiven Tätigkeit zu bieten. Andererseits war es namentlich für die Kandidaten des höheren Lehramtes unumgänglich nötig, ihnen außer einer gründlicheren Einführung in die humanistischen Studien der Philologie, Geschichte, Archäologie usw. auch die entsprechende pädagogische Vorbildung hinsichtlich der formellen und praktischen Seite ihrer späteren Berufstätigkeit zu ermöglichen.

Während die erstere Rücksicht fast in allen wissenschaftlichen Disziplinen die Abhaltung von praktischen Übungen veranlaßte und damit von selbst den Weg der seminaristischen Bildung betreten ließ, führte das letztere Moment zur ersten Einrichtung von eigentlichen Universitätsseminaren. Die ersten Anstalten dieser Art kamen daher den philologischen Studien zugute, in deren Dienst

sie auch heute noch vielleicht mehr als auf den meisten übrigen Gebieten eine liebevolle Pflege erfahren und reife Früchte zeitigen.

Das erste philologische Hochschulseminar wurde 1697 durch *Christoph Cellarius* (1638—1707) an der Universität Halle als *collegium elegantioris litteraturae* errichtet. Die Anstalt sollte vor allem dem Verfall der klassischen Studien an der Universität entgegenwirken und insbesondere den künftigen Lehrern an Gymnasien und anderen Schulen die nötige Ausbildung geben. Sie blieb aber ohne nachhaltige Wirkung, da die Theologie und die Jurisprudenz fast ausschließlich das Interesse der Studenten in Anspruch nahmen und ein Verständnis für selbständige philologische Studien noch zu wenig vorhanden war.

Etwas mehr Erfolg hatte das *Seminarium philologicum*, das *Joh. Matth. Gesner* (1691—1761) im J. 1737 an der drei Jahre zuvor errichteten Universität Göttingen ins Leben rief. Es hatte den Zweck, die Studierenden der Theologie, von denen viele eine Zeitlang im Lehramt tätig sein sollten, auf diese Wirksamkeit in der Schule vorzubereiten durch fachwissenschaftlichen Unterricht in der Philologie, Mathematik und Naturwissenschaft, Geschichte und Geographie, ferner durch pädagogische Unterweisung in der Unterrichtsmethode und durch praktische Einübung derselben im Schulehalten. Unter der vorzüglichen Leitung Gesners, welcher fast 25 Jahre hindurch an der Spitze der Anstalt blieb, entfaltete diese einen günstigen Einfluß auf die Heranbildung von geeigneten Lehrkräften. Doch gelangte auch hier die Philologie noch nicht zur Anerkennung als einer selbständigen Wissenschaft; für die meisten dieser Lehramtskandidaten blieb auch die Tätigkeit in der Schule nur eine Durchgangsstufe für das geistliche Amt.

Das erste ausschließlich fachwissenschaftliche philologische Hochschulseminar wurde von *Friedrich August Wolf* (1759—1824) im J. 1787 an der Universität Halle begründet. Zwar sollten nach den Bestimmungen des Oberschulkollegiums auch bei diesem Seminar die praktischen Interessen

in der Heranbildung von geschickten Schulmännern nicht außer acht gelassen werden. Tatsächlich aber betrachtete der Vater der klassischen Philologie und Altertumswissenschaft es als die Hauptaufgabe seiner Stiftung, gelehrte Philologen heranzubilden, und diese Aufgabe hat das Institut unter der 23jährigen Leitung seines Gründers auch in hervorragender Weise erfüllt. Allerdings mußte Wolf selbst im J. 1810 bei den Verhandlungen über die Errichtung eines ähnlichen philologisch-pädagogischen Seminars in Berlin ausdrücklich einen doppelten Mangel seiner Halleschen Gründung anerkennen, nämlich „daß junge Leute oft schon in der ersten Hälfte ihrer Studien zu einer gelehrten Tätigkeit getrieben wurden, ehe sie ihre eigene tiefere Bildung weit genug gebracht hatten, und daß alles Praktische beinahe ganz fehlte“.

Wie in Berlin so wurden im Lauf des 19. Jahrhunderts an allen deutschen und ebenso an den österreichischen Universitäten und im Ausland philologische Seminare für die klassischen Studien nach dem Muster der Wolfschen Anstalt in Halle eingerichtet. Zu den altphilologischen traten dann allmählich ähnliche Institute für die übrigen Zweige des akademischen Unterrichtes hinzu, vorzüglich für den neusprachlichen, geschichtlichen und geographischen, naturwissenschaftlichen und mathematischen Unterricht. Um die Übungen des Seminars auf einen kleineren Kreis beschränken und erfolgreicher gestalten zu können, wurde vielfach ein sogenanntes *Proseminar* als Vorstufe für die Studierenden der ersten Semester eingeführt.

Der gemeinsame Zweck dieser Seminare ist vorzüglich die methodische Schulung und Anleitung zu selbständigem wissenschaftlichen Arbeiten und Forschen auf den einzelnen Gebieten des akademischen Unterrichts. Die bei dieser wissenschaftlichen Ausbildung vernachlässigte praktische Vorbereitung für die Tätigkeit im Lehrfach soll den Kandidaten in eigenen pädagogischen Seminaren geboten werden, die teils in Verbindung mit der Universität, teils

in Verbindung mit der Schule für die nötigen praktischen Übungen Sorge tragen.

Näheres über die Geschichte der Seminare vgl. bei *F. Paulsen*, Gesch. des gelehrten Unterrichts[2] I 531. 542 f. 560. 578 f; II 24 ff. 37 ff. 44—6. 79 f. 88 f. 222—6. 256—8. 269—76. 622—4; *A. Baumeister*, Die Einrichtung und Verwaltung des höheren Schulwesens (= Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre I 2. München 1897) 25—7.; *W. Fries*, Die Vorbildung der Lehrer für das Lehramt, im gleichen Handbuch d. Erz.- und Unterrichtslehre II 1 B (München 1895) 1—108. — Für die einzelnen Seminare sind die Darstellungen der Geschichte einer jeden Universität sowie die einschlägigen Monographien zu vergleichen, wozu der zweite Teil der „Bibliographie der deutschen Universitäten" von *Wilh. Erman* und *Ew. Horn* die besten bibliographischen Angaben bietet.

7. Die theologischen Seminare im besonderen. Daß die Entwicklung der seminaristischen Bildungsweise auch für die theologischen Studien von heilsamem Einflusse sein mußte, bedarf keines besonderen Nachweises. Über die protestantischen theologischen Fakultäten in Deutschland bemerkt zB. *W. Fries*: „Die Theologen wirken neben der Vorbildung für die Praxis sehr eifrig und erfolgreich nach dieser Seite hin [in seminaristischen Übungen] und ziehen jeden angeregten Studenten zu intensiver, selbständiger Teilnahme heran; dafür sind die exegetischen, dogmatischen, kirchen- und dogmengeschichtlichen Übungen, welche neben den homiletischen und katechetischen hergehen, ein genügender Beweis" (bei *A. Baumeister*, Handbuch II 1 B p. 17). Auch an den katholischen theologischen Fakultäten Deutschlands wurden in den letzten Jahrzehnten Seminare für die verschiedenen Fächer eingeführt und mit bestem Erfolge weiter ausgebildet.

In Österreich haben die gleichen Einrichtungen zuerst an der theologischen Fakultät zu Innsbruck bestanden.

H. Zschokke bemerkt darüber: „An der theologischen Fakultät in Innsbruck hat sich unter den theologischen Fakultäten der Monarchie das Institut der Privatdozenten zuerst und mit gutem Erfolge eingebürgert. Auch haben die Jesuiten analog den übrigen Fakultäten Se-

minarien an ihrer Fakultät eingeführt, und zwar ein dogmatisches, homiletisches, biblisches und propädeutisches, und so den Beweis geliefert, daß bei richtigem Verständnis und gutem Willen diese Institute, welche sich an den weltlichen Fakultäten so gut bewähren, auch für die theologischen Fakultäten möglich, wünschenswert und ersprießlich seien" (Die theologischen Studien und Anstalten der kath. Kirche in Österreich [Wien u. Leipzig 1894] 252). Im gleichen Sinne heißt es in der Festschrift des Innsbrucker akademischen Senates zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum S. M. des Kaisers Franz Joseph I.: „Dazu kommen noch [an der theologischen Fakultät] Übungen teils wissenschaftlicher, teils praktischer Art, welche anfangs privatim abgehalten wurden, seit 1864 (1863—64) auch unter dem Titel: Repetitorium, Disputationes, Academia, Collationes, Übungen, später auch als Seminar im Vorlesungsverzeichnis angekündigt werden. Am ältesten sind jene über Dogmatik, Kirchenrecht, Moraltheologie und geistliche Beredsamkeit; jetzt sind auch solche aus Philosophie und hebräisch eingeführt" (Die Leopold-Franzens-Universität zu Innsbruck in den Jahren 1848—1898 p. 20). Ein Blick in die Verzeichnisse der Vorlesungen zeigt, daß die Aufzählung der seminaristischen Übungen an der Innsbrucker theologischen Fakultät weder bei Zschokke noch in der akademischen Festschrift Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann. Denn die Übungen, welche zB. *Joh. Wenig* über „Analysis philologica pericoparum chaldaicarum Danielis et Esdrae" 1864—65 ankündigte, werden ebensowohl als seminaristische bezeichnet werden müssen wie die kirchengeschichtlichen Übungen „mit Anleitung zum kirchengeschichtlichen Quellenstudium", die *Hartmann Grisar* 1875—76 und öfters abhielt. Außerdem wurden von *Joh. B. Katschthaler* regelmäßig ein dogmengeschichtliches und ein apologetisches „Conversatorium" abgehalten, während später katechetische und liturgisch-praktische Seminarübungen unter *Michael Gatterer* hinzukamen. Seit 1901—02 kommen im biblisch-patristischen Seminar, außer der Interpretation von geeigneten Texten und der Charakteristik der neuesten einschlägigen Literatur, auch schriftliche Arbeiten der Mitglieder zur Besprechung; schon in früheren Jahren wurde wiederholt ein alttestamentliches Seminar von *Gust. Bickell*, ein „Seminarium exegeticum" von *Ant. Tuzer*, ein biblisches Seminar von *Joh. B. Nisius* gehalten.

Alle diese verschiedenen seminaristischen Übungen waren übrigens für die Innsbrucker theologische Fakultät durchaus keine neue Einrichtung. Denn da für die Studien an derselben seit der ersten Begründung der alten Innsbrucker Universität und schon früher seit dem Bestehen des theologischen Studiums in der Tiroler Hauptstadt die Ratio studiorum Societatis Jesu maßgebend gewesen war,

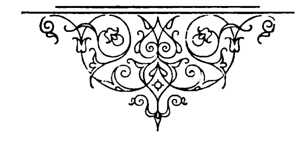
so standen auch die seminaristischen Übungen der alten Schule, wie wir sie im Vorausgehenden kennen gelernt haben, schon seit drei Jahrhunderten hier in Ansehen und wurden mit großem Eifer gepflegt. So wird auch in der „Geschichte der Universität in Innsbruck“ von *Jakob Probst* dieser alten Seminarübungen, namentlich in der Philosophie und Theologie, ehrenvoll gedacht (p. 48—53).

Ein großer Unterschied bestand allerdings noch immer zwischen diesen theologischen Seminarübungen und den verwandten Einrichtungen der anderen Fakultäten. Mit der regelmäßigen Aufnahme der Übungen in das vom Ministerium für Kultus und Unterricht genehmigte Verzeichnis der Vorlesungen war zwar eine gewisse Approbation seitens der Unterrichtsverwaltung gegeben, die auch vom Herrn Minister mündlich wiederholt in anerkennender Weise ausgesprochen wurde. Doch waren die Seminare bis vor wenigen Jahren von der Unterrichtsbehörde nicht als formell bestehende Institute anerkannt und erhielten auch keinerlei Unterstützung seitens derselben.

In dieser Beziehung hat die letzte Zeit einigen Fortschritt gebracht. Zunächst wurde die Errichtung eines wissenschaftlich-theologischen Seminars an der theologischen Fakultät in Wien zu Beginn des Studienjahres 1899—1900 genehmigt (vgl. *Beck - von Kelle,* Die österr. Universitätsgesetze [Wien 1906] n. 317) und nacheinander sieben selbständige Abteilungen desselben errichtet, nämlich ein alttestamentliches, neutestamentliches, kirchenhistorisches, apologetisches, moraltheologisches, kirchenrechtliches und pastoraltheologisches Seminar. Nachdem dann auch die Generalversammlung des österreichischen Episkopates zu Wien am 13. November 1901 die Errichtung von wissenschaftlichen Seminaren an allen theologischen Fakultäten beschlossen hatte (*Beck - von Kelle* n. 608), wurde die von der theologischen Fakultät zu Innsbruck schon im J. 1902 erbetene Anerkennung und Errichtung eines dogmatischen, biblisch-patristischen und kirchengeschichtlichen Seminars durch Erlaß des Ministeriums für Kultus und Unterricht

vom 2. November 1904, Z. 31.687 gewährt. Außerdem wurde die Errichtung von ähnlichen Seminaren an den übrigen theologischen Fakultäten Österreichs angeordnet.

Die im erwähnten Ministerialerlaß vom 2. November 1904 approbierten Seminarstatuten der Innsbrucker theologischen Fakultät, die nach dem Muster der Statuten des Wiener theologischen Seminars sowie der philologischen und juridischen Seminare entworfen wurden, gelangen im Anhang zum Abdruck.



Drittes Kapitel

Zweck und Bedeutung der seminaristischen Bildungsweise

8. Zweck der Seminare. Der Zweck der wissenschaftlichen Seminare ist im allgemeinen, durch geeignete Schulung tüchtige Vertreter für die einzelnen Zweige der wissenschaftlichen Studien auszubilden. Daher sollen sie 1) sachlich eine gründlichere fachwissenschaftliche Kenntnis eines Gebietes vermitteln; 2) formell mit der Methode des wissenschaftlichen Arbeitens und Forschens bekannt und vertraut machen; 3) praktisch durch mündliche und schriftliche Übungen die selbständige Mitarbeit der Studierenden anregen und fördern.

Schon aus dem kurzen Rückblick auf die geschichtliche Entwicklung der seminaristischen Bildung ergibt sich dieser Zweck als der stets von den Gründern und Leitern der Seminare erstrebte. Die Ratio studiorum Societatis Jesu von 1599 bezeichnet bereits in gleicher Weise die Aufgabe der griechischen und hebräischen Akademie mit den schon angeführten Worten: „ut inde prodire possint, qui harum linguarum scientiam et dignitatem privatim ac publice tueantur“ (Reg. Rect. 7). Auch nach den ältesten Seminarstatuten, wie sie zB. unter Mitwirkung von *F. A. Wolf* 1812 für Berlin und im gleichen Jahre für Breslau aufgestellt wurden, sind diese philologischen Institute dazu bestimmt, „diejenigen, die für die Altertumswissenschaft gehörig vorbe-

reitet sind, durch möglichst vielfache Übungen, welche in das Innere der Wissenschaft führen, und durch literarische Unterstützung jeder Art weiter und weiter so auszubilden, daß durch sie künftig diese Studien erhalten, fortgepflanzt und erweitert werden" (in: Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre von *A. Baumeister* II 1 B p. 16). Ebenso heißt es in den schon erwähnten Beschlüssen der Generalversammlung des österreichischen Episkopates zu Wien vom 13. November 1901 (I n. 14) über die theologischen Seminare: „Für die höhere Pflege der theologischen Wissenschaften und Aneignung der wissenschaftlichen Form und Methode sollen wenigstens an allen theologischen Fakultäten wissenschaftliche Seminare eingerichtet werden, damit teils die begabteren Studierenden der Theologie mit Erlaubnis ihrer geistlichen Oberen, teils die absolvierten Hörer und Aspiranten des Doktorates wie auch andere lernbegierige Priester eine formgerechte und tiefere theologische Bildung gewinnen und Anleitung zur literarischen Produktivität erhalten können" (*Beck - von Kelle* n. 608 p. 748).

Tatsächlich wird dieser Zweck auch mehr oder weniger überall in dem Betrieb der heutigen Universitätsseminare, wie er sich entsprechend der geschichtlichen Entwicklung allmählich gestaltet hat, angestrebt und vielfach mit glücklichem Erfolge erreicht. Dabei wird man in dem allgemeinen Streben nach fachwissenschaftlicher Schulung und Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses das genannte dreifache Moment mit Recht unterscheiden können, das der Aufgabe des einzelnen Seminars die konkrete Gestalt verleiht. Denn es handelt sich bei dieser wissenschaftlichen Schulung zunächst um eine gründlichere Kenntnis des Wissensstoffes auf jedem Gebiete der Forschung. Bei der immer mehr wachsenden Ausdehnung desselben ist es völlig unmöglich, in den allgemeinen und besonderen Privatvorlesungen alle zu einem Fach gehörigen Fragen in genügender Weise zu behandeln. Freilich wird auch ein Seminar den Stoff nicht erschöpfen können; aber es bietet doch die erwünschte Gelegenheit zu eingehenderer Erörterung von

wichtigen Spezialfragen, zu genauerer Information über die einschlägige alte und neue Literatur und vorzüglich zur gründlicheren und leichteren Aufklärung über einzelne Punkte und Schwierigkeiten, die erst in dem freien und unmittelbaren Verkehr des Seminars zur Aussprache und Lösung gelangen können.

Immerhin hat aber dieses sachliche oder stoffliche Moment bei der Aufgabe des Seminars nur eine mehr untergeordnete Bedeutung im Vergleich mit der formellen und praktischen Rücksicht. Mögen es auch nur wenige dem ersten „studiosus philologiae" *Friedrich August Wolf* nachmachen, es bliebe doch schließlich ein möglicher Weg, den dieser von 1777—79 in Göttingen bei seinem philologischen Studium einhielt. Wenigstens hinsichtlich des Stoffes könnte sich auch heute noch ein schaffensfreudiger Studiosus damit begnügen, in den Vorlesungen die Quellen und Hilfsmittel für sein Fach und die verschiedenen Disziplinen desselben zu erfahren und dann sich aus diesen selbständig Aufklärung und Belehrung zu suchen. Aber bei dieser Art von Studium wird den allermeisten dasjenige verschlossen bleiben, was für gründliche Schulung weit mehr als ausgedehnte Stoffkenntnis in die Wagschale fällt, und selbst die Begabtesten würden in der Regel doch nur nach langen, zeitraubenden und kraftzehrenden Umwegen zu einer recht unvollkommenen Kenntnis dieses wichtigeren Punktes gelangen. Es ist das formelle Moment in der Aufgabe der Seminare: sie sollen mit der Methode des wissenschaftlichen Arbeitens und Forschens bekannt und vertraut machen. Allerdings gibt es ja auch über die Methodik gar manche alte und neue und große und kleine Bücher und Abhandlungen, denen sich die vorliegenden „Beiträge" für die Praxis anschließen wollen. Aber all diese Methodenlehren und Methodologien können zwar manche nützliche Belehrung über Quellenkunde und Kritik, über Auffassung und Darstellung bieten: das eigentlich Formelle der methodischen Schulung vermögen sie nicht zu geben. Denn es handelt sich dabei um die Aus-

bildung der Fähigkeit, bei den verschiedenen Funktionen nach den bewährten Regeln der Methodik vorzugehen. Dazu genügt aber nicht die einfache Kenntnis jener Regeln; es muß der einzelne in die richtige Anwendung derselben eingeführt und auf die Gefahren und Fehler bei dieser Anwendung aufmerksam gemacht werden. Dies wird nur durch die verschiedenen seminaristischen Übungen zu erreichen sein, welche jene formelle Schulung und methodische Ausbildung als ein wichtiges und ihnen eigentümliches Ziel erstreben.

Enge mit der formellen Seite verbunden und doch wieder gesondert von derselben zu betrachten ist das dritte und wichtigste Moment bei der Aufgabe der Seminare, nämlich die praktische Anregung und Förderung der selbständigen Mitarbeit der Studierenden. Ohne eine solche wirksame Anleitung wird der allgemeine Zweck der Seminare überhaupt nicht erreicht werden können; denn nur durch selbstgewolltes und selbsttätiges energisches Arbeiten ist ein tieferes Eindringen in die verschiedenen Gebiete der Wissenschaft möglich, deren Vertreter aus den Seminaren hervorgehen sollen, und nur unter der Leitung eines erprobten Führers wird der Anfänger in der Regel die Irr- und Umwege vermeiden, auf denen schon so mancher sich verloren hat.

9. Bedeutung der Seminarbildung. Aus dem geschilderten Zweck der Seminare geht nicht bloß die Berechtigung, sondern auch die hohe Bedeutung der seminaristischen Bildung klar hervor. Auch über diesen Punkt hat die Geschichte längst ihr Urteil gesprochen.

Schon die Lehrer der alten Schulen sind sich über die Bedeutung der praktischen Anleitung zum selbständigen Arbeiten klar gewesen und haben deshalb den mannigfachen privaten und öffentlichen akademischen Übungen und Veranstaltungen eine so liebevolle Pflege gewidmet. Dem Gesagten will ich hier nur noch die Worte *Hartmann Grisar*s beifügen, der in seinen „historischen Schildereien“ „Aus

dem Studentenleben im alten Innsbruck“ bemerkt: „Ähnlich unseren gegenwärtigen sogenannten Seminarien bildeten diese akademischen Übungen allwöchentlich die Ergänzung zu den Lektionen und gaben einen Sporn zu Selbständigkeit des Arbeitens, zur Übung auch in klarem, raschen Ausdruck der Gedanken. Die Alten sind, was praktische Anleitung zur Aneignung des Wissensstoffes betrifft, von der späteren Zeit nicht überholt worden“ (p. 18).

Die geschichtliche Entwicklung des höheren Unterrichts im neunzehnten Jahrhundert hat diese Anschauung der alten Schule voll und ganz bestätigt. Gerade in den letzten Jahrzehnten ist von kompetenten Autoritäten die große Bedeutung der Seminare wiederholt und mit großem Nachdruck hervorgehoben worden. Gegenüber der oft betonten Reformbedürftigkeit unseres heutigen Universitätsunterrichtes wurde immer energischer die seminaristische Bildungsweise als eines der hauptsächlichsten Heilmittel bezeichnet.

Wilh. Fries sagt darüber unter anderem: „Was die Methode des Studiums betrifft, so muß der Student danach streben, aus der bloßen Rezeptivität des Hörens und Nachschreibens möglichst bald zur Selbsttätigkeit zu gelangen; sonst schwellen seine Hefte an, ohne daß ein wirkliches Eindringen in die Wissenschaft erfolgt. Auch fördert nicht die Menge der Vorlesungen, sondern die Art, wie dieselben orientieren und anregen . . . Wenn bereits aus Professorenkreisen heraus die Reformbedürftigkeit des Universitätsunterrichtes zugestanden wird, so ist derselbe sicherlich einer Verbesserung fähig, und zwar nach der Richtung, daß einerseits die Studenten sich nicht mehr allein dessen getrösten, was sie schwarz auf weiß nach Hause tragen, andererseits die Lehrenden Gelegenheit nehmen und erhalten, sich davon zu überzeugen, ob und wie ihr Vortrag verstanden und angeeignet sei. Es kann ja nur da, wo wirkliche Wechselwirkung zwischen Lehrenden und Lernenden stattfindet, von einem Unterricht die Rede sein. Nun ist der Weg dazu, wenigstens in der Form einer Ergänzung des gewohnten Verfahrens, ja längst beschritten worden, läßt sich aber noch gangbarer machen und weiter ausbauen“. Als Hauptmittel dazu betont Fries die Vermehrung der seminaristischen Übungen: „Unter diesen Umständen erscheinen Übungen, vorgenommen im unmittelbaren Anschluß an schwierige und bedeutsame Vorlesungen, als eine notwendige

Ergänzung und für den künftigen Beruf mindestens ebenso wichtig wie jene, vorausgesetzt daß ihr Leiter nicht bloß auf selbständige Auffassung und klares Wissen, sondern auch auf Präzision und Sicherheit der mündlichen und schriftlichen Darstellung dringt". Er verweist dabei auf die Münchener Rektoratsreden von *Christ* (1891) und *Bayer* (1892) sowie auf die Ausführungen von *Schmidkunz* in der Akademischen Revue I 1 p. 4 ff (in: Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre II 1 B p. 15 f).

Ausführlicher spricht sich in ähnlichem Sinne aus *Ernst Bernheim* in seiner Schrift: „Der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart" (Berlin 1898). Er betont zunächst die Tatsache, daß seit einiger Zeit Schatten aufsteigen, die uns um die Wahrung des alten Glanzes unserer Universitäten ernstlich besorgt machen müssen. „Unter den Universitätslehrern selbst ist die Klage allgemein geworden, daß es der studierenden Jugend an innerer Frische und Freudigkeit fehle: die jugendliche Lust an der allseitigen Ausbildung zum erwählten Berufe ist vielfach einem lauen und flauen Wesen gewichen, das sich in verschiedener Weise übel geltend macht, wie wir im Folgenden sehen werden, und die Resultate des Unterrichts schwer beeinträchtigt. Könnten die herrschenden Mißstände von uns Lehrern verkannt werden . . ., so würden gewichtige praktische Folgen, die immer deutlicher zu Tage getreten sind, unwiderleglich davon zeugen" (p. 1 f). Den Hauptgrund dieses Mißstandes sieht auch er in einem Mangel der heutigen Universitätsbildung: „In der Tat, wenn wir uns einmal unbefangen in der Welt des Unterrichts umsehen und dann auf unsere Universitäten blicken, so ist der Eindruck unabweislich, daß sie in ihrer pädagogischen Entwickelung zurückgeblieben sind. Überall sonst sieht man in unserem Unterrichtswesen die Ansichten der großen Pädagogen dieses Jahrhunderts in die Praxis der Lehrmethoden übergeführt, deren Quintessenz ist, die eigene Denktätigkeit und das selbständige Anschauungsvermögen der Schüler zu wecken und groß zu ziehen. Vielleicht mag dieses lebensvolle Prinzip noch immer nicht allseitig energisch genug ausgestaltet sein, der Universitätsunterricht ist jedenfalls bisher am wenigsten davon ergriffen worden" (p. 15). Er faßt am Schluß seine anregenden Ausführungen, die aus der Schrift selbst einzusehen sind, in die folgenden Thesen zusammen: „Unser Universitätsunterricht leidet daran, daß die systematisch darstellenden Vorlesungen vom Katheder herunter einen unverhältnismäßig großen Raum im Lehrplan einnehmen; sie beschränken bei der passiven Rezeptivität, die sie bedingen, die wesentlichste Aufgabe des Unterrichts, selbsttätig beobachten, denken und arbeiten zu lehren. Diese Aufgabe muß in den Vordergrund treten. Demgemäß sollen die 3 bis 6 und mehr Stunden in der Woche üblichen sogen. Privatvorlesungen mit geringen Ausnahmen unterbleiben. An ihre Stelle sollen treten: 1. kurze Orientierungsvorlesungen . . .,

worin eine gedrungene Übersicht über die Hauptmomente des Stoffes unter wesentlichem Hervorheben der Auffassung gegeben wird, und die Hörer durch Nachweis der klassischen Hauptwerke und Handbücher angeleitet werden, sich die Detailkenntnisse selbsttätig anzueignen . . . 2. Praktische Übungen von den ersten Semestern an, je nach Bedarf zwei-, vier- und mehrstündig in der Woche, welche die Studenten zu allgemein wissenschaftlichem und zu fachmäßig differenziertem Beobachten und Denken heranbilden und sie mündlich wie schriftlich zu klarer Formulierung ihrer Gedanken und zu selbständig produktiver Tätigkeit anleiten . . . 3. Kombination systematischer Darstellung mit praktischen Übungen" (p. 71—3).

Eine gewichtige Bestätigung der Tatsachen und des Grundgedankens, von denen seine Abhandlung ausgeht, findet Bernheim im ersten Band der „Politik" von *Heinrich von Treitschke* (p. 367 ff), der ebenfalls die „Sättigung des Geistes" und die „Blasiertheit der durchschnittlichen jungen Studenten" beklagt und verlangt, daß „der akademische Unterricht produktiv sein" und „der Hörer gezwungen werden soll, selbst nachzudenken" (p. 75 f). Eine gleiche Bestätigung bietet in manchen Punkten die Schrift von *Al. Riedler* „Unsere Hochschulen und die Anforderungen des zwanzigsten Jahrhunderts" (Berlin 1898); ebenso wird in manchen anderen Veröffentlichungen über die notwendige Reform der Universitäten die Bedeutung der Seminare mit mehr oder weniger Nachdruck hervorgehoben. Eine große Zahl solcher Reformschriften nennt *Wilh. Erman* im 1. Teil der „Bibliographie der deutschen Universitäten" p. 101—30, von denen besonders die neueren p. 126 f und p. 130 zu beachten sind; vgl. auch die Schriften über Übungen, Seminare und Praktika, ebd. p. 338 f.

Anknüpfend an die Schrift Bernheims hebt auch *Ludwig von Hammerstein* die Bedeutung der Seminarbildung in seiner Abhandlung über „die deutschen Universitäten der Gegenwart" hervor (Stimmen aus Maria-Laach LV [1898 II] 12—28). Obwohl er aber mit Bernheim in einer besseren Pflege der seminaristischen Übungen gleich vom ersten Semester an ein wichtiges Heilmittel für manche Schwächen des heutigen Universitätsunterrichtes erkennt, so bemerkt er doch auch mit vollem Recht, daß für viele dieser Mißstände außer den gewöhnlich angeführten Gründen noch manche andere tiefer liegende im Betracht kommen.

10. Rückblick. Als eine kurze Zusammenfassung des Gesagten über die geschichtliche Entwicklung, den Zweck und die Bedeutung der Seminare mögen hier die Worte *Friedrich Paulsens* nebst einigen Bemerkungen Platz finden. In seiner Darstellung des Wesens und der ge-

schichtlichen Entwicklung der deutschen Universitäten sagt derselbe (in *W. Lexis,* Die deutschen Universitäten I [Berlin 1893] 74 f): „Eine wichtige Ergänzung der Vorlesungen bilden gegenwärtig die seminaristischen Übungen. Sie sind gewissermaßen an die Stelle der alten Disputationen getreten. Doch ist ihr Charakter ein anderer, es handelt sich hier nicht, wie dort, um Einübung des überlieferten Wissens, sondern um Anleitung zur Erzeugung des Wissens". Das Richtige in dieser letzten Bemerkung dürfte wohl nur darin liegen, daß in den modernen Seminaren entsprechend dem Fortschritt der wissenschaftlichen Methode, namentlich in quellen- und textkritischer Beziehung, mehr Anleitung zum eigentlichen Forschen und Verarbeiten des aus den Quellen gesammelten Materials geboten wird. Aus unseren früheren Ausführungen geht aber zur Genüge hervor, daß die alte Schule außer den Disputationen noch eine Reihe anderer Übungen kannte, die mit den heutigen Seminaren weit enger verwandt sind, und daß es bei diesen sich durchaus nicht bloß um Einübung des überlieferten Wissens handelte, sondern ebensosehr um anregende und fördernde Anleitung zu eigener produktiver Tätigkeit. Außerdem ist zu beachten, daß zur „Erzeugung des Wissens" auch noch ein Doppeltes gehört: eben jene Aneignung des Überlieferten und eine methodische Ausbildung der intellektuellen Fähigkeiten. Für beides war aber einst vielleicht besser gesorgt als jetzt.

„Die Seminare", sagt Paulsen weiter, „sind die eigentlichen Pflanzschulen der wissenschaftlichen Forschung. Entstanden sind sie allerdings zunächst in anderer Absicht; die ersten Seminare, die im vorigen Jahrhundert zu Halle und Göttingen gegründet wurden [ähnlich wie die schon im 16. Jahrhundert blühenden philologischen Seminare der alten Schule], waren oder sollten eigentlich pädagogische Seminare für künftige Lehrer der Gelehrtenschulen sein. Tatsächlich waren sie, namentlich das Seminar F. A. Wolfs, in erster Linie Anstalten, in denen die Technik der philologischen Forschung gelehrt wurde; und noch mehr gilt

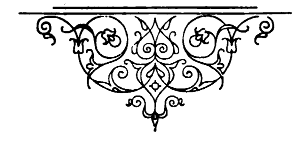
dies von den philologischen Seminaren und Gesellschaften, die im 19. Jahrhundert von G. Hermann, Fr. Thiersch, Fr. Ritschl u. a. geleitet wurden: sie waren Philologen-, nicht Lehrerschulen. Und dasselbe gilt auch von den zahlreichen Seminaren, die in neuerer Zeit für die übrigen Wissenschaften innerhalb der philosophischen Fakultät und auch in der theologischen und juristischen Fakultät entstanden sind: sie setzen sich, mit wenigen Ausnahmen, zunächst die Anleitung zu wissenschaftlicher Arbeit und Forschung, nicht zur Verwendung der Erkenntnis in irgendwelcher Praxis zum Ziel".

Hinsichtlich des letzten Punktes wäre daran zu erinnern, daß schon F. A. Wolf selbst es als einen Mangel seiner Halleschen Stiftung bezeichnete, daß ihr „alles Praktische beinahe ganz fehlte". Teilweise wird zwar dieser Mangel an den Universitäten für die Lehramtskandidaten durch die pädagogischen Seminare in Verbindung mit der Universität oder im Anschluß an die Schulen ausgeglichen, in welchen oft recht erfreuliche Erfolge erzielt werden (vgl. zB. *Otto Willmann,* Das Prager pädagogische Universitätsseminar in dem ersten Vierteljahrhundert seines Bestehens. Wien 1901). Vielfach macht sich aber jener Übelstand bei den modernen Seminaren sehr fühlbar und der Wunsch nach einer Abhilfe erscheint in sich vollkommen berechtigt, ohne daß man jener praktischen Richtung das Wort zu reden braucht, welche die Universität fast nur als eine Fachschule zur Dressur für einen bestimmten Beruf betrachten möchte.

Übrigens hat ja auch eine geordnete methodische Schulung und Anleitung zu selbständiger Tätigkeit stets eine große praktische Bedeutung für jeden Beruf. Was der notwendigen Vorbildung für die einzelne Berufstätigkeit dabei noch abgeht, wird durch praktische seminaristische Übungen und Einrichtungen erreicht werden können. Wie die Lehramtskandidaten in den pädagogischen Seminaren, so erhalten zB. die Theologen in den katechetischen, ho-

miletischen, pastoraltheologischen, liturgischen Übungen die notwendige praktische Schulung. Auch diese Übungen gehören zu den seminaristischen Einrichtungen, wenngleich sie durch ihren besonderen Charakter von den eigentlichen fachwissenschaftlichen Seminaren unterschieden sind.

Zu einzelnen Punkten ist noch zu vergleichen die Schrift von *Hans Schmidkunz*, Einleitung in die akademische Pädagogik (Halle 1907), die mir erst nach Vollendung meiner Arbeit zugänglich war.



Viertes Kapitel
Einrichtung und äussere Hilfsmittel der Seminare

11. Seminarlokal. Die erste Bedingung zur erfolgreichen Wirksamkeit eines wissenschaftlichen Seminars ist eine angemessene äußere Einrichtung. An erster Stelle gehört dazu ein geeignetes Seminarlokal. Allerdings können die Versammlungen der Mitglieder an und für sich auch in einem Hörsaal oder in irgend einem anderen Raume abgehalten werden. Man wird aber einen derartigen Zustand immer nur als provisorischen Notbehelf ansehen müssen. Bei geordneten Verhältnissen muß jedes Seminar über ein eigenes Heim verfügen.

Diese Notwendigkeit ergibt sich aus den folgenden Gesichtspunkten. Zunächst fordert es die Einrichtung eines Seminares, daß die ihm zur Verfügung stehenden Lehrmittel dem Leiter wie den Mitgliedern zu jeder Zeit und unabhängig von den Vorlesungen oder sonstigen Umständen zugänglich seien. Ferner werden die gemeinsamen Übungen des Seminars eine leichte und nach dem Bedarf wechselnde Benutzung dieser Lehrmittel notwendig machen, die deshalb im Übungssaal selbst zur Hand sein müssen. Sodann fordert die gleiche Notwendigkeit einer leichten Benutzung aller Hilfsmittel bei den selbständigen Arbeiten der Mitglieder, daß jedem einzelnen sein bestimmter Arbeitsplatz im Seminarraum angewiesen werden könne. Die unbedingt

erforderlichen Bücher- und sonstigen Lehrmittelsammlungen machen endlich einen besonderen Aufbewahrungsraum ganz unentbehrlich und müssen aus den angeführten Gründen mit dem gewöhnlichen Übungs- und Arbeitsraum in engster Verbindung bleiben.

Tatsächlich hat denn auch die Erfahrung überall das unabweisbare Bedürfnis eines eigenen Heims für jedes Seminar bewiesen und es ist an den meisten Universitäten seitens der zuständigen Behörden für solche Seminarlokale zum Teil in ganz vorzüglicher Weise Sorge getragen worden. Wo dies bislang nicht geschehen, da wird hoffentlich eine nicht allzu ferne Zukunft Abhilfe schaffen.

Hinsichtlich der Einrichtung des Seminarlokales werden die verschiedenen Bedürfnisse der einzelnen Institute und die verschiedenen Wünsche ihrer Leiter und Mitglieder maßgebend sein müssen. Im allgemeinen wird es sich empfehlen, wenn jedem Seminar wenigstens ein der Anzahl der Mitglieder entsprechender Übungs- und Arbeitssaal zur Verfügung steht, an welchen sich die Räumlichkeiten für die Bibliothek und Lehrmittelsammlung sowie für den Seminarkustos anschließen. Im Hauptsaal wäre vor allem für geeignete Arbeitstische und Sitze zu sorgen; die Wände können einen passenden Platz für einen Teil der Karten, Tabellen und sonstiger Lehrmittel bieten, aus deren täglichem Anblick sich schon wie von selbst manche nützliche Kenntnisse dem Gedächtnis einprägen.

12. Seminarbibliothek. Was dem Handwerker sein Werkzeug, das sind dem Studierenden wenigstens teilweise die Bücher. Daher ist an ein ersprießliches Arbeiten in einem Seminar ohne eine ausreichende Bibliothek überhaupt nicht zu denken. Lehrer und Lernende würden sein wie der Vogel, dem die Flügel zum Fliegen fehlen oder allzu stark beschnitten sind.

Allerdings wird eine Seminarbibliothek niemals die Benutzung der Universitätsbibliothek oder einer anderen größeren Büchersammlung überflüssig machen. Ebenso-

wenig kann aber eine derartige öffentliche oder private Anstalt, selbst wenn sie noch so reich dotiert und noch so trefflich geleitet ist, eine gut ausgestattete Handbibliothek im Seminar entbehrlich erscheinen lassen. Eine solche erweist sich hauptsächlich in einer dreifachen Hinsicht als ein wichtiges und notwendiges Hilfsmittel für jedes Seminar. Einerseits wird der Seminarleiter bei den verschiedenen Übungen in den allermeisten Fällen immer wieder die vorzüglicheren Textausgaben, Handbücher, bibliographischen Hilfsmittel und anderen Nachschlagewerke zur Hand haben müssen, die er weder der gemeinsamen öffentlichen noch auch der eigenen Privatbibliothek für die Zwecke des Seminars entnehmen kann. Andererseits muß den Seminarmitgliedern ausreichend Gelegenheit geboten werden, sich auf eine leichte Weise die erforderliche Bücherkenntnis zu erwerben und auch die wichtigsten Nachschlagewerke bei ihren wissenschaftlichen Arbeiten ohne Schwierigkeiten und unliebsamen Zeitverlust zu gebrauchen.

Über den beklagenswerten Mangel an Bücherkenntnis bemerkt *Ernst Bernheim* in seiner wiederholt angeführten Schrift „Der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart" (p. 41 f): „Der Mangel an Bücherkenntnis ist eine wahre Partie honteuse in unserem heutigen akademischen Leben. Genug Büchertitel werden vom Katheder herunter dem Studenten in die Feder diktiert, aber wann kommt er dazu, sich mit diesem Handwerkszeug des Gelehrten und Lehrers vertraut zu machen? Meist erst in der letzten Stunde, wenn er seine Examensarbeit angreift, und nur im notdürftigsten Umfange. Jeder Bibliothekar weiß Wunderdinge von der krassen bibliographischen Unkenntnis ausgewachsener Studenten zu erzählen, bewahrt als kuriose Dokumente manchen Bestellzettel, auf dem der Besteller ein wahres Testimonium paupertatis unterschriftlich bescheinigt. ‚Bibliographisch' ist eigentlich ein zu vornehmer Ausdruck: Leute in höheren und höchsten Semestern wissen oft so wenig mit einem wissenschaftlichen Buche Bescheid, daß sie sich der Indices nicht ohne weiteres zu bedienen verstehen; die landläufigsten Abkürzungen in Citaten sind ihnen fremd". Allerdings fügt Bernheim hinzu: „Und das, trotzdem die meisten Seminare mit bequemen Handbibliotheken ausgestattet sind", denn die Bibliothek allein ohne den richtigen inneren Betrieb des Seminars kann den erwünschten Erfolg nicht haben; aber ohne eine solche Bibliothek würde der richtige Betrieb, wie ihn Bernheim be-

fürwortet, auf Schritt und Tritt gehemmt und ein Vertrautwerden mit dem Bücherwesen in noch viel höherem Maße erschwert sein.

Die Seminarbibliothek muß nach dem Gesagten in erster Linie eine Nachschlagebibliothek sein. Daraus ergibt sich für ihre Zusammensetzung die Hauptregel, daß zunächst auf die Anschaffung von wichtigeren Textausgaben, Kommentaren, Handbüchern, bibliographischen, lexikalischen und anderen Nachschlagewerken zu achten ist. Einzeluntersuchungen müssen neben diesen und ähnlichen Werken, die zum gelehrten Handwerkszeug gehören, mehr zurücktreten. Wichtig wäre es allerdings, auch die hauptsächlicheren Fachzeitschriften zur Einsicht und leichten Benutzung auflegen zu können; es wird aber nur dort möglich sein, wo durch eine ausreichende jährliche Dotation für die notwendigen Mittel gesorgt ist.

Aus dem gleichen Charakter der Bibliothek ergibt sich auch für die Benutzung eine wichtige und wesentliche Regel, daß nämlich die Bücher im allgemeinen nur im Seminarlokal selbst gebraucht werden sollen, wenigstens jene, die zu den eigentlichen Nachschlagewerken gehören. Eine Entlehnung auch nur eines Teiles solcher Werke würde namentlich bei stark besuchten Seminaren die Arbeit wesentlich erschweren. Auch für die übrigen Bücher wird die Entlehnung mit Rücksicht auf den größeren gemeinsamen Nutzen nach Möglichkeit zu beschränken sein.

Da ein Seminarleiter nur selten in der beneidenswerten Lage sein dürfte, für alle eigenen und fremden Wünsche hinsichtlich der Bibliothek ausreichende Mittel zu seiner Verfügung zu haben, so wird es stets von der größten Wichtigkeit sein, daß auch seitens der Universitätsbibliothek auf die Bedürfnisse der verschiedenen Seminare tunlichst Rücksicht genommen werde. So könnten zB. große, kostspielige Quellenwerke, welche ihrer Natur nach dem Interessenkreis eines bestimmten Seminars angehören und von den Mitgliedern desselben in erster Linie und fast ausschließlich zu benutzen sind, gegebenen Falls von der Universitätsbibliothek diesem Seminare zur Verfügung gestellt werden. Ähnlich könnte es mit teuern Fachzeitschriften geschehen sowie mit größeren Subskriptionswerken und überhaupt solchen wissenschaftlichen Publikationen, deren Anschaffung ein bedeutenderes jährliches Budget voraussetzt. Daß sich dabei keinerlei unüberwindliche

praktische Schwierigkeiten ergeben, zeigt zB. das überaus erfreuliche und für die Seminararbeiten höchst förderliche Verhältnis, welches in Innsbruck dank dem liebenswürdigsten Entgegenkommen des Vorstandes und der Beamten der Universitätsbibliothek zwischen dieser und den wissenschaftlichen Seminaren besteht.

Ein derartiges Verhältnis ermöglicht es auch, daß der Seminarbibliothek durch den behördlich geregelten Dublettenaustausch der verschiedenen öffentlichen Büchersammlungen manche nicht unbedeutende Werke zugeführt werden können.

Außerdem ist es von Wichtigkeit, daß den Mitgliedern des Seminars auch in ihrer Bibliothek die Möglichkeit geboten werde, von den wichtigeren Neuerscheinungen auf dem Gebiete ihrer besonderen Studien Kenntnis zu erhalten und wo möglich Einsicht zu nehmen. Außer durch die Literaturzeitungen und Zeitschriften läßt sich dieses auch dort, wo nur geringe Mittel für Neuanschaffungen zur Verfügung stehen, doch einigermaßen erreichen durch regelmäßige und gut geordnete Ansichtssendungen sowie durch die Kataloge der bedeutenderen Verlagshandlungen und Antiquariate. Die letzteren sind leicht erhältlich und können in der Bibliothek an einem dafür bestimmten Platz in alphabetischer Ordnung den Mitgliedern zugänglich gemacht werden. Für die Ansichtssendungen wird man sich am besten mit einer guten Buchhandlung am Ort in Verbindung setzen, welcher man als Entgelt die Neuanschaffungen für die Bibliothek tunlichst zuwendet.

13. Bemerkungen über die Bibliothekskataloge. Es ist für die Seminarmitglieder wie für alle, die sich mit wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen haben, von großer Bedeutung, sich mit der Einrichtung der Bibliothekskataloge vertraut zu machen. Daher mögen im Anschluß an die Ausführungen über die Seminarbibliothek einige Bemerkungen über diesen Gegenstand hier Platz finden. Sie betreffen nur einige Hauptpunkte. Für anderes sei auf die einschlägige Literatur verwiesen.

Vgl. *Arnim Graesel,* Handbuch der Bibliothekslehre.[2] Leipzig 1902 (mit reichen Literaturangaben); *Ferdinand Grassauer,* Handbuch für österreichische Universitäts- und Studien-Bibliotheken sowie für Volks-, Mittelschul- und Bezirks-Lehrerbibliotheken. Mit einer Sammlung von Gesetzen, a. h. Entschließungen, Verordnungen, Erlässen, Acten und Actenauszügen. Wien 1883 (2. [Titel-] Ausgabe 1899); *James Duff Brown,* Manual of Library Economy. London 1903; *Friedrich Joh. Kleemeier,* Handbuch der Bibliographie. Kurze Anleitung zur Bücherkunde und zum Katalogisieren. Mit Literaturangaben . . . Wien 1903.

Für die Katalogisierung vgl. Vorschriften für die Katalogsarbeiten der k. k. Hofbibliothek. Hg. von der Direction. I. Abteilung: Nominal-Kataloge, 1. Band: Vorschrift für die Verfassung des alphabetischen Nominal-Zettelkatalogs der Druckwerke der k. k. Hofbibliothek. Wien 1901; Instruktionen für die alphabetischen Kataloge der preußischen Bibliotheken und für den preußischen Gesamtkatalog. Vom 10. Mai 1899. Berlin 1899; Rules for compiling the Catalogues in the Department of printed Books in the British Museum. Printed by Order of the Trustees. London 1900; Instrucciones para la redaccion de los catálogos en las bibliotecas públicas del estado . . . I. Madrid 1902. — Vgl. dazu „Mitteilungen des österr. Vereins für Bibliothekswesen" II (1898) 56—8 *(H. Bohatta);* III (1899) 74—85 (*R. Daublebsky v. Sterneck);* IV (1900) Beilage zu Nr. 2 p. 1—22 *(Simon Laschitzer)*; V (1901) 16—32 *(G. A. Crüwell);* VI (1902) 20—30 *(J. Himmelbaur);* ebd. 59—67 *(G. A. Crüwell).* Ebenso beschäftigen sich zahlreiche andere Abhandlungen und Bemerkungen in diesen „Mitteilungen" sowie im „Zentralblatt für Bibliothekswesen" und in anderen Zeitschriften mit den hierher gehörigen Fragen, die in manchen Punkten noch keine einheitliche Lösung gefunden haben. Vgl. besonders *Graesel,* Bibliothekslehre p. 201—300 und die Literatur p. 243 f.

Die Kataloge der Bibliotheken zerfallen nach der gewöhnlichen Einteilung in zwei Klassen: allgemeine und besondere Kataloge. Die letzteren umfassen zB. bloß die Handschriften oder die Inkunabeln (d. i. die vor 1501 gedruckten Bücher oder „Wiegendrucke") oder die Cimelien (d. i. die besonders kostbaren „Kleinode"). Die allgemeinen Kataloge, mit denen wir uns hier vorzüglich zu beschäftigen haben, unterscheidet man wiederum in alphabetische und systematische Kataloge. Bei den ersteren, die man auch Nominal- oder Autorenkataloge nennt, gibt die einfache alphabetische Folge der Ordnungswörter den Ausschlag; bei den letzteren, die auch Real- oder Fach- oder wissenschaftliche Kataloge heißen, ist die sachliche Rücksicht der Zusammengehörigkeit zu einer bestimmten Fachgruppe entscheidend. Ein Mittelglied zwischen diesen beiden Arten bildet gewissermaßen der Schlagwortkatalog, in welchem unter bestimmten sachlichen und alphabetisch geordneten Schlagwörtern die einzelnen Schriften in alphabetischer Folge verzeichnet werden. Auf die übrigen Arten der Kataloge, wie sie in größeren Bibliotheken viel-

leicht noch angelegt werden, brauchen wir hier nicht einzugehen. Für einheitliche Seminarbibliotheken ist eine Art von Schlagwort- oder Indexkatalogen sehr empfehlenswert.

Für die Benutzung der Kataloge muß man vor allem wenigstens einigermaßen mit den Regeln bekannt sein, nach welchen die einzelnen Bücher ihren bestimmten Platz im alphabetischen Katalog erhalten. Die Reihenfolge richtet sich stets nach dem Ordnungswort. Dasselbe wird dem Titel der Schrift entnommen, oder falls dieselbe keinen Titel hat, aus dem Inhalt entsprechend gebildet. Bei mehreren Titeln geht für die Wahl des Ordnungswortes der allgemeinere Titel zB. einer Sammlung dem besonderen Titel eines Teiles derselben vor, ebenso der Haupttitel eines Werkes dem etwaigen Neben- oder Untertitel, der vollständigere dem unvollständigen, der auf dem eigentlichen Titelblatte stehende dem Umschlag- oder Schmutz- oder Vorstehtitel.

I. Persönliches Ordnungswort. Für die Bestimmung des Ordnungswortes ist zunächst zu unterscheiden, ob eine Schrift mit dem Namen eines Verfassers oder Herausgebers erschienen ist oder nicht. Man wählt dementsprechend im allgemeinen entweder ein persönliches oder ein sachliches Ordnungswort. Für den ersteren Fall ist besonders auf folgende Regeln zu achten:

1) Bei Schriften, in deren Titel der Verfasser seinen wahren Namen nennt, bildet der Familienname des Verfassers das Ordnungswort, und zwar im Nominativ und und in seiner ursprünglichen und vollständigen Form. Dabei ist genau auf die vom Verfasser gebrauchte Form des Namens zu achten wie zB. bei den verschiedenen Variationen von *Maier* bis *Meyr* oder bei dem *ck* trotz des vorhergehenden Konsonanten in alten deutschen Namen. Die Vornamen und etwaige Präpositionen *von, van* u. ä. werden nachgesetzt und durch einen Beistrich von dem vorausgehenden Familiennamen, durch einen Punkt von dem folgenden Titel getrennt (zwischen Haupt- und Untertitel und ebenso

zwischen Titel und Erscheinungsort wird ein Punkt gesetzt).

Die Behandlung des Artikels vor dem Familiennamen ist verschieden. Nach den preußischen „Instruktionen" wird der einfache unverbundene Artikel vor den Namen in den germanischen Sprachen nachgesetzt, in den romanischen dagegen als Teil des Familiennamens betrachtet und an ihrem Platze belassen; sind aber Präposition und Artikel enge miteinander verbunden oder zu einem Worte vereinigt, so werden sie in den germanischen und romanischen Sprachen als zum Familiennamen gehörig an der Spitze des Ordnungswortes beibehalten (Instruktionen § 78—82). Die ursprüngliche Namensform hat auch vor der latinisierten oder sonstwie umgeformten den Vorzug; doch werden die älteren Schriftsteller gewöhnlicher mit ihrem latinisierten Namen bezeichnet (ebd. § 100 f). Dem Namen vorangehende ständige Attribute und Präfixe wie *Saint* u. ä., *Fitz* (normannisch = Sohn), *Mac, Mc* oder *M'* (stets in der vollen Form Mac zu rechnen, irisch-schottisch = Sohn), *O'* (irisch = Enkel) oder *Ap, Ab* (welsch = Sohn) werden zum Namen gezogen (ebd. § 83). Bei deutschen und französischen Doppelnamen wird gewöhnlich der erste Name Ordnungswort, bei den ungarischen, englischen, holländischen, skandinavischen und slavischen meistens der zweite.

2) Statt des Familiennamens wird der Vorname als Ordnungswort verwendet bei Heiligen und Seligen, Päpsten und Mitgliedern regierender Familien, ebenso bei mittelalterlichen Autoren und bei Ordensleuten, deren Familienname nicht festgestellt werden kann. Für die sprachliche Form des Vornamens gibt die Nationalität des Verfassers den Ausschlag.

3) Als Verfasser gelten außer den eigentlichen Urhebern im gewöhnlichen Sinne auch die Sammler von Sagen, Märchen, Sprichwörtern, Rätseln, Liedern, die Herausgeber von Lesebüchern, Bibliographien, Registern, Chrestomathien aus mehreren Autoren, Schrifttafeln, Biographien, Erklärungen und selbständigen Bearbeitungen eines Textes.

Dagegen wird bei Textausgaben der Name des Verfassers und nicht der des Herausgebers Ordnungswort, und meistens auch bei Übersetzungen der Name des ersten Verfassers, nicht der des Übersetzers. Bei periodischen Werken, Zeitschriften, Zeitungen, Jahrbüchern usw. wird ein sachliches Ordnungswort gewählt, selbst wenn dieselben von einem einzelnen Verfasser herausgegeben werden. Ebenso kommen Briefwechsel von zwei oder mehr Personen wohl am besten unter ein sachliches Ordnungswort, während die Briefe einer Person unter deren Namen eingereiht werden. Kataloge von Privatsammlungen ohne Namen des Herausgebers erhalten wohl am besten den Namen des Sammlers, Verkaufskataloge den Namen der Firma.

4) Für die Ausgaben und Übersetzungen einzelner biblischer Bücher wird der Name des Hagiographen, oder wo kein Autor genannt ist, der Titel des Buches Ordnungswort. Im Interesse einer einheitlichen Ordnung dürfte es sich empfehlen, die Angaben in der Form der alten lateinischen Vulgata beizubehalten. Dagegen wird bei Ausgaben und Übersetzungen von wenigstens zwei oder mehr Büchern der Bibel am besten ein einheitliches sachliches Ordnungswort gewählt, und zwar „*Biblia*“ für die ganze h. Schrift oder Teile des Alten und Neuen Testamentes in einer gemeinsamen Ausgabe oder Übersetzung, „*Testamentum Vetus*“ bezw. „*Testamentum Novum*“ für Ausgaben und Übersetzungen von allen oder wenigstens zwei Schriften des Alten bezw. Neuen Testamentes.

5) Die Bezeichnungen der Stellung und Würde des Verfassers werden nur bei den höheren kirchlichen Würdenträgern, bei den Mitgliedern regierender Häuser sowie als Bestimmung des Adelsgrades dem Ordnungswort hinzugefügt.

6) Für die weitere Ordnung gleichlautender Namen sind die Vornamen maßgebend. Sind dieselben auf dem Titelblatt nicht angegeben, so müssen sie aus den bibliographischen Hilfsmitteln oder anderswoher ergänzt werden.

7) Hat der Verfasser auf dem Titel einen erdichteten Namen (Pseudonym) angegeben, so sucht man am besten den wahren Namen des Verfassers zu ermitteln und setzt diesen als Ordnungswort ein, indem man den falschen Namen mit der Bezeichnung „Pseudonym“ beifügt. Ist der wahre Name nicht zu ermitteln, so muß das Pseudonym als Verfassername und Ordnungswort gelten.

8) Sind auf dem Titel statt des Namens nur einzelne Buchstaben angegeben und läßt sich der volle Name des Verfassers nicht ermitteln, so kann man entweder den letzten Anfangsbuchstaben oder den ersten als Vertreter des Ordnungswortes bestimmen, oder auch die Schrift als anonym betrachten und sie nach den Regeln der anonymen Werke behandeln. Das letztere Verfahren dürfte den Vorzug verdienen.

9) Werden auf dem Titelblatt zwei oder mehrere Verfasser genannt und handelt es sich nur um eine Zusammenfassung selbständiger einzelner Schriften, so erscheint ein sachliches Ordnungswort empfehlenswert. Bei einem von mehreren gemeinsam bearbeiteten einheitlichen Werke wird am besten der Name des zuerst genannten Verfassers als Ordnungswort bestimmt. Bei Fortsetzungen und Neuauflagen wird der Name des ersten Verfassers beibehalten, wenn nicht durch gänzliche Umarbeitung aus der früheren Schrift eine neue und selbständige geworden ist.

II. Sachliches Ordnungswort. Das sachliche Ordnungswort wird verwendet bei allen Schriften, deren Verfasser auf dem Titel gar nicht genannt und auch nicht anderweitig zu ermitteln ist, oder bei denen überhaupt kein Verfasser im eigentlichen Sinne angenommen wird. Zu letzteren gehören, wie schon bemerkt wurde, alle periodischen Schriften, Sammelwerke von selbständigen Einzelschriften mit einem gemeinsamen Gesamttitel, ebenso amtliche Veröffentlichungen, Gesetze u. a. Für die Bestimmung dieses sachlichen Ordnungswortes sind insbesondere folgende Punkte zu beachten:

1) Im allgemeinen wird bei der gewöhnlichen Form der Titel das erste Substantivum regens als Ordnungswort gewählt, wenn es nicht als bloße Apposition zur näheren Bestimmung eines anderen Substantivs dient, oder nur den Teil eines Werkes bezeichnet wie Teil, Buch, Pars, Volumen, Liber u. a. Dabei werden Komposita als ein Wort betrachtet und zusammengesetzte Komposita aufgelöst wie Reichs- und Landtagsakten in Reichstagsakten und Landtagsakten.

2) Bei Titeln in Form eines vollständigen oder verkürzten Satzes wird am besten das erste Wort, jedoch unter Übergehung des Artikels, zum Ordnungswort.

3) Die orthographische Form des sachlichen Ordnungswortes richtet sich nach der herrschenden Orthographie, auch wenn die Schreibung des Titels eines Werkes davon abweicht. Ist das als Ordnungswort zu bestimmende Substantiv von einem unter 1) genannten Wort wie Pars, Liber u. dgl. abhängig, so wird es in den Nominativ gesetzt: zB. bei dem Titel „Scriptorum rerum Bohemicarum Tomus primus“ wird „Scriptores“ Ordnungswort.

4) Die dem Ordnungswort im Titel vorangehenden Wörter werden demselben nachgesetzt und durch einen Beistrich von ihm getrennt.

5) Die weitere Ordnung der Titel richtet sich nach den übrigen wesentlichen Wörtern in der im Titel gegebenen Reihenfolge.

In vielen Fällen ist es ratsam, durch sogenannte Hinweise unter eigenen Schlagwörtern auf das richtige Ordnungswort zu verweisen, oder auch noch durch summarische Angaben die Auffindung eines Werkes zu erleichtern. Solche Hinweise sind insbesondere am Platz, wenn neben einem sachlichen Ordnungswort auch ein persönliches Schlagwort naheliegt und umgekehrt, oder wenn innerhalb derselben Art zB. bei Pseudonymen von einem Namen auf einen anderen zu verweisen ist.

Außer dem Ordnungsworte kommen für die Bibliothekskataloge in Betracht der eigentliche Titel, die Auflage,

eventuell die Bezeichnung der Bandnummern, der Erscheinungsvermerk (Ort, Jahr und Verleger); ferner die Bemerkungen über die Seitenzahl, das Format, etwaige andere Titel, Übersetzung, beigefügte Karten oder Tafeln u. a. Für nähere Einzelheiten sei auf die früher angegebene Literatur verwiesen.

Andere bibliographische Hilfsmittel zB. für die Ermittlung der Pseudonymen u. a. werden später bei den Erörterungen über die Quellenkunde angeführt werden.

Die Beachtung der wichtigeren Regeln insbesondere über die Ordnungsworte der alphabetischen Kataloge ist sowohl für die Benutzung der Bibliotheken als auch für die Zitationen in wissenschaftlichen Arbeiten von großer Bedeutung. Von letzteren wird später die Rede sein. Um die unliebsamen „Bibliothekserfahrungen", von denen ein Bibliothekar manch schöne Proben in den „Grenzboten" vorlegt (XXXVII [1878] I 1,251—65), nicht noch durch eigene Beiträge zu vermehren, ist es nicht genug, in der Bibliothek keine Bücherzettel mit Wünschen wie „Albert Schmidt aaO. I" oder „Hänel" zu präsentieren. Man gewöhne sich an eine sorgfältige und peinlich genaue Angabe der wesentlichen Teile des Titels, und zwar des Haupttitels, unter Voraussetzung des persönlichen oder sachlichen Ordnungswortes, mit kurzer, aber präziser Fassung des zur genauen Kennzeichnung des Buches notwendigen Titeltextes. Dabei sollte niemals bei einem persönlichen Ordnungswort der Vorname des Verfassers fehlen, auch wenn er nicht gerade Maier oder Müller heißt, noch auch die Jahreszahl der Veröffentlichung des Werkes und bei mehrbändigen Schriften die Bezeichnung des gewünschten Bandes oder Bandteiles. Bei periodischen Schriften empfiehlt es sich, regelmäßig Band und Jahrgang anzugeben.

Bezüglich der Vornamen, die nach einer üblen Gewohnheit vielfach ganz vernachlässigt werden, bemerkt *Ernst Bernheim* mit vollem Recht: „Wenn es sich auch nur um zwei Autoren desselben Nachnamens handelt, welche viel geschrieben haben, so wird dem, der das Buch aufzusuchen hat, durch die Weglassung des Vornamens eine ärgerliche Mühe aufgebürdet, die ihm erspart werden könnte. M. E. hat man nicht das Recht, die Zeit anderer Leute für seine Nachlässigkeiten in Anspruch zu nehmen" (Lehrbuch der hist. Methode[3] 253).

Für die alphabetische Reihenfolge werden die Diphthonge ä, ö und ü (ae, oe und ue) am besten wie einfache Laute behandelt; ausgenommen sind nur solche Wörter, in denen ae, oe oder ue nicht in einen Doppellaut verschmelzen, sondern getrennt gesprochen werden wie zB. Aetius, Boethius, Huet.

14. Lehr- und Anschauungsmittel. Von der modernen Didaktik wird mit vollstem Recht auf die Verwendung von Anschauungsmitteln im Unterricht großer Wert gelegt. Der Hochschulunterricht darf auf dieses wichtige Lehrmittel am allerwenigsten verzichten. Denn zu dem Gewinn, welchen die Benutzung desselben den Vorlesungen in den meisten Gegenständen bringen wird, kommt noch die nicht zu unterschätzende pädagogische Rücksicht auf die große Zahl der Studierenden, welche sich an der Universität auf den Lehrberuf in den verschiedensten Unterrichtsanstalten vorbereiten. Es ist für diese von großer Bedeutung, wenn sie während ihrer akademischen Studienjahre die Verwendung und den mannigfachen praktischen Nutzen der Anschauungsmittel aus eigener Erfahrung kennen gelernt haben.

Aus den gleichen Gründen beanspruchen diese Anschauungsmittel auch ihren Platz unter den äußeren Hilfsmitteln des Seminars. Allerdings wird die unmittelbare Verwendung für den seminaristischen Unterricht vielfach weniger in Betracht kommen und es könnte fast den Anschein haben, als wären diese Lehrmittel für den Zweck des Seminars weniger entsprechend; denn sie setzen durchwegs ein ganz rezeptives Verhalten der Lernenden voraus, während das Seminar vor allem zu produktiver Tätigkeit anregen soll.

Die Schwierigkeit ist jedoch mehr eine scheinbare als wirkliche. Denn zunächst werden schon die Seminarübungen bei vielen Gegenständen von den Anschauungsmitteln mit großem Nutzen Gebrauch machen können und zum Teil ganz auf dieselben angewiesen sein. Sodann behält aber ganz allgemein die erwähnte pädagogische Rücksicht ihre Geltung auch für die Seminare, und für diese in ganz vorzüglicher Weise. Denn der einzelne Studierende wird sich mit den für sein Fach passenden Lehrmitteln dieser Art auf die leichteste und erfolgreichste Weise bekannt und vertraut machen können, wenn er sie in den Räumen des Seminars oder der Bibliothek oder auch in

besonderen damit verbundenen Sammlungen täglich vor Augen hat und sich ungehindert mit ihnen näher beschäftigen kann. Außerdem würde es der Stellung der Seminare innerhalb des Organismus der Hochschule durchaus entsprechen, wenn die einzelnen Fachprofessoren, welche die berufenen ordnungsmäßigen Leiter der Seminare sind, aus den Sammlungen ihrer Seminare die Anschauungsmittel für die allgemeinen Vorlesungen entnehmen könnten.

Wollten endlich die Seminare, wie es bei den ähnlichen Einrichtungen der alten Schule der Fall war, ihren Mitgliedern auch durch außerordentliche Veranstaltungen Gelegenheit zur Übung und Betätigung ihrer Kräfte bieten, so würde sich ein neues weites Feld für die Verwendung der Anschauungsmittel eröffnen.

Welcher Art diese Anschauungsmittel sind, wird sich zumeist nach dem besonderen Gegenstand der einzelnen Fachwissenschaft richten. Im allgemeinen leisten in den meisten Fällen treffliche Dienste Karten, Pläne, Bilder, Tabellen, Modelle, Geräte, Münzen und andere Gegenstände. Unter den Bildern verdienen außer den Sammlungen von Photographien aller Art die Lichtbilder eine besondere Erwähnung, für welche natürlich auch ein guter skioptischer Apparat vorhanden sein müßte. Unter allen Anschauungsmitteln dürften diese wohl den reichsten und vielseitigsten Nutzen gewähren. Selbst ganz einfache schematische Zeichnungen, welche man ohne große Mühe auf einem mit Spirituslack überstrichenen Glase oder auf dünnem Pauspapier oder noch besser auf feinem Gelatinefolio herstellen kann, bieten als Lichtbilder oft recht dankbare Erläuterungen zu wissenschaftlichen Fragen.

Ein ziemlich reichhaltiges Verzeichnis von verschiedenen Lehr- und Anschauungsmitteln für alle Fächer des gewöhlichen Unterrichts bietet der „Katalog der Ausstellung neuerer Lehr- und Anschauungsmittel für den Unterricht an Mittelschulen“, welche in Wien vom 5. bis 26. April 1903 veranstaltet wurde (Druck und Verlag von Carl Fromme in Wien). — Über die Bedeutung der Anschauungsmittel für den Unterricht vgl. zB. den Artikel in *W. Rein,* Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik ([2]Langensalza 1903) I 188—97.

15. Dotation. Für die erfolgreiche Wirksamkeit eines Seminars ist es eine unerläßliche Bedingung, daß seine Existenz und sein Betrieb durch eine ausreichende Dotation gesichert seien. Da es sich hier zunächst um Ein-

richtungen an den öffentlichen Hochschulen und Lehranstalten handelt, ist es auch die Sache der Unterrichtsbehörde, für diese Ausstattung der Seminare Sorge zu tragen. Man wird bei derselben eine ordentliche und außerordentliche Dotation unterscheiden können.

Durch die ordentliche Dotation sollen jedem Seminar zuvörderst die Mittel gewährt werden, für die Vermehrung und zeitgemäße Ausbildung der Bibliothek und der übrigen Lehrmittelsammlungen in geeigneter Weise Sorge zu tragen. Selbstverständlich müssen diese Mittel auch die Katalogisierung und Instandhaltung der Bibliothek sowie der übrigen Sammlungen und die angemessene Erhaltung der notwendigen Einrichtung ermöglichen. Außerdem sollte durch die Dotation eine Summe für die Prämiierung der besseren Arbeiten der Mitglieder zur Verfügung gestellt werden. In der Regel ist auch bei den bestehenden Seminaren für diesen doppelten Zweck Vorsorge getroffen.

Daneben werden aber nicht selten außerordentliche Unterstützungen aus besonderen Anlässen sich als notwendig erweisen. Schon die erste Einrichtung der Bibliothek ist ohne eine solche nicht möglich und auch später lassen sich größere notwendige Anschaffungen nur auf dem Wege außerordentlicher Dotationen ermöglichen. Dasselbe gilt für die erste Erwerbung und spätere Vermehrung der sonstigen Lehrmittel.

Um den Zweck des Seminars in besserer Weise zu erreichen, wäre es fernerhin sehr wünschenswert, daß dem Leiter desselben die Möglichkeit geboten werde, mit den Mitgliedern oder mit einem Teile derselben eine größere oder kleinere Studienreise zu unternehmen. Zweck und Plan derartiger Reisen werden sich nach dem Charakter des einzelnen Seminars richten müssen; der große Nutzen derselben für allseitige Ausbildung der Studierenden muß aber jedenfalls allgemein anerkannt werden. Für solche Studienausflüge wird nun wohl jeder Teilnehmer die auf ihn entfallenden Auslagen zu einem Teile übernehmen

können. Sicherlich würden aber diese Veranstaltungen bedeutend erleichtert und auch ärmeren Studierenden zugänglich gemacht werden, wenn dem Seminar für solche Zwecke eine außerordentliche Dotation bewilligt würde.

Es wird Sache des Seminarleiters sein, bei solchen und ähnlichen Anlässen die erforderlichen Schritte zu tun. Wenn auch die äußeren Hilfsmittel nicht die Hauptsache beim Seminar sind, so bleiben sie doch die wesentliche und unerläßliche Bedingung und Voraussetzung einer gedeihlichen Wirksamkeit.



Fünftes Kapitel

Die seminaristischen Übungen

16. Vorbemerkungen. Die seminaristische Ausbildung muß naturgemäß auf den verschiedenen Gebieten des Hochschulunterrichtes eine verschiedene Gestaltung annehmen. Anders wird man in einem Seminar für Theologen, Juristen, Philologen und Historiker vorgehen müssen und anders in den Instituten für Mediziner und Naturwissenschaftler; ebenso wird wiederum eine verschiedene Methode eingehalten werden in einem homiletischen, katechetischen, liturgischen oder paläographischen Seminar und bei den biblischen, patristischen, philologischen oder historischen Übungen.

Im allgemeinen wird man unter diesen verschiedenartigen seminaristischen Einrichtungen zwei große Klassen unterscheiden können. Bei der einen Gruppe liegt das Hauptgewicht in der praktischen Ausbildung des einzelnen durch eigenes Experimentieren und Versuchen und Üben, zur Förderung wissenschaftlicher Probleme und zur Erlangung der fachwissenschaftlichen Kenntnisse und der notwendigen Gewandtheit, welche der Beruf erfordert. In der anderen Klasse steht im Vordergrund die Behandlung einer wissenschaftlichen Frage in einer größeren oder kleineren schriftlichen Arbeit oder in einem mündlichen Vortrag. Die beiden Gruppen schließen sich gegenseitig keineswegs völlig aus. Vielmehr wird in jeder derselben, um den

Zweck der seminaristischen Bildungsweise zu erreichen, zu den Hauptübungen manche andere hinzutreten müssen, die sich der charakteristischen Hauptübung der anderen Gruppe nähert, oder als beiden Klassen gemeinsam betrachtet werden kann.

Es leuchtet aber von selbst ein, daß sich für diese Hauptübungen der beiden Gruppen nicht ohne weiteres die gleichen allgemeinen Regeln aufstellen lassen. Überhaupt werden dort, wo die persönlichen praktischen Übungen die Hauptsache bilden, allgemeine Regeln weniger notwendig sein. Die folgenden Bemerkungen haben deshalb mehr die zweite Gruppe im Auge, für deren wissenschaftliche Arbeiten auch diese Beiträge zur Methodik vorzüglich gelten können.

Im vorliegenden Abschnitt begnügen wir uns mit einigen Bemerkungen über die verschiedenen Übungen. Die ausführliche Behandlung der Methode der wissenschaftlichen Arbeit wird den Inhalt des zweiten Teiles dieser Schrift bilden.

17. Diskussion wissenschaftlicher Fragen. Schon die Besprechung der schriftlichen Seminararbeiten, auf die wir später einzugehen haben, kann bei einiger Vorbereitung zu einer recht anregenden Diskussion der behandelten oder einer verwandten wissenschaftlichen Frage führen. Diese Art von Übung verdient aber auch einen selbständigen Platz unter den Mitteln der seminaristischen Bildungsweise.

Der große Nutzen solcher Erörterungen liegt auf der Hand und wurde in der alten Schule, wie wir früher sahen, von jeher anerkannt. Sie bietet den einzelnen Gelegenheit, sich in der freien Äußerung ihrer Meinung zu üben, die derselben entgegenstehenden Schwierigkeiten schnell aufzufassen, zu prüfen und zu beurteilen, die Gründe und Gegengründe nach allen Seiten zu erwägen und gegeneinander zu halten. Sie kann auch ein geeignetes Mittel sein, mit den wichtigeren wissenschaftlichen Fragen eingehender, als es in den gewöhnlichen Vorlesungen möglich

ist, bekannt zu machen und das Interesse für dieselben wachzurufen.

Dazu ist es aber zunächst erforderlich, daß der Gegenstand für solche Diskussionen gut gewählt werde. Er darf nicht zu allgemein genommen werden, weil dann bei der Erörterung nur geringer Nutzen erzielt wird, und soll hinwieder auch nicht zu speziell sein, weil in der Regel für allzu spezielle Punkte weder das Interesse noch die nötigen Vorkenntnisse in genügendem Maße vorhanden sind. Es dürfte besonders zu empfehlen sein, eine bedeutendere wissenschaftliche Frage von größerer Tragweite und wenn möglich von aktueller Bedeutung zu wählen und sie nach der einen oder anderen Seite oder in ihren verschiedenen Teilen erörtern zu lassen. Dieselbe muß aber der Bildungsstufe und den Kenntnissen der Seminarmitglieder angemessen sein und in unmittelbarer Beziehung zu ihren Fachstudien stehen.

Sodann wird die Diskussion nur bei guter Vorbereitung den erwünschten Nutzen bringen. Auch wo sie nicht im Gewand der scholastischen Disputation auftritt, wird doch eine gewisse schulmäßige oder wenn man lieber will parlamentarische Form eingehalten werden müssen. Es scheint am ratsamsten, den Gegenstand der Diskussion einige Zeit vorher bekannt zu machen und ein Referat über denselben vorbereiten zu lassen. Auch die übrigen Mitglieder des Seminars werden zur Vorbereitung aufgefordert, um mit Nutzen an der Erörterung sich beteiligen zu können. Bei dieser fällt zunächst dem Referenten die Aufgabe zu, nach Vorlegung seines Referates dasselbe gegen etwaige Einwürfe zu verteidigen oder einzelne Punkte ausführlicher zu begründen und klarzulegen. Jedes der anwesenden Mitglieder kann solche Einwürfe erheben oder die Aufklärung eines Punktes anregen oder in anderer Weise die Frage zu fördern suchen.

Zum großen Teile wird der Erfolg bei dieser wie bei allen anderen Übungen aber von der zweckmäßigen Leitung durch den Vorstand abhängig sein.

18. Disputation. Vielleicht mag es dem einen oder anderen als ein kleiner Anachronismus erscheinen, wenn unter den Übungen eines modernen Hochulseminars auch die mittelalterliche Disputation ihren Platz erhält. Doch die Diskussion wissenschaftlicher Fragen steht dieser alten Disputierübung schon so nahe, daß es nur ein kleiner Schritt mehr zu ihr hinüber ist, und die Vorteile dieser alten Art der wissenschaftlichen Erörterung sind so groß, daß sie wenigstens bei manchen Gegenständen gar sehr dazu einladen, diesen Schritt nicht zu scheuen.

Das eigentümliche und unterscheidende Merkmal der eigentlichen Disputation besteht in der strengen syllogistischen Form, welche bei derselben beobachtet werden muß. Die Gründe und Gegengründe treten in der „eisernen Rüstung" des Syllogismus auf. Der Angreifer bringt seine Schwierigkeiten gegen die zur Diskussion stehende These in dieser strengen schulmäßigen Form vor und ebenso muß der Verteidiger „in forma" die Lösung geben. Nur bei der etwaigen weiteren Erklärung der Lösung bleibt die syllogistische Form in der Regel unbeachtet.

Um ein klares Bild einer solchen Disputation zu erhalten, möge die Beschreibung einer gewöhnlichen einstündigen theologischen Abenddisputation hier Platz finden, wie sie zB. *Bernhard Duhr* in der „Bibliothek der katholischen Pädagogik" gibt (IX [Freiburg 1896] 160 f); Ausführlicheres darüber bieten die scholastischen Lehrbücher der Logik. „Schon einige Tage zuvor sind die Thesen, die Namen des Defendenten und der Opponenten (argumentantes) ausgehängt, so daß auch die übrigen Studierenden sich auf die Einwürfe vorbereiten können. Der Vorsitzende der Disputation ist gewöhnlich der Professor des betreffendes Faches selbst. Auf den Stundenschlag sind alle versammelt, denn von der Disputation fernbleiben gilt als ebenso großer Fehler als die Versäumung der Vorlesung. Nach kurzem Gebet steigt der Defendent auf den Katheder, trägt die erste These vor nebst dem status quaestionis und den Beweisen. Dies dauert eine Viertelstunde, der Präses sagt bald sein Satis est. Nun erhebt sich der erste Angreifer, nennt die These, gegen die er angeht, und trägt seinen Angriffssyllogismus vor. Der Defendent wiederholt ohne Gegenbemerkung den ganzen Syllogismus, nimmt dann die propositio maior vor und sagt: Distinguo, nego, concedo maiorem, je nachdem es der Wahrheit entspricht. Ähnlich geht es mit der propositio minor oder dem Untersatze: Con-

cedo, nego, distinguo minorem — ergo nego consequens. Der Angreifer faßt nun den negierten Teil seines Syllogismus, beweist ihn durch neue Argumente, die vom Defendenten in gleicher Weise behandelt werden, bis endlich die These bezw. ein Argument des Professors feststeht oder fällt. Natürlich wacht der Lehrer nicht nur über die Einhaltung der syllogistischen ‚Forma', sondern auch über Rettung seiner These und der Argumente. Ist die Zeit des ersten Opponenten, etwa eine Viertelstunde, verstrichen, so erhebt sich auf ein Zeichen der zweite zum Vortrage seiner Einwürfe, die, wie eben gezeigt worden, behandelt werden. Es bleibt zuletzt noch eine Viertelstunde, in welcher die Corona ihre Einwendungen machen darf; der Verteidiger, im äußersten Falle der Lehrer, hat die Lösungen zu geben. Wie leicht hat ein Studierender in irgend einem Lehrsatze einen unlösbaren Knoten gefunden! Jetzt mag er seine Schwierigkeit vortragen und so lange verteidigen, bis sie endgültig gelöst ist".

Auf den ersten Blick mag allerdings ein solch trockenes „Distinguo, nego, concedo maiorem" recht mittelalterlich und abschreckend klingen. Bei einem vernünftigen Urteil wird man aber der Sache mehr auf den Grund gehen und den Wert der Disputationen nach dem praktischen Nutzen abschätzen müssen, den sie gewähren. Nur darf man sich bei diesem Werturteil nicht von jenem Zerrbild einer scholastischen Disputation beeinflussen lassen, wie es hie und da bei feierlichen Promotionen zur Schau gestellt wird. Wo alles vorher abgekartet ist und es sich bloß um ein leeres Scheingefecht handelt, da mag man allerdings diese Zeremonie getrost zum alten Plunder in die Rumpelkammer werfen. Die seminaristische Übung der Disputation hat aber mit solch hohlem Scheinwesen nichts zu tun.

Als den ersten besonderen Vorteil dieser Übung wird man die Bildung klarer Begriffe bezeichnen dürfen. „Unterscheiden, was in der Vorstellung zu unterscheiden ist", bemerkt *Franz Hettinger* mit vollem Recht, „bildet die Grundvoraussetzung der wissenschaftlichen Darstellung. Woher kommen denn überhaupt soviele Irrtümer wenn nicht aus unbestimmten, vieldeutigen, allgemeinen Aussprüchen, nicht scharf und genau gebildeten Begriffen, verschiedenartigen nur zufällig und äußerlich zueinander gehörenden Ideen, an sich ganz fremdartigen Gedanken, die nur durch Ideen-

assoziation, nicht begrifflich und logisch verbunden sind? Gerade das nun leistet die Disputation; sie nötigt uns, jeden Begriff genau zu prüfen, wie der Baumeister jeden Stein, den er für sein Werk verwenden will. Geschieht dies nicht, dann mag die schriftliche und noch mehr die mündliche Darstellung durch den Schmuck und Glanz der Rede, den Reichtum der Bilder, die Neuheit der Gedanken den Leser und Hörer bestechen, aber einen wissenschaftlichen Wert hat sie nicht" (Timotheus [²Freiburg 1897] 188). Diese klare und scharfe Bestimmung der Begriffe galt den alten Didaktikern als eine so wesentliche Leistung der Disputation, daß sie selbst den Namen derselben von dieser Aufgabe ableiteten. „Mit Recht hat jemand [nämlich *Juan Luis Vives*] behauptet, weil die Wahrheit unter dem dichten Schleier verborgen und gewissermaßen unter der Rinde versteckt liege, habe die Disputation daher ihren Namen erhalten, daß sie bei der Untersuchung der Wahrheit das Falsche, Zweideutige und Unsichere zunächst entferne und so zum Kern, zur Wahrheit selbst gelange, ähnlich wie man Weinreben, Nüsse, Eisen und Gold durch Entfernung alles unnützen Beiwerkes säubere" (*Antonio Possevino,* Die Ausbildung des Geistes Kap. 31. Bibliothek der kath. Pädagogik XI 455).

Mit dieser Bildung klarer Begriffe hängt der zweite Vorteil aufs engste zusammen, daß die Studierenden sich an eine geordnete logische Denkarbeit gewöhnen, daß sie lernen, ihre Gedanken in logischer Aufeinanderfolge zu entwickeln und ihre Beweise in klarer, bestimmter, logischer Form vorzulegen.

Sie erreichen drittens das, was *Friedrich Paulsen* eine „große Präsenz des Wissens" nannte und als wertvollen Nutzen der Disputationen bezeichnete (Gesch. d. gel. Unterrichts I² 38). Denn dieser geistige Wettkampf führt sie von selbst dazu, jedem Gegner Rede und Antwort zu stehen und durch Unterscheidung des Ungenauen, Unklaren und Zweideutigen bei jedem Einwurf immer mehr den eigentlichen Kern der Wahrheit von allem unnützen Bei-

werk zu säubern. So gelangen sie auf sicherem Wege zur vollen Beherrschung ihres Gegenstandes.

Als weitere kostbare Frucht hebt *Paulsen* eine „erstaunliche Geübtheit im Auffassen von Argumentationen“ hervor (aaO.). „Auch das ist kein geringer Vorteil“, bemerkt *Hettinger* (Timotheus 189), „daß er [der Studierende] die Einreden des Gegners richtig, vollständig, ohne Änderung oder Zusatz wiederzugeben lernt, wodurch allein eine Verständigung möglich wird; weil gerade dies so selten ist, darum findet auch so selten bei wissenschaftlichen Gegensätzen eine Ausgleichung statt, vielmehr steigert sich nur die Verwirrung und bei mündlichen Verhandlungen auch die Erbitterung“. Die richtige Auffassung der Argumentation des Gegners muß notwendig zur Anerkennung des Wahrheitsgehaltes in seinem Einwurf führen, und wenn es als oberstes Gesetz in jedem wissenschaftlichen Streit gelten muß, daß man niemals der Wahrheit widersprechen darf und daß wir nichts vermögen wider die Wahrheit, so sollte auf diesem Wege eine Verständigung überall erzielt werden können. „Magna est veritas et praevalet“.

Durch das tiefere Eindringen in den Kernpunkt einer Frage und die allseitige objektive Anerkennung des Wahrheitsgehaltes in den Argumenten der Gegner erweist sich die Disputation, wie schon früher hervorgehoben wurde, auch als geeignetes Mittel, das Wissen zu vertiefen und eine fruchtreiche selbsttätige Mitarbeit der Studierenden anzuregen.

So verdient die Disputation trotz ihres mittelalterlichen Ursprungs und Charakters doch auch einen Platz unter den seminaristischen Übungen des zwanzigsten Jahrhunderts. Sie wird sich aber ihrer Natur nach vorzüglich für jene Fächer eignen, bei welchen das Hauptgewicht auf die spekulative Begründung, Ausgestaltung und Weiterbildung einer Lehre gelegt wird. Sie kommt daher vornehmlich für die Seminare der eigentlichen philosophischen und der spekulativen dogmatischen und moralischen Wissenszweige in Betracht.

Reichhaltige bibliographische Angaben über die Disputation bietet *Wilhelm Erman* in: *Erman-Horn*, Bibliographie der deutschen Universitäten I (Leipzig und Berlin 1904) p. 340—8 (17,9 n. 7162—7322). Das Buch des *Juan Luis Vives* De Disputatione vom Jahre 1531 verdiente unter den älteren Schriften einen Platz.

Der Wert der disputatorischen und konversatorischen Übungen wurde auch seitens der höchsten Unterrichtsbehörden wiederholt anerkannt. *Hettinger* führt einen Erlaß des preußischen Ministeriums vom 17. April 1844 an (aaO. 189), in welchem gegenüber der einseitig akroamatischen Methode der meisten Disziplinen an den modernen Hochschulen „das Zurücktreten einer Unterrichtsform bedauert wird, wodurch ein geistiger Verkehr zwischen Lehrer und Lernenden sonst bei allen Unterrichtsgegenständen vermittelt wurde. Früher waren mit den zusammenhängenden Vorträgen disputatorische und conversatorische Übungen verbunden, in welchen sich die Blüte der wahren Lehr- und Lernfreiheit zeigte“ usw.

Gerade diesen Übungen eignet also in besonderer Weise jener Vorzug, welchen man zur Hebung des modernen Hochschulunterrichtes durch die seminaristische Bildungsweise anstrebt. *Hettinger* empfiehlt daher mit Recht seinem Timotheus: „Nehmen Sie fleißig Anteil an den Disputationen; sie sind die beste Palästra des Geistes, sie üben den Scharfsinn, schärfen die Urteilskraft, sind eine Schule strenger Logik und leiten Sie an, den fraglichen Gegenstand nach allen Seiten zu betrachten und zu durchdringen. So gewinnen Sie eine feste Basis für Ihre ganze wissenschaftliche Zukunft“ (aaO. 392 f).

19. Lektüre und Interpretation. Allgemeinere Verwendung als die Disputation findet bei den seminaristischen Übungen die Lektüre und Interpretation geeigneter Texte.

In sachlicher Beziehung bietet sie Gelegenheit, in die Kenntnis wichtiger Quellenschriften einer Disziplin genauer einzuführen und manche sprachliche und geschichtliche Punkte und andere nützliche Wahrheiten ins Gedächtnis zurückzurufen. In der Regel dürfte jedoch der methodische Vorteil höher eingeschätzt werden, daß bei diesen Übungen die Studierenden mit den Regeln der Hermeneutik und Kritik und ihrer praktischen Anwendung vertraut werden.

Unter beiden Rücksichten muß zunächst der zu behandelnde Text gut gewählt werden. Bei den meisten Fächern empfiehlt es sich, wichtigere Quellenschriften von

nicht zu großem Umfange durchzunehmen, die womöglich ein abgeschlossenes Ganze bilden und sich in einem Semester beendigen lassen. Dabei muß zugleich noch aus einleuchtenden praktischen Gründen darauf Bedacht genommen werden, daß eine gute, wohlfeile und handliche Ausgabe des Textes erhältlich ist, damit alle Mitglieder die Schrift bei der Interpretation in Händen haben.

Dem praktischen Bedürfnis ist für eine Reihe von Seminaren durch entsprechende Ausgaben von Quellenschriften Rechnung getragen worden. Für die philologischen Seminare ist schon durch die treffliche „Bibliotheca Teubneriana" mit ihren kritischen Ausgaben vollauf gesorgt. Den Theologen bietet die Sammlung von *Hugo Hurter* eine reiche Auswahl von kleineren und größeren patristischen Schriften (Sanctorum Patrum opuscula selecta ad usum praesertim studiosorum theologiae. Edidit et commentariis auxit *H. Hurter* S. J. Oeniponte 1868—1885. 48 Bändchen in 16°. Series altera. Ebd. 1884—1892. 6 Bändchen in 12°). Kleinere patristische Texte mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse theologischer Seminare veröffentlicht *Gerhard Rauschen* in seiner 1904 begonnenen Sammlung (Florilegium patristicum digessit vertit adnotavit *Gerardus Rauschen*. Bonnae 1904 ff. Bisher 6 Hefte). Einen ähnlichen Zweck verfolgen neuere italienische und französische Sammelausgaben kleinerer Texte. — Über den Kreis der patristischen Schriften greifen zwei andere Sammlungen hinaus, die von *Gustav Krüger* und von *Hans Lietzmann* herausgegeben werden: Sammlung ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtlicher Quellenschriften als Grundlage für Seminarübungen herausgegeben unter Leitung von *G. Krüger*. Freiburg i. B. 1891—1896. 12 Hefte. Zweite Reihe, Tübingen und Leipzig 1901 ff. — Kleine Texte für theologische Vorlesungen. Herausgegeben von *H. Lietzmann*. Bonn 1903 ff. Bisher 14 Hefte.

Bei der Lektüre und Interpretation im Seminar wird man in verschiedener Weise vorgehen können. Entweder bereiten alle Mitglieder einen vorher bestimmten Abschnitt des Textes vor, oder es werden einzelne für jede Stunde damit beauftragt; doch müssen auch im letzteren Falle alle übrigen sich vorher schon etwas mit dem Texte bekannt zu machen suchen. Zum richtigen Verständnis des Textes wird vor allem eine gute Übersetzung gegeben werden müssen, in welcher ein jeder das Ergebnis seiner hermeneutischen Bemühungen im getreuen Anschluß an das Ori-

ginal und in einer für alle verständlichen und sprachrichtigen Weise vorlegen kann. Je nach dem besonderen Zwecke des Seminars wird sich daran eine Besprechung und Erklärung anschließen, in welcher mehr die sprachlichen oder die historischen und sachlichen oder die technischen oder auch die kritischen Gesichtspunkte hervorgehoben werden. Eine möglichst allseitige Beteiligung sämtlicher Mitglieder ist dabei sehr zu wünschen.

Es würde zu weit führen, die Grundsätze der Hermeneutik und Kritik hier darzulegen; sie werden im zweiten Teile (16. und 17. Kap.) zur Sprache kommen. Hier möge der Hinweis genügen auf die Ausführungen von *Heinrich Kihn,* Encyklopädie und Methodologie der Theologie (Freiburg i. B. 1892) 120—99 und *Friedrich Blass,* Hermeneutik und Kritik in: Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft von *Iwan Müller* I² (München 1892) 149—295, woselbst die reichhaltige Literatur angegeben ist.

Für die Übersetzung leistet gute Dienste das Büchlein von *Paul Cauer,* Die Kunst des Übersetzens (³Berlin 1903); vgl. auch *Blass* aaO. 245—8; *Kihn* 195 f. — Das Prinzip, alles Nationale des Originals möglichst abzustreifen, hat in neuester Zeit dazu geführt, zB. auch Jesus als unseren Landsmann und Zeitgenossen reden zu lassen; ein solcher Übersetzer der Evangelien scheitert aber offenbar an der zweiten Klippe, auf die *Wilhelm von Humboldt* hinwies, weil er „auf Kosten seines Originals zu sehr an die Eigentümlichkeit seiner Nation“ sich hält. Ebenso gefährlich ist freilich die erste Klippe, „sich auf Kosten des Geschmacks und der Sprache seiner Nation zu genau an sein Original zu halten“ (*Cauer* p. 4). Die rechte Mitte, die v. Humboldt „nicht bloß schwer, sondern geradezu unmöglich“ nennt, läßt sich wenigstens in vielen Stücken annähernd erreichen, wenn man unter Vermeidung aller Einseitigkeit und pedantischer Mechanisierung vorzüglich auf die besonderen Zwecke und die praktischen Bedürfnisse bei jeder Übersetzung Rücksicht nimmt. Vgl. auch die von Cauer angeführte Abhandlung von *Julius Keller* „Die Grenzen der Übersetzungskunst“ (Programm des Gymnasiums zu Karlsruhe 1892).

20. Besprechung der neuesten Fachliteratur. Für die Zwecke des Seminars ist es weiterhin noch ein anregendes und förderliches Mittel, entweder regelmäßig oder doch von Zeit zu Zeit die wichtigeren Erscheinungen der neuesten einschlägigen Fachliteratur zu besprechen.

Um dem beklagenswerten Mangel an Bücherkenntnis in unserem akademischen Leben abzuhelfen, kann die Handbibliothek des Seminars in keiner Weise genügen. Auch wenn sie viel besser ausgestattet wäre, als es tatsächlich bei sehr vielen der Fall ist, würden doch die Studierenden ohne die leitende und fördernde Anregung in den Seminarstunden größtenteils nur in sehr beschränktem Maße die notwendige Kenntnis der Literatur und insbesondere der Neuerscheinungen erlangen. Die meisten würden sich damit begnügen, unter den für die eigene Spezialarbeit notwendigen Schriften Umschau zu halten.

Die regelmäßige Besprechung bietet außerdem Gelegenheit, zu den Anschauungen und Meinungen, wie sie in den neuen Schriften zu Tage treten, Stellung zu nehmen. Sie vermittelt so nicht bloß die Kenntnis der neuen Publikationen, sondern gewährt auch einen übersichtlichen Einblick in die verschiedenen Strömungen und wissenschaftlichen Fragen der Gegenwart und ermöglicht es, sich über den Wert der mannigfachen Erscheinungen in leichter Weise ein Urteil zu bilden. Allerdings wird dadurch die eigene Prüfung der Literatur keineswegs überflüssig. Aber es ist doch dafür die nötige Grundlage gegeben und eine wirksame Anregung geboten.

Um eine derartige Besprechung mit der erwünschten Vollständigkeit geben zu können, wäre es nun freilich das beste, wenn die Seminarbibliothek selbst oder die Universitätsbibliothek die sämtlichen wichtigeren Neuerscheinungen auf den einzelnen Gebieten der Fachliteratur sofort anschaffen könnte. Wo dieses nicht zu erreichen ist, läßt sich einigermaßen dafür Ersatz schaffen durch regelmäßige Ansichtssendungen und durch Entlehnung der fehlenden Werke von auswärtigen größeren Bibliotheken. Wo es sich um Spezialschriften über einzelne Fragen handelt, wird es auch möglich sein, durch Mitglieder, welche sich mit der betreffenden Frage beschäftigen, wenigstens für die Besprechung und eventuell auch für die Seminarbibliothek solche Monographien zu erhalten.

Die erstrebenswerte Vollständigkeit erfordert es ferner, daß außer den selbständigen Schriften auch die wichtigeren Abhandlungen und Bemerkungen der Fachzeitschriften zur Besprechung herangezogen werden. Allerdings wächst gerade diese Literatur auf jedem Gebiete schier ins Unabsehbare an. Doch lassen sich die wissenschaftlichen Strömungen der Gegenwart in der Regel nur unter Berücksichtigung dieser periodischen Fachliteratur verfolgen und bei richtiger Unterscheidung des Wichtigen vom Minderwertigen läßt sich hier gewöhnlich eine lohnende Auslese für die Zwecke des Seminars halten. Nebenbei wird auch eine bessere Kenntnis dieser Fachzeitschriften und ihrer Richtung als erwünschte Zugabe den meisten sehr willkommen sein.

Für die Besprechung selbst bleibt natürlich die Hauptarbeit dem Seminarleiter zu tun. Er kann zwar einen Teil der Literatur von den Mitgliedern in kurzen Referaten und Kritiken behandeln lassen, muß sich aber doch in jedem Falle selbst sein Urteil über die einzelnen Schriften bilden. Auch ist es für gewöhnlich zu nützlicher Anregung dienlich und förderlich, wenn er in Verbindung mit den Einzelreferaten oder zusammenfassenden Übersichten der Mitglieder sein eigenes Urteil über die zur Besprechung gelangenden Schriften in einer kurzen motivierten Charakteristik abgibt.

Über die literarischen Hilfsmittel, welche bei diesen Besprechungen von Nutzen sein können, wird später die Rede sein (13. Kap.).

Es ist zu empfehlen, daß die zur Besprechung gelangenden Schriften allen Mitgliedern während einiger Tage vorher oder besser nachher zur Einsichtnahme im Seminarlokal aufliegen. So lassen sich die Störungen vermeiden, welche ein Zirkulieren der Schriften während der Besprechung im Seminar verursacht.

21. Außerordentliche Veranstaltungen. Außer diesen regelmäßigen Übungen können im Seminar bei besonderen Anlässen auch außerordentliche Veranstaltungen von Nutzen sein. Bei den seminaristischen Einrichtungen der alten Schule war für derartige größere Akte in man-

nigfacher Weise Vorsorge getroffen, wie früher erwähnt wurde. Auch für den Zweck der modernen Hochschulseminare sind sie vielfach recht förderlich.

Es lassen sich verschiedene Arten solcher außerordentlicher Übungen unterscheiden. Bei festlichen Anlässen, welche zu dem Seminar in näherer Beziehung stehen, kann eine feierliche Sitzung statthaben, deren Vorbereitung und Durchführung den meisten Mitgliedern Gelegenheit zu ausgiebiger Übung und produktiver Betätigung ihrer Kräfte bietet. Man wird dagegen wohl kaum geltend machen wollen, daß derartige Feiern einen allzu schulmäßigen Charakter haben und daher der Würde und Stellung eines akademischen Seminars zu wenig entsprechen. Denn dieser Charakter hängt einzig und allein von der Art und Weise ab, in welcher solche Akte gehalten werden. Sollte man denn etwa deshalb auf eine akademische Schillerfeier beim hundertjährigen Todestag des großen Dichters verzichten müssen, weil auch alle Mittelschulen diesen Tag in recht schulmäßiger Weise begehen? Ein germanistisches Seminar würde, meine ich, durchaus seinem Zwecke entsprechend handeln, wenn die Mitglieder in vereinter Arbeit bei solchem Anlaß einen akademischen Festakt vorbereiteten und in einer außerordentlichen Sitzung des Seminars abhielten, nötigenfalls sogar in der Universitätsaula vor einem gewählten Auditorium. In ähnlicher Weise würden sich für viele Seminare, und zwar nicht bloß bei Jahrhundertfeiern, Anlässe zu festlichen akademischen Akten oft genug bieten, welche das Interesse für die Arbeiten des Seminars neu beleben und seine Wirksamkeit in vielfacher Hinsicht fördern könnten.

Außerordentliche Veranstaltungen anderer Art wären die schon gelegentlich kurz erwähnten Studienreisen. Der vielseitige Nutzen derselben leuchtet von selbst ein. Die praktische Erfahrung zeigt auch zur Genüge, daß sie sich ohne allzu große Schwierigkeiten durchführen lassen, wenigstens mit einem Teile der Mitglieder, wenn der Kostenpunkt nicht allen die Reise ermöglicht. Das Gelingen der-

selben wird in der Regel zum größten Teile abhängen von einem zweckmäßigen und praktischen Plane und der allseitigen und sorgfältigen Vorbereitung der Reise. Es wäre jedenfalls sehr wünschenswert, daß man dieser Veranstaltung noch mehr Beachtung schenkte, als es vielfach geschieht. Philologische wie theologische Seminare könnten da vielleicht von den naturwissenschaftlichen Instituten manches lernen. Wenn es für diese nicht zuviel ist, für die Interessen des mineralogischen und petrographischen Unterrichts mit hoher Unterstützung seitens der Unterrichtsbehörde vom Tiroler Land aus eine Reise nach dem Harz oder nach Ischia zu unternehmen oder für zoologische Studien die Station von Triest zu besuchen, so dürfte es doch auch wohl zB. im Interesse der kirchlichen Kunst und der Liturgik gestattet sein, vom gleichen Ausgangspunkt aus die viel näher gelegenen kunstgeschichtlichen Schätze und die liturgisch-historischen Sammlungen der bayrischen Hauptstadt oder gar der Kaiserstadt an der Donau nebst dem nahegelegenen Kalksburger Kabinett für kirchliche Kunst in näheren Augenschein zu nehmen. Reicher Erfolg würde sicherlich den Aufwand von Mühe und Zeit und Kosten lohnen.

So ist den Seminaren durch die mannigfachsten Übungen Gelegenheit zu allseitiger Vorbereitung auf die Berufsarbeit geboten. Auf die erste und wichtigste dieser Übungen müssen wir nun im Folgenden näher eingehen.



Sechstes Kapitel

Die schriftlichen Arbeiten der Mitglieder

22. ***Vorbemerkungen.*** Nur zu häufig begegnet man in den Kreisen derjenigen, welche durch ihren Beruf in ganz vorzüglicher Weise auf die wissenschaftliche Arbeit hingewiesen werden, einem doppelten Vorurteil, das viele wie ein eiserner Hemmschuh in der Betätigung ihrer Kräfte und Talente hindert und sie nicht zu froher Schaffenslust und frischer Arbeitsfreudigkeit auf dem weiten Felde der Wissenschaft kommen läßt.

Wenn man die einen ermuntern möchte, mit Hand ans große Werk zu legen und sich zu wissenschaftlicher Arbeit aufzuraffen, dann lautet ihre abweisende und überdrüssige Antwort: „Wozu soll auch ich noch die Zahl der Schreiber vermehren? Es gibt ohnehin schon deren mehr als genug. Heutzutage wird viel zuviel geschrieben".

Es mag vielleicht schwer sein, solche Leute von ihrer Meinung abzubringen. Aber daß ihre Anschauung unberechtigt ist, läßt sich unschwer zeigen. Denn freilich wird viel zuviel wertloses und schlechtes Zeug zusammengeschrieben, weil nur zu oft unberufene und oberflächliche Schwätzer ihre Weisheit zum Markte tragen und die Dummen nicht alle werden, die durch den Kauf solch seichtester Literatur jenes gewinnbringende Treiben immer von neuem ermutigen. Aber an wissenschaftlicher Arbeit geschieht nie zuviel, am allerwenigsten heutzutage, da

das Interesse für viele Fragen in die weitesten Kreise gedrungen und das Bedürfnis nach gründlicherer Belehrung und besserer Erkenntnis der Wahrheit bei vielen in hohem Maße geweckt und lebendig geworden ist. Vor allem dort, wo es sich um die tiefere Erforschung und Begründung, Verteidigung und Erklärung der Wahrheit handelt, wird jeder Beitrag von berufener Seite stets höchst willkommen sein, zumal gegenüber den rastlosen Bemühungen, mit denen vielfach grundstürzende negative und radikale Anschauungen verbreitet werden.

Doch noch häufiger kann man eine andere Antwort vernehmen, die sich auf das zweite Vorurteil stützt und dabei noch den Vorteil hat, sich in das stets achtenswerte Gewand der Bescheidenheit zu hüllen. Gar viele sind nämlich nur zu leicht bereit, die Arbeit eben den „berufenen“ Kräften zu überlassen: „Ich bringe ja doch nichts zustande; ich weiß gar nicht einmal, wie ich die Sache anpacken sollte“.

Alle Achtung vor der heiligen Bescheidenheit und Demut, vorausgesetzt daß sie innerhalb der Grenzen der Wahrheit bleibt. Aber in sehr vielen Fällen scheint mir hier diese Tugend keine Existenzberechtigung zu haben, weil sie mit der Wahrheit nicht übereinstimmt und die vorgeschützte Unkenntnis sich auf leichte Weise heben läßt. Man darf nur nicht von der Meinung ausgehen, daß einzig und allein die im großen Stile betriebene Forscherarbeit des Gelehrten, der alle Bibliotheken und Archive Europas und noch dazu des Orients durchstöbert, den Namen einer wissenschaftlichen Arbeit verdiene. Diese Art wird freilich nur wenigen bevorzugten Kindern Fortunas beschieden sein. Daneben gibt es aber auch in dem großen Weinberg der Wissenschaft bescheidenere Aufgaben zu lösen, denen die meisten Kräfte in den zunächst in Betracht kommenden akademischen Berufen gewachsen sind.

Das Seminar soll seine Mitglieder zur angemessenen Betätigung ihrer Kräfte in den verschiedenen Arten wissen-

schaftlicher Arbeiten anleiten und vorbereiten. Es soll seinem Zweck entsprechend den Studierenden eine gründlichere fachwissenschaftliche Kenntnis vermitteln, sie mit der Methode des wissenschaftlichen Arbeitens und Forschens bekannt und vertraut machen und zu selbständiger Mitarbeit anregen und fördern. Dieses Ziel soll hauptsächlich in Verbindung mit den sonstigen Übungen erreicht werden durch die schriftlichen Arbeiten der Mitglieder.

23. Schriftliche Seminararbeiten. Die schriftliche Arbeit der einzelnen Mitglieder wird in den meisten Seminaren mit vollem Recht als eine der wichtigsten Übungen betrachtet. Sie zwingt einen jeden, sich mit einer wissenschaftlichen Frage seines Faches eingehend zu beschäftigen, die wichtigste einschlägige Literatur näher kennen zu lernen und die Grundsätze zu studieren, welche bei der Entscheidung der Frage maßgebend sind. Sie wird ihn auch am wirksamsten in die Methode des Forschens und Arbeitens einführen, wofern es nicht an der notwendigen theoretischen Anleitung bei der Arbeit fehlt. Sie legt endlich den besten Grund zu einem fruchtreichen selbständigen Weiterarbeiten, lehrt die so häufige Scheu vor dem ersten Betätigen der eigenen Kräfte praktisch überwinden und läßt die ersten Freuden am eigenen produktiven Schaffen verkosten.

Damit aber diese Arbeiten solch erwünschte reife Früchte zeitigen können, ist auf vielerlei zu achten, worauf wir im zweiten Teile näher eingehen wollen. Vor allem werden hier zwei Extreme zu meiden sein. Es ist einerseits durchaus verfehlt, wenn sozusagen das ganze vorbereitende Studium für den späteren Beruf darin aufgeht, daß eine große wissenschaftliche Abhandlung über irgendein Problem ausgearbeitet wird. Es ist das ein Zuviel, das sich bei jedem Berufe in bitterster Weise rächen muß. Die notwendige wissenschaftliche Ausrüstung besteht nicht darin, daß man Spezialist in irgendeiner kleinen Frage

geworden ist. Sie setzt vielmehr ein gründliches und gewissenhaftes Studium der verschiedenen für den Beruf notwendigen Wissensgebiete voraus, die man nicht bloß in der unmittelbaren Vorbereitung auf die Examina durch ein flüchtiges Einpauken streifen darf.

Dem Zuviel steht auf der anderen Seite das Zuwenig gegenüber. Wenn bei der Arbeit nichts anderes erreicht wird, als daß eine vermehrte Auflage der *crambe repetita* zustande kommt, so wäre es wirklich schade um die Zeit und Mühe, die man im Seminar darauf verwenden wollte.

Um leichter die rechte Mitte einzuhalten, wird es sich empfehlen, bei den Arbeiten gewisse Abstufungen zu beobachten. Anfänger können entweder mit kleineren Referaten und Kritiken beginnen, oder, wenn sie schon gleich ein größeres Thema wählen, zuvörderst nur einen einzelnen Punkt behandeln, um an solcher Teilarbeit die Kräfte allmählich zu üben und sich die Winke des Seminarleiters für die spätere, umfassendere Behandlung des ganzen Stoffes zu nutze zu machen.

Auf die Fertigstellung der Arbeit soll in der Regel die Besprechung derselben im Seminar folgen. Sie muß daher zunächst dem Leiter übergeben und von diesem geprüft werden. Die erneute Durcharbeitung und Berichtigung oder auch eine gänzliche Umarbeitung kann in manchen Fällen zu dem erwünschten Resultat führen und wird oft noch größeren Nutzen gewähren als die erste Abfassung. Wird dann die Abhandlung für die Besprechung in einer Seminarstunde approbiert, so empfiehlt es sich, sie einem oder zwei Mitgliedern zur Einsicht zu übergeben, die als Referent und Korreferent ihr Urteil im Seminar abzugeben haben. Außerdem wäre es wünschenswert, wenn jede Abhandlung, die zur Besprechung gelangt, einige Zeit vorher im Seminarlokal für alle Mitglieder zur Einsichtnahme aufgelegt würde.

In der festgesetzten Stunde wird die Abhandlung entweder vollständig vorgelesen oder in einem freien Vortrag nach dem Hauptinhalt so vorgelegt, daß den Mitgliedern ein klares Bild vom Gang der Untersuchung, den Haupt-

ergebnissen und den wichtigsten Beweisen für die einzelnen Punkte geboten wird. Die sich anschließende Besprechung bietet gewöhnlich Gelegenheit zur Hervorhebung eines besonderen Punktes, bei welchem die Untersuchung noch weiter einsetzen kann, sowie zu sonstigen methodischen und praktischen Bemerkungen. Eine rege Beteiligung seitens der Mitglieder ist bei der Besprechung sehr wünschenswert und bei einiger Anregung auch erreichbar, namentlich wenn sich die Studierenden vorher mit der Arbeit etwas bekannt machen konnten.

Die verschiedenen Arten von wissenschaftlichen Arbeiten wollen wir nun im folgenden etwas eingehender erörtern.



Siebtes Kapitel

Die Berichterstattung

24. Notwendigkeit und Nutzen. Eine ganz einfache und leichte erste Art wissenschaftlicher Arbeit ist die Berichterstattung über einzelne oder mehrere fremde Arbeiten auf irgendeinem Gebiete der Wissenschaft. Mag sie auch nicht den Namen von wissenschaftlicher Arbeit im höchsten und vollkommensten Sinne verdienen, sie darf doch mit vollem Rechte dazu gezählt werden und ist eine notwendige und nutzbringende Art derselben.

Jeder einzelne, der seine Kräfte auf dem weiten Gebiete der Wissenschaft in fruchtreicher Weise betätigen will, muß in der Regel damit beginnen, daß er sich Kenntnis von dem verschafft, was andere auf diesem Gebiete geleistet haben. Auch späterhin ist diese Rücksicht auf fremde Arbeiten für jeden unerläßlich. Schon deshalb ist eine gewissenhafte Berichterstattung für die meisten unbedingt notwendig. Für das Gebiet der eigenen Studien muß sie in vielen Fällen ein Wegweiser sein, der die Arbeit des Suchens erleichtert. Für die angrenzenden und die mehr oder minder fern liegenden Zweige der Wissenschaft muß man sich oft genug mit einem guten Bericht über fremde Leistungen begnügen.

Auch für weitere Kreise ist die Berichterstattung oft das einzige Mittel, sie mit dem Stand der wissenschaftlichen Forschung und ihren gesicherten Ergebnissen bekannt

zu machen. Denn für gewöhnlich werden die größeren wissenschaftlichen Schriften selbst nur eine beschränkte Verbreitung finden. Neben der populär-wissenschaftlichen Darstellung müssen kurzgefaßte Berichte die Kenntnis dieser Arbeiten verbreiten.

Der größte Nutzen fällt aber demjenigen zu, der sich mit der Berichterstattung befaßt. Sie nötigt ihn, sich bei der Lektüre einer Schrift genaue Rechenschaft von dem Inhalt derselben zu geben und leitet ihn an, die Gedanken mit seinen eigenen Worten wiederzugeben. Er gewöhnt sich so auf eine leichte Weise an die richtige Auffassung fremder Ausführungen, von welcher für die eigene Arbeit außerordentlich viel abhängt. Er kann es auch durch Übung bald zu einer gewissen Meisterschaft bringen in der großen Kunst, über den Hauptinhalt einer Schrift in kurzer und knapper Form sich und anderen Rechenschaft zu geben.

Für das Seminar bietet diese Berichterstattung zunächst den Vorteil einer leichten und sehr nützlichen Übung für die Anfänger. Sie wird auch als kurze Einführung und erste Vorbereitung bei der Lektüre und Interpretation eines neuen Textes oder Schriftstellers im Seminar gute Dienste leisten. Sie kann ihren regelmäßigen Platz finden bei der Besprechung der Fachliteratur und die Arbeit der Vorbereitung für solche Erörterungen bedeutend erleichtern.

25. Art und Weise. Man muß bei der Berichterstattung das Referat über ein einzelnes Buch unterscheiden von dem zusammenfassenden Überblick über einen größeren oder kleineren Teil eines Literaturgebietes.

Bei einzelnen Schriften kommt es zunächst darauf an, durch sorgfältige Lektüre sich mit dem Zweck der betreffenden wissenschaftlichen Untersuchung, dem Gang derselben, ihrem Hauptergebnis und den wichtigsten Beweisen für dasselbe vertraut zu machen. Es genügt natürlich dafür nicht, einen flüchtigen Blick in die Inhaltsangabe am Anfang oder am Ende der Schrift zu werfen oder sich aus

dem Register eine oberflächliche Kenntnis derselben zu verschaffen. Solche „Bettelgelehrsamkeit“, wie sie *Paul de Lagarde* nannte, sollte überhaupt in der Wissenschaft keinen Platz finden. Es ist aber auch nicht nötig, alle Exkurse des Autors, selbst wenn sie mit dem Gang der Untersuchung nur lose zusammenhängen, vollständig zu lesen. Durch regelmäßige Übung lernt man auch hierin die rechte Mitte einhalten und sich in kurzer Zeit doch eine hinreichende Kenntnis des Inhaltes verschaffen.

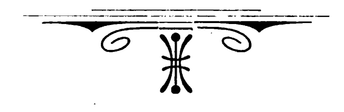
Einige Winke, die für die Lektüre von Nutzen sein können, werden später bei der Behandlung des Quellenstudiums (14. Kapitel) zur Sprache kommen. Dort werden auch die einschlägigen Schriften angeführt werden.

Schon bei der Lektüre selbst sind die Hauptpunkte schriftlich zu notieren. Es genügt dafür aber, wenigstens in den meisten Fällen, ein kurzes Schlagwort nebst Angabe der Seite (eventuell auch der Zeile) oder Nummer der Untersuchung. Längere Auszüge aus dem Buche machen würde in der Regel unnötigen Zeitverlust verursachen. Für gewöhnlich empfiehlt es sich dann, nach der ersten allgemeinen Lektüre die Hauptpunkte nochmals durchzunehmen und sich darnach den Bericht in seinen Grundlinien zurechtzulegen. Dabei sollte das Augenmerk vor allem darauf gerichtet sein, durch genaue Unterscheidung des Wichtigeren vom Unwichtigeren und durch Hervorhebung der wesentlichen Teile die Klarheit des Überblickes zu erleichtern. Je nach dem Zweck des Berichtes wird man gut daran tun, durch Streichung des Nebensächlichen und knappere Fassung des Notwendigen den Umfang mehr oder weniger zu beschränken.

Bei der Berichterstattung über mehrere einzelne Schriften kann man in der gleichen Weise verfahren. Doch läßt sich in der Regel das Gemeinsame leicht zusammen behandeln und dann in einer kurzen Charakteristik das jeder Schrift Eigentümliche hervorheben.

Handelt es sich aber um einen zusammenfassenden Überblick über die Literatur zu einer besonderen Frage, so

wird man für gewöhnlich die Hilfe der Literaturgeschichten sowie der einschlägigen Zeitschriften und Jahresberichte in Anspruch nehmen müssen, um eine gewisse Vollständigkeit zu erreichen. Man ist dadurch aber der eigenen Lektüre wenigstens der wichtigeren Schriften nicht überhoben. Denn auch bei dieser Art darf das erste und wichtigste Gebot jeder wissenschaftlichen Arbeit nicht außer acht gelassen werden, stets und überall, soweit es möglich ist, zur Quelle selbst zu gehen und seinen Stoff nicht aus zweiter, dritter, vierter Hand zu nehmen.



Achtes Kapitel

Die Rezension

26. Begriff und Aufgabe. Mit der Berichterstattung ist in den meisten Fällen, wenngleich nicht immer und nicht notwendigerweise, die Beurteilung der in Frage kommenden Schriften verbunden. Der Bericht wird dadurch zur Rezension oder rezensierenden Kritik.

Während die eigentliche Berichterstattung sich mit der richtigen Auffassung und kurzen Wiedergabe des vorliegenden Stoffes begnügt, gehört es zum Wesen der Kritik, ein Urteil über das Vorliegende abzugeben. Der Name „Kritik“ (vom Verbum κρίνειν) deutet schon auf dieses wesentliche Element des Urteilens hin. Der Name kann aber auf sehr verschiedene Arten von Kritik angewendet werden. Denn wie die Logik lehrt, kommt ein Urteil dadurch zustande, daß man einen zu beurteilenden Begriff A mit einem anderen als Norm dienenden Begriff B vergleicht und entweder die Übereinstimmung zwischen beiden oder die Nicht-Übereinstimmung konstatiert; im ersteren Falle ergibt sich das bejahende Urteil: A ist gleich B, im anderen das verneinende: A ist nicht gleich B. Die Stelle des zu beurteilenden Begriffes vertritt in unserem Falle eine wissenschaftliche Arbeit, die mit einer bestimmten Norm verglichen und darnach beurteilt werden soll. So unterscheidet sich die wissenschaftliche Kritik, die wir hier allein ins Auge fassen schon durch ihren Gegenstand von der Kunst-

kritik, welche sich mit den Werken der Kunst als solchen beschäftigt.

Doch auch die wissenschaftliche Kritik kann wiederum verschiedener Art sein, je nachdem man den betreffenden Gegenstand mit einer verschiedenen Norm vergleicht und unter einer verschiedenen Rücksicht betrachtet. Im allgemeinen wird zwar das Wahre und Gute und Schöne mit seinen unwandelbaren Gesetzen die entscheidende Norm sein müssen: sie kann aber unter völlig verschiedenen Gesichtspunkten zur Anwendung kommen und so eine große Mannigfaltigkeit von Urteilen und Kritiken veranlassen. Wollten wir die wissenschaftliche Arbeit als ein historisches Dokument betrachten und sie in ihrer Echtheit oder Unechtheit und hinsichtlich ihrer Textgestalt beurteilen, so würden wir das Gebiet der sogenannten „historischen“ Quellen- und Textkritik betreten, das wir in einem späteren (17.) Kapitel etwas streifen müssen. Hier handelt es sich mehr um das Urteil über die Beschaffenheit der wissenschaftlichen Arbeit als solcher oder um die „rezensierende“ Kritik, wie man sie im Unterschied von der historischen genannt hat.

Die Norm, mit welcher die Arbeit verglichen wird, um zu einem Urteil zu gelangen, könnte sodann auch bei dieser rezensierenden Kritik noch wieder verschieden sein. Ein anderes Urteil wird derjenige fällen, welcher vorzüglich und an erster Stelle die ethischen Gesetze des sittlich Guten im Auge hat und nach dieser Norm ein Werk beurteilt, ein anderes jener, der, ohne jene sittliche Norm zu vernachlässigen, an erster Stelle die ästhetischen Gesetze des künstlerisch Schönen als vornehmsten Maßstab anlegen will. Beide Rücksichten werden in einem gewissen Maße auch bei der wissenschaftlichen Kritik über die Beschaffenheit eines Werkes aus dem Gebiete der Wissenschaft in Betracht kommen müssen. Weil aber jede wissenschaftliche Untersuchung zuvörderst die Erforschung und Feststellung, die Begründung und Erläuterung der Wahrheit zum Gegenstand hat, muß auch das Urteil über den Wert

einer solchen Untersuchung in erster Linie auf den Wahrheitsgehalt des Werkes Rücksicht nehmen und jene Gesetze als entscheidende Norm festhalten, welche für die Erforschung, Feststellung, Begründung und Erläuterung der Wahrheit innerhalb der vom Autor gesetzten Grenzen Geltung haben.

Die Aufgabe der Kritik, wie wir sie hier im Auge haben, besteht also darin, daß man ein wissenschaftliches Werk mit den Gesetzen und Anforderungen vergleicht, die für eine solche Untersuchung nach allgemeinem Urteil Geltung haben, und die Übereinstimmung oder Nicht-Übereinstimmung mit dieser Norm konstatiert.

Welcher Art die allgemeinen Gesetze und Anforderungen an eine wissenschaftliche Untersuchung sind, wird zum großen Teile im Verlauf dieser Darlegungen zur Sprache kommen.

Wenngleich wir im Folgenden zunächst nur die eigentliche wissenschaftliche Kritik oder „Rezension" im Auge haben, wird das meiste sich doch auch leicht auf andere Arten der Kritik, insbesondere auf die literarische und die Kunstkritik, anwenden lassen.

27. Zweck und Bedeutung. Aus dem Begriff und der Aufgabe der Kritik, wie wir sie hier betrachten, ergibt sich von selbst ihr Zweck und ihre Bedeutung.

Der Kritiker kann allerdings gar verschiedene Zwecke bei der Rezension eines Werkes anstreben. Soll aber seine Kritik ihrer Aufgabe nicht untreu werden, so gibt es für ihn nur einen einzigen berechtigten Hauptzweck, dem Recht und den Interessen der Wahrheit zu dienen. Wo die Übereinstimmung mit der rechtmäßigen Norm vorhanden ist, da fordert dies Interesse die offene Anerkennung und es verbietet dieselbe, wo jene Übereinstimmung fehlt. Durch die Erfüllung dieser Forderungen sich ganz in den Dienst der königlichen Wahrheit zu stellen, kann der einzige der Kritik würdige Zweck sein.

Daraus erhellt aber auch die hohe Bedeutung, die ihr zukommt. Wenn jede wissenschaftliche Arbeit ihren Wert und ihren wahren Adel von dem Dienst der erhabenen Königin herleitet, der alle Wissenschaft unter-

tan ist, so darf die rechte und wahre Kritik einen besonders ehrenvollen Rang und Platz im Dienst dieser Herrin beanspruchen. Sie hat ja im Namen der Wahrheit die Forderungen und Rechte dieser Fürstin geltend zu machen und soll durch ihren Urteilsspruch über den Wert und die Würde der einzelnen in ihrem Gefolge entscheiden.

Je größer die Wirksamkeit, je ausgedehnter die Tragweite dieses Urteilsspruches ist, desto höher steigt die Bedeutung der Kritik. In gar manchen Fällen hängt es von ihrer Anerkennung oder Verwerfung ab, ob ein Werk mit seinen Untersuchungen und Ergebnissen in weiten Kreisen Beachtung findet oder nicht. Ihr Votum wird es häufig genug entscheiden, ob ein wahrer Fortschritt in der Erforschung und Erkenntnis der Wahrheit auch zum Eigentum und Gemeingut weiterer Kreise wird. Durch ihr Veto kann sie auch nicht selten dem Irrtum wirksam in den Weg treten und durch ihre Warnungen auf falsche und gefährliche Bahnen einzelner aufmerksam machen. Wo sie dagegen selbst mit ihrem Spruche sich bewußt oder unbewußt von der Gefolgschaft ihrer Herrin trennt, da reißt sie auch nur zu leicht viele andere mit sich in das feindliche Lager hinüber. So kann sie dann ein wahres Hindernis auf dem Wege der Wahrheit und eine Förderin und Führerin des Irrtums werden. Statt zu bauen und zu pflanzen wird sie dann nur mehr zerstören und verderben, niederreißen und ausrotten.

28. Voraussetzungen. Ihrer hohen Bedeutung kann die Kritik nur dann entsprechen, wenn sie auch die Anforderungen und Regeln erfüllt, welche sich aus ihrer Aufgabe ergeben. Wir müssen in dieser Beziehung zuvörderst die Voraussetzungen und Bedingungen beachten, ohne welche eine richtige Kritik überhaupt nicht möglich ist.

Weil die Kritik ihrem Begriff und ihrer Aufgabe entsprechend ein Urteil über den Wert eines Werkes fällen und dieses Urteil aus dem Vergleich des Werkes mit der

feststehenden Norm ableiten soll, so muß der Kritiker vor allem eine genügende Kenntnis des Werkes und der rechten Norm besitzen. Denn wo eine der beiden Größen oder gar beide unbekannt sind, da kann kein Vergleich und deshalb auch kein Urteil zustande kommen. Die Kenntnis des Werkes kann sich jeder durch eine gewissenhafte Lesung verschaffen. Dieses bildet daher die erste und notwendigste Voraussetzung für jede wissenschaftliche Kritik.

Schwieriger ist die zweite Voraussetzung, nämlich eine gründliche Kenntnis der als Norm des Urteils in Frage kommenden Gesetze und Regeln, die für das vorliegende Werk Geltung haben. Außer auf die allgemeinen Anforderungen, die man an jedes wissenschaftliche Werk stellen muß, ist dabei auch auf das besondere Gebiet zu achten, mit welchem sich das Werk beschäftigt. Ohne eine gute Kenntnis desselben und der wichtigsten einschlägigen Literatur wird man nur ein sehr unzureichendes Urteil über die Schrift abgeben können.

Neben der notwendigen Kenntnis seines Gegenstandes muß der Kritiker ferner die Fähigkeit besitzen, die Übereinstimmung zwischen dem Werke und der richtigen Norm zu prüfen und darüber zu einem klaren Urteil zu gelangen. Es gehört dazu ein gewisser Takt und ein geübter Blick, der das Wesentliche vom Unwesentlichen sicher zu unterscheiden vermag und auch in dem individuellen Gewande das Wertvolle leicht zu erkennen und abzuschätzen gelernt hat.

Gegenüber den mannigfachen Beeinflussungen und Trübungen, denen das Urteil oft ausgesetzt ist, muß der Kritiker endlich seine volle Unabhängigkeit zu wahren wissen, um sich bei der Kritik einzig und allein von den Interessen der Wahrheit leiten zu lassen. Daß auch Ehrlichkeit und reine Wahrheitsliebe zu den notwendigen Voraussetzungen gehören, braucht nicht erst gesagt zu werden.

So selbstverständlich alle diese Voraussetzungen auch scheinen können, so lehrt doch die tägliche Erfahrung nur zu sehr, daß es nicht

ganz überflüssig ist, daran zu erinnern. Allerdings steht es mit der wissenschaftlichen Fachkritik nicht gerade so schlimm, wie *Adolf Bartels* es von manchen belletristischen Berufskritikern für Zeitungen schildert: „Was soll da ein armer Kritiker, der fünfzig Bücher zugeschickt bekommt — zu Weihnachten sind's auch vielleicht hundert —, um sie auf zehn Zeilen im Durchschnitt, die Zeile zu 10 Pfennig, zu besprechen, anfangen? Allen Respekt noch, wenn er die besseren (ziemlich rasch unterscheiden kann er ja) wenigstens noch ordentlich liest und in die schlechteren doch einmal hineinblickt! Das Resultat ist dann freilich eine Sammelkritik mit ungefähr hintreffenden Richtungs- und Weltbestimmungen bei den tüchtigeren, mit leeren Phrasen bei den untüchtigen Kritikern, wenn nicht Lob und Tadel einfach nach dem Parteistandpunkt verteilt wird" (Kritiker und Kritikaster [Leipzig 1903] 11). Es wäre verfehlt, die Ausführungen dieser „sehr persönlichen und durch und durch subjektiven Schrift" auf das Gebiet der wissenschaftlichen Kritik ohne weiteres übertragen zu wollen. Leider zeigt aber ein Blick in die wissenschaftlichen „Sammelkritiken" mancher Zeitschriften und Jahresberichte nicht selten eine ähnliche mangelhafte Kenntnis der zur Besprechung kommenden Schriften oder auch den einseitigen, alles beherrschenden Parteistandpunkt. Wenn dann der Kritiker, welcher mit einem „von Sachkenntnis nicht getrübten Blicke" sich seine Welt betrachtet, auch noch dem Neid und der Mißgunst und anderen unedlen Regungen zugänglich ist, dann bleibt von den notwendigen Voraussetzungen für den königlichen Dienst der Wahrheit allerdings nicht viel mehr übrig.

Es mag nicht ganz unnütz sein, die vier Gruppen hier anzuführen, in welche Bartels die „Kritikaster" je nach den ihnen fehlenden Eigenschaften einteilt, ohne daß damit die persönlichen Exemplifikationen dieser Gruppen gebilligt werden sollen: „Man kann die Kritikaster nach den Eigenschaften einteilen, die ihnen fehlen: fehlt die Ehrlichkeit, dann haben wir den Fälscher oder den Wahrheitsfeind (objektiv), der die erhaltenen Eindrücke, manchmal aber auch den Tat- und Wortbestand aus irgendwelchen Motiven verdreht; fehlt die eigentliche kritische Begabung, so bildet sich das Schimpftalent aus und der Kritiker exzelliert als Schimpfbold. Mangelndes Wissen wird durch Geschwätz verborgen, und wenn der Kritikaster ästhetisch unfähig ist, so verlegt er sich auf den ‚Geist' [und wird zum ‚geistreichen Raisonneur']. Schließlich kann auch gelehrtes Wissen eine Art des Kritikasters erzeugen, den gelehrten Kleinigkeitskrämer und Allesbesserwisser, der Totaleindrücke überhaupt nicht mehr empfängt" (aaO. 34 f).

29. Eigenschaften. Wo die Voraussetzungen und Bedingungen von seiten des Kritikers vorhanden sind, wird die Kritik ihrem Zwecke entsprechen und ihre Aufgabe er-

füllen, wenn sie auch die notwendigen Eigenschaften einer guten Kritik an sich trägt.

1. Als erste dieser Eigenschaften ergibt sich aus dem Begriff und der Aufgabe der Kritik die Wahrheit. Nur als eine Dienerin der Wahrheit hat die Kritik überhaupt ihre Berechtigung. Daher muß sie zuerst selbst den Anforderungen ihrer Herrin entsprechen. Sie entpricht ihnen nur dann, wenn alle einzelnen Behauptungen voll und ganz mit dem vorliegenden Tatbestand übereinstimmen. Es gilt dies sowohl hinsichtlich der Worte und Sätze und der in ihnen ausgesprochenen Ansichten, welche aus einem Werke angeführt werden, als auch hinsichtlich des Urteils, das man über sie ausspricht, und hinsichtlich aller sonstigen Tatsachen, die etwa zur Begründung dieses Urteils zur Sprache kommen. Bei den Zitaten ist vorzüglich darauf zu achten, daß die unvermeidliche Loslösung der Worte und Sätze aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang den Sinn und die Tragweite derselben in keiner Weise beeinträchtigt oder ändert. Nur zu oft tritt manche Kritik in diesem Punkte unbewußterweise der Wahrheit zu nahe, weil der engere oder weitere Kontext zu wenig berücksichtigt wird. Bezüglich des Urteils fordert die Wahrheit, daß dort, wo man etwas als wertvoll anerkennt, tatsächlich auch die Übereinstimmung mit der richtigen Norm vorhanden ist und umgekehrt, daß also Lob und Tadel einzig und allein von dem objektiven Wert des Buches bestimmt werden. In gleicher Weise müssen alle übrigen Tatsachen und Begründungen ohne Übertreibung und Entstellung ganz wahrheitsgemäß verwendet werden.

Wie oft leider die Kritiken es schon an dieser ersten und notwendigsten Eigenschaft fehlen lassen, lehrt nur zu deutlich die Erfahrung. Den eigentlichen „Wahrheitsfeind“ wollen wir hier bei der wissenschaftlichen Kritik ganz außer Betracht lassen. Aber man muß es als große Leichtfertigkeit und oberflächliche Ungenauigkeit bezeichnen, wenn die Worte aus dem Zusammenhang herausgerissen und ohne genügende Rücksicht auf denselben oder die zur Erklärung dienenden parallelen Stellen in einem anderen Sinne erklärt werden. Ebenso leichtfertig ist der Tadel und das Lob derjenigen, die nicht

das objektive Urteil über die Sache, sondern das subjektive Vorurteil gegen die Person ausschlaggebend sein lassen. Auch ohne eigentlich bösen Willen kann bei solchen Vorurteilen die Wahrheit durch Übertreibung und Entstellung mehr oder minder Schaden leiden.

2. Zur Wahrheit der einzelnen Behauptungen und Urteile muß sodann die Gerechtigkeit der ganzen Kritik hinzukommen. Denn es kann alles richtig und wahr sein, was ein Kritiker sagt, und doch kann er höchst ungerecht kritisieren. Es wäre der Fall, wenn er in einseitiger Weise entweder nur das Gute hervorheben wollte, um zu loben, oder nur das Fehlerhafte, um zu tadeln. Die Gerechtigkeit fordert, daß er Lob und Tadel so verteile, wie es dem wirklichen Werte des Ganzen entspricht. Sie fordert auch, daß er das rechte Maß im Loben und Tadeln einhalte und einem jeden das zuerkenne, was ihm rechtmäßig gebührt. Sie verlangt ferner, daß er den rechten Maßstab bei der Beurteilung eines Werkes anwende, die Grenzen beachte, die der Verfasser sich gesteckt hat, und den Charakter sowie den Zweck seiner Arbeit berücksichtige.

Man fehlt daher nicht bloß gegen die Wahrheit, sondern auch gegen die Gerechtigkeit, wenn man sich bei der Kritik durch persönliche Rücksichten und nicht durch den objektiven Wert der zu besprechenden Schrift leiten läßt. Leider lassen manche Kritiker in diesem Punkte gar viel zu wünschen übrig. Bei Autoren aus ihrem Kreise bewegen sie sich fast nur zwischen den beiden Polen der Dankbarkeit und der Bewunderung. Wo es sich dagegen nicht um einen aus ihrer Sippe handelt, wird meisterhaft grau in grau gemalt. Wenn sie dann noch ihrer Kritik die Würze des „Esprit“ und der Ironie und des Sarkasmus beizumischen wissen und mit spöttischen Bemerkungen die fehlenden objektiven Gründe ersetzen, werden sie für gewöhnlich die Lacher auf ihrer Seite haben, trotzdem sie weder ein wahres noch ein gerechtes Urteil abgeben. Nur eine Art von Kritik ist noch ungerechter: das vornehme Ignorieren und verächtliche Totschweigen.

Vom Standpunkt der Gerechtigkeit aus erscheint im Gebiet der Wissenschaft auch die sogenannte „impressionistische“ oder Stimmungskritik, die sich ganz von dem ersten Eindrucke eines Werkes leiten läßt, durchaus unberechtigt und verwerflich, trotzdem man sie im Zeitalter der Moderne als die einzig wünschenswerte für das Gebiet der Kunstkritik hingestellt hat. Der erste Eindruck ist viel zu sehr

vom eigenen Temperament und seiner augenblicklichen Stimmung und anderseits von äußerlichen und oft kleinlichen Nebensachen abhängig und wird viel zuviel von der Phantasie und den Sinnen beeinflußt, als daß er den erforderlichen Maßstab für ein wahres und gerechtes Urteil bilden könnte. Jede Kritik, und vor allem jede wissenschaftliche Kritik, muß notwendig und wesentlich Reflexionskritik sein, eben weil sie ein Urteil des Verstandes und als solches das Resultat der geistigen Vergleichsarbeit des Kritikers sein soll.

3. Die Wahrheit muß von der Kritik auch mit der notwendigen Klarheit ausgesprochen werden. „Es ist in der Wissenschaft", bemerkt *Juan Luis Vives* mit Recht, „nichts verderblicher, als eine Verwirrung des Urteils, gerade wie im Leben eine Verwirrung der Absichten und des Wollens, so daß man nicht weiß, was jemand eigentlich billigt und was nicht, wie es heutzutage oft geschieht, wo es sehr gefährlich ist, sich über etwas auszusprechen. So aufgeregt sind die Geister und kampfbereit, daß es nicht sicher ist, auch nur andeutungsweise etwas zu berühren, selbst wenn man einen ganz anderen Zweck im Auge hat" (Bibliothek der kath. Pädagogik VIII 352). Soll die Kritik ihrer Aufgabe gerecht werden und über den Wert oder Unwert einer wissenschaftlichen Leistung aufklären, so darf sie der wünschenswerten Klarheit und Entschiedenheit nicht ermangeln. Sie soll niemand darüber im Zweifel lassen, wie es nach dem Urteil des Kritikers mit dem in Frage kommenden Werke steht und was von seinem Werte zu halten ist.

Freilich gilt das, was *Vives* von seiner Zeit (1492—1540) bemerkt, in vieler Beziehung nur zu sehr auch von der Gegenwart. Es scheint fast, daß die vielfach beklagte nervöse Schwäche nur zu oft eine ganz anormale Empfindlichkeit zur Folge hat, die ein klares und entschiedenes Wort überhaupt nicht mehr ertragen kann. Dazu kommt in vielen Kreisen das ungesunde Streben, auch in der Wissenschaft durch Kompromißpolitik die bestehenden Gegensätze auszugleichen und den Gegner zu gewinnen. Nur zu oft muß bei einer derartigen Versöhnung die Klarheit und nicht selten auch die Gerechtigkeit und Wahrheit sich mehr gefallen lassen, als es sich mit der Würde und Bedeutung der Kritik verträgt.

4. Klarheit und Entschiedenheit sollen jedoch keineswegs das Wohlwollen hindern, das jede Beurteilung be-

gleiten muß, soweit Gerechtigkeit und Wahrheit es ermöglichen. Wo es sich um wissenschaftliche Arbeiten handelt, kann jeder Beitrag, der im Dienste der Wahrheit mit redlichem Willen geboten wird, Anspruch auf dies wohlwollende Entgegenkommen erheben. Jeder sollte daher eher geneigt sein, die Worte eines Autors im guten als im schlechten Sinne zu erklären, und deshalb auch nicht die Mühe scheuen, durch wiederholtes Lesen anfängliche Bedenken womöglich zu beseitigen, oder sich durch eine kleine Anfrage Aufschluß über einen zweifelhaften Punkt zu verschaffen. Ganz besonders ist dieses Wohlwollen in solchen Fällen erforderlich, wo redliches wissenschaftliches Streben Ermutigung verdient und erwarten darf.

Auf diese Eigenschaft der Kritik bezieht sich die Bemerkung, welche der h. Ignatius dem Exerzitienbüchlein vorausschickt: „Praesupponendum est quemlibet Christianum promptiorem esse debere ad salvandam propositionem proximi quam ad eam condemnandam; et si non potest eam salvare, inquirat ex ipso [auctore], quomodo eam intellegat". Die übelwollenden und gehässigen Verdrehungen, denen seine Worte ausgesetzt waren, gaben ihm allen Anlaß zu dieser Mahnung. Es wäre sehr zu wünschen, daß sie auch heute allerseits die gebührende Beachtung fände.

5. Damit die Kritik in vollem Maße das leiste, was man von ihr erwarten kann, muß sie endlich auch anregend, belehrend und fördernd sein. Der Kritiker sollte daher zunächst auf die sprachliche Form und die Anordnung seiner Bemerkungen großen Fleiß verwenden und sich vor allem zum strengen Gesetze machen, die leeren und abgedroschenen Phrasen der Zeitungsrezensenten nicht auf das Gebiet der Wissenschaft zu übertragen. Sie können hier keinen Anspruch auf das Bürgerrecht erheben. Im Inhalt seiner Beurteilung muß er vorzüglich denjenigen, an die er sich mit seiner Kritik wendet, Belehrung über die Ergebnisse der betreffenden Untersuchung, den Gang derselben und ihre hauptsächlichsten Beweismomente bieten und durch sein eigenes Urteil die Beweiskraft dieser Gründe anerkennen oder zurückweisen. In der Regel wird er dabei aber auch noch die Untersuchung selbst in dem einen

oder andern Punkte weiter fördern können und so seiner Kritik einen selbständigen und bleibenden größeren Wert verleihen.

Über die Eigenschaften und Fehler der Kritik spricht sich *Juan Luis Vives* eingehend aus im zweiten Kapitel seines Werkes „Über den Lebenswandel und die sittlichen Grundsätze des Gelehrten“; auch *Antonio Possevino* hat diese Ausführungen in seine Schrift über „die Ausbildung des Geistes“ (47. Kapitel) aufgenommen (vgl. Bibliothek der kath. Pädagogik VIII 352—5; XI 494—8). Unter anderem bemerkt er: „Wie groß ist der Schaden, den die Wissenschaft durch solche Gehässigkeiten erleidet! Alle Autorität derer, die erbittert streiten und sich gegenseitig grimmig befehden, entschwindet; ausgezeichnete Geister verlieren den Mut, da sie Ekel ob der Bitterkeit des ewigen Wortgezänkes empfinden und dadurch den einst so liebgewonnenen Studien ganz entfremdet werden. Dabei schwindet der Fortschritt in den Wissenschaften und die Wahrheit wird verdunkelt, da manche die Studien lieber in Verfall geraten als von ihren Feinden gefördert sehen wollen . . . Der Gelehrte soll also bedächtig im Urteil und nicht eigensinnig im Behaupten sein. Will er über einen Gegenstand ein abfälliges Urteil aussprechen, so lese er ihn wieder und wieder, wende und drehe und betrachte ihn nach allen Seiten, damit er nicht im Verurteilen unbedachtsam vorangehe. Beim Lobe hingegen braucht er wohl weniger vorsichtig zu Werke zu gehen. Was er aber verurteilt, muß er hinlänglich verstehen, damit nicht derjenige, den er an den Pranger stellen will, mehr Gründe für sich als er gegen ihn habe. Klüger dürfte es sein, sich lieber überhaupt nicht auszusprechen, als das Verdammungsurteil auf den Richter selbst zurückfallen zu lassen. Wenn ich nun solche Vorsicht oder besser gesagt solches Wohlwollen von einem Gelehrten verlange, was soll ich dann von Männern denken, welche das, was richtig gesagt ist, erst verdrehen und entstellen, um mit desto mehr Grund den Gegner zerzausen zu können? Denn wenn es oft nützlich ist, etwas in einem besseren Sinne auszulegen, so muß man es als einen großen Frevel ansehen, alles zum Schlechteren zu verdrehen. Ich habe Hadrian Florent, den nachmaligen Papst, als er noch Dekan der Universität Löwen war, in öffentlichen Disputationen oft alle von gegnerischer Seite vorgebrachten Stellen aus Autoren zu seinen Gunsten verwenden hören, aber nie hat er sie verächtlich zurückgewiesen, auch wenn sie noch am Leben waren. Über Lebende muß man mit mehr Vorsicht, über Tote mit mehr Ehrfurcht urteilen, weil sie, dem Neide nicht mehr zugänglich, schon ihrem Richter überantwortet und jenem Gerichte unterworfen sind, das uns alle erwartet. Diese Rücksicht gilt besonders hinsichtlich ihres sittlichen Lebenswandels. Über ihre wissenschaftlichen Leistungen mag man etwas

freimütiger sich äußern. Bei Beurteilung eines Buches ziemt es sich nicht, die Rücksicht auf Vaterland, Alter oder Schule des Verfassers vorwiegen zu lassen ... Wer in dem einen oder anderen Worte jemand verbessert hat, darf nicht gleich für gelehrter gelten wollen als jener, noch sich einbilden, mehr für die Sache getan zu haben. Dies tun aber törichterweise viele ... Bei den Schriftstellern auf einem bestimmten wissenschaftlichen Gebiete muß man die Fehler, die sie auf anderen Gebieten machen, milder beurteilen, zB. beim Theologen historische, beim Historiker metaphysische. Es ist genug, wenn er in seinem Fache tüchtig ist. Noch nachsichtiger beurteile man die sprachlichen Fehler" usw.

Johann Michael Sailer führt in seiner Schrift: „Praktische Logik für den Widerleger, an den Verfasser der sogenannten Reflexion wider die Demonstratio catholica" (München 1780), welche er zur Verteidigung seines Lehrers *Benedikt Stattler* gegen die anonymen Angriffe *Wolfgang Fröhlichs* veröffentlichte, die folgenden Regeln jeder gesunden Widerlegung auf: „Wenn du eine Schrift widerlegen willst, so fordert die Logik von dir, daß du 1. diese Schrift ganz verstehst; 2. in dieser Schrift Irrtümer entdeckt hast, Sätze, die der Wahrheit und nicht bloß deiner Meinung zuwider sind; daß du 3. diesen Irrtum für erheblich und einer Widerlegung wert finden kannst; 4. das Falsche und Unrichtige dieser Sätze ganz offenbar dartuest und 5. so dartuest, daß der Leser entscheiden kann, wer Recht oder Unrecht hat, und daß du endlich 6. deine Widerlegung nicht gegen die Person, sondern gegen den Irrtum richtest. Diese Gesetze einer überlegten, sanften, brüderlichen Widerlegung finden in der ganzen Welt als gangbare Münze ihren Kurs und sind von dem allgemeinen Menschenverstande dazu gestempelt" (p. 4 bei *G. Aichinger,* J. M. Sailer [Freiburg 1865] p. 52).

In derselben Schrift gibt er dem Gegner, mit dem er wie mit seinem Bruder redet, folgende auch heute noch praktische Mahnung: „Warum, lieber Bruder, untersuchst du nun Stattlers Gedanken von der Menschwerdung und von den Sakramenten, da du eine Widerlegung gegen sein Buch von der Kirche Jesu Christi schreibst? Stattler hat über die Menschwerdung ein ganzes, über die Sakramente wieder ein besonderes Buch geschrieben. Dort also müssen seine Urteile über diese Gegenstände aufgesucht werden, wo sie mit Absicht untersucht und beleuchtet sind. Und du lässest diese Denkmäler seiner scharfsinnigsten Untersuchungen unberührt und schnitzelst seine Meinungen über diese Gegenstände aus einem Buche heraus, wo sie höchstens im Vorbeigehen, soviel es zur Hauptabsicht taugte, behandelt werden durften. Wenn du nun in dem Buche von der Kirche Jesu Christi nicht alles findest, was sich von der Ankunft Jesu Christi in der Welt, von den Wirkungen der Erbsünde und von der Kraft der Sakramente sagen lässt, so bläsest du mächtig ins Kriegshorn, ad arma, und schreist: Seht da den Mann, der in den wichtigsten Wahrheiten von

der Lehre der Väter abweicht! Gerade als wenn ich aus Ciceros Reden gegen den Verres seine ganze Philosophie herausbringen, und was nicht darin steht, ihm als einem Unphilosophen zum Nachlesen aufdringen wollte. Würde nicht jeder lateinische Schulmeister in die Faust lachen und mir ins Ohr sagen: Bruderherz, der Cicero hat noch mehr geschrieben als Reden gegen den Verres. In einer kleinen Stadt kam die Frau Nachbarin — sie war einäugig und sah auch mit dem einen Auge nicht recht — einmal in die Kindstube ihrer Base. Da bekam sie von ungefähr, wie es eben geht, beim ersten Anblick nur die Füße des neugebornen Kindes zu Gesichte und entdeckte keine Nase. Schnell griff sie wieder nach der Türe und sagte es der ganzen Stadt geheimnisvoll ins Ohr: ein Kind ohne Nase! Die Mähre hatte alle Weiber und Mädchen in die Kirche gezogen, um das Kind ohne Nase bei Gelegenheit der heiligen Taufe zu sehen. Man brachte den frischen Buben in die Kirche und nun fand sich die ganze Stadt betrogen. Es war ein Kind mit einer gewöhnlichen Menschennase. Der Vater des Kindes forschte bis auf den Ursprung des Märchens und entdeckte ohne Mühe, daß die Frau Nachbarin die Nase an den Füßen suchte. Gerade so ging es dir, lieber Bruder. Stattlers Urteil von der Erbsünde steht im Traktate von der Erbsünde, seine Urteile über die Sakramente stehen im Traktate von den Sakramenten und sein Urteil von der Menschwerdung im Traktate von der Menschwerdung. Die Nase steht im Gesichte" (p. 102. *Aichinger* p. 53 f).

30. Bemerkungen für die Praxis. Das erste bei jeder Kritik muß eine sorgfältige Lektüre der Schrift sein, die zu beurteilen ist. Stellt sich dabei heraus, daß dieselbe ihrem Inhalte nach dem eigenen Arbeitsfelde zu ferne liegt, so ist es besser, von vorneherein seine Inkompetenz zu erklären und die Kritik abzulehnen, als sich durch ein falsches oder zweifelhaftes Urteil zu kompromittieren und das Urteil anderer irre zu leiten. Kann man trotzdem aus triftigen Gründen eine Besprechung nicht ablehnen, so wird es in einem solchen Falle das beste sein, sich auf eine objektive Berichterstattung zu beschränken.

Kann man die Kritik übernehmen, so muß man sich das Material dazu durch kurze Notizen bei der Lektüre des Werkes sammeln. Auch hier genügen wie bei der Berichterstattung zunächst möglichst kurze Angaben eines Schlagwortes nebst Seite und Zeile, ohne zeitraubende längere Exzerpte. Man kann dabei entweder der

Reihe nach notieren, was einem auffällt, indem man auf einem Blatt Papier die einzelnen Bemerkungen untereinander stellt und zu beiden Seiten einen genügenden Raum für die zur Gruppierung notwendigen Noten frei läßt; oder man vereinigt schon gleich bei der Lektüre die zusammengehörigen Notizen unter einige allgemeine Gruppen, wie sie sich leicht von selbst ergeben. So werden jene Stellen und Abschnitte, welche besonders gut scheinen und durch ihren Inhalt tieferen Eindruck machen, leicht zu einer Gruppe zusammengestellt werden können, und ebenso jene, welche durch eine schöne Form der Darstellung besonders gefallen; umgekehrt lassen sich ebenfalls solche Teile, die unter beiden Rücksichten weniger befriedigen, kurz in zwei anderen Gruppen anmerken. So kann man auch originelle Gedanken, schöne Bilder und Vergleiche, neue Beweisgründe, und anderseits mangelnde Disposition, Unklarheit in der Ausführung, zweifelhafte und unbewiesene Behauptungen u. a. ohne Schwierigkeit unter gemeinsamen Stichworten kurz notieren. Zuweilen mag es sich empfehlen noch mehr ins Detail einzugehen und Nachlässigkeiten in der Zitationsweise, in der Interpunktion und dergleichen äußeren Anforderungen an eine wissenschaftliche Arbeit nicht unvermerkt zu lassen.

Bei dieser Detailarbeit darf aber die Hauptsache für eine gute Kritik nicht vernachlässigt werden, nämlich die Prüfung des Ergebnisses und des Ganges der Untersuchung. Wenn dazu die erste Lektüre nicht genügt, wird die wiederholte und aufmerksame Prüfung der wichtigsten Teile in der Regel genügenden Aufschluß geben und zu einem klaren und begründeten Urteil über den Wert der Arbeit führen.

Diese Prüfung der Hauptteile darf niemals fehlen. Hingegen kann es bei großen Werken oft kaum möglich sein, auch die Einzelprüfung auf alle Teile gleichmäßig auszudehnen. In solchen Fällen ist es gut, nach einer sorgfältigen allgemeinen Musterung des Ganzen durch wiederholte größere Stichproben sich ein Urteil über einzelne

Teile nach den verschiedenen Rücksichten hin zu bilden. Eine Reihe von solchen Proben wird in der Regel eine genügende Grundlage für die Beurteilung abgeben. Außerdem ist es bei derartigen größeren Werken, namentlich wenn der Inhalt verschiedenartige Fragen umfaßt, sehr zu empfehlen, sein Augenmerk vorzüglich auf jene Teile zu richten, die den eigenen Studien am nächsten stehen. Eine sorgfältige Nachprüfung solcher Punkte gibt am ehesten Gelegenheit, sowohl sich selbst ein zutreffendes Urteil über den Wert der Arbeit in diesen Teilen zu bilden, als auch andern aus den eigenen Schätzen einige nützliche Beiträge zur Förderung der Frage zu bieten. Es ist aber nicht gestattet, aus einer Prüfung einzelner Teile ohne weiteres ein allgemeines Urteil über sämtliche andere Teile zu fällen. Vielmehr soll man in der Kritik nicht unterlassen, auf den durch die große Ausdehnung des Werkes gebotenen beschränkten Umfang der Einzelprüfung hinzuweisen.

Wenn man so durch sorfältige Lesung und Prüfung des Werkes sich genügendes Material gesammelt und ein klares Urteil gebildet hat, wird man seinen Stoff sichten und gruppieren müssen, wenn es noch nicht genügend geschehen ist, und dann an die Zusammenfassung der einzelnen Punkte zu einer Kritik des Ganzen gehen. Gewöhnlich bildet dabei die kurze und übersichtliche Wiedergabe des Inhaltes hinsichtlich der Hauptpunkte den ersten wesentlichen Teil. Man kann damit schon gleich die Beurteilung der einzelnen Teile verbinden und dann ein Gesamturteil folgen lassen, oder man trennt die Berichterstattung über den Inhalt vollständig von der Beurteilung, die den zweiten und eigentlichen Hauptteil der Kritik bilden muß. Mit dem Urteil müssen auch kurz die Gründe für die Anerkennung oder Ablehnung der Arbeit angegeben werden. Die Einzelbemerkungen bilden den dritten Teil der Kritik, der je nach den Umständen schon bei der Berichterstattung oder bei der Beurteilung der einzelnen Teile zugleich berücksichtigt oder auch bis zum Ende aufgespart werden kann.

Selbstverständlich ist es durchaus nicht erforderlich, das ganze Detailmaterial, das man bei der Einzelprüfung gesammelt hat, bei der Kritik vorzubringen und dieselbe etwa mit dem obligaten Verzeichnis von Druckfehlern zu beschließen. Es kann zuweilen notwendig oder wünschenswert sein als Beleg für die in der Kritik vorgebrachten Urteile oder zur Charakteristik eines Autors oder einer Richtung. Für gewöhnlich ist es aber besser, mit dem „gelehrten Kleinigkeitskram" Maß zu halten. Ohne das für die Kritik notwendige Material zu beschränken, erweist man meistens dem Autor sowohl wie der Mehrzahl derjenigen, für welche die Kritik bestimmt ist, einen weit größeren Dienst, wenn man dem Verfasser persönlich seine Notizen zur Verfügung stellt.

Im allgemeinen soll auch bei der Gestaltung des Stoffes für die wissenschaftliche Kritik der Freiheit des einzelnen ein möglichst großer Spielraum gelassen werden.

Manche andere Punkte, welche für die Abfassung und Veröffentlichung einer Kritik von Nutzen sein können, werden in späteren Kapiteln zur Sprache kommen.

Außer den früher angegebenen Bemerkungen über Kritik in den Werken von *Kihn* und *Blass* und anderen methodologischen Darstellungen können für die wissenschaftliche Kritik auch Erörterungen über die literarische Kritik förderlich sein wie sie in literarischen Zeitschriften zu finden sind.



Neuntes Kapitel.

Die populär-wissenschaftliche Darstellung

31. Aufgabe und Bedeutung. Wollte man die wissenschaftliche Arbeit im strengsten Sinne fassen, so würde ihr außer der Berichterstattung und Kritik für weitere Kreise kaum eine andere Art der Wirksamkeit zu Gebote stehen. Wir dürfen aber auch die populär-wissenschaftliche Darstellung einer Frage zu den wissenschaftlichen Arbeiten im weiteren Sinne rechnen.

Die Aufgabe dieser Art von Arbeiten ist vorzüglich, jene Kreise, welche der eigentlichen wissenschaftlichen Forschung fernerstehen, aber doch das genügende Verständnis für dieselbe besitzen und dem Interesse für ihre Ergebnisse zugänglich sind, mit einer Frage aus irgendeinem Gebiet der Wissenschaft bekannt zu machen und ihnen die Kenntnis des Standes der Forschung zu vermitteln. Eine solche Darstellung übernimmt daher gewissermaßen das Vermittleramt zwischen den gelehrten Forschern und der überwiegenden Mehrzahl ihrer Zeitgenossen, welche sonst der mühsamen Pionierarbeit als unbeteiligte Zuschauer interesselos gegenüberstehen würden. Sie darf daher wohl Anspruch auf Beachtung von seiten dieser Pioniere wie jener weiteren Kreise erheben und hat auch für diejenigen, welche sich mit ihr beschäftigen, ihre besondere Bedeutung.

Der Gelehrte wird zwar sein Hauptaugenmerk stets auf die wissenschaftliche Erforschung des Problems gerichtet halten, mit dem er sich beschäftigt. Es wird immer seine

höchste Befriedigung und Freude ausmachen, auf seinem Arbeitsfeld und mit all seinen Kräften der Wahrheit zu dienen. Doch eben dieser Dienst der Wahrheit weist ihn auch schon auf seine Mitmenschen hin. Es wäre ein verwerflicher Egoismus, wollte er das höchste und idealste Gut, dessen der Mensch fähig ist, die Erkenntnis und den Besitz der Wahrheit, auch nur in einem kleinen und beschränkten Maße für sich allein in Anspruch nehmen, obwohl dieses Gut selbst schon seiner Natur nach auf die Mitteilung an andere hindrängt und auch ohne eigenen Verlust, ja mit großem Gewinn mitgeteilt werden kann. So hat der Forscher selbst ein Interesse daran, daß die Ergebnisse seiner Arbeiten weiteren Kreisen zugänglich werden, auch wenn er sich einzig von idealen Gesichtspunkten leiten läßt. Für diese Mitteilung an weitere Kreise ist er aber in der Regel auf die populär-wissenschaftliche Darstellung angewiesen, da die eigentlichen wissenschaftlichen Werke aus naheliegenden Gründen für gewöhnlich auf die Fachgenossen beschränkt bleiben.

Eben dieser Grund zeigt aber auch, wie notwendig derartige Darstellungen für jene weiteren Kreise selbst sind. Ohne dieselben würden nur wenige von den Fortschritten der Wissenschaft Kenntnis erhalten, alte, eingerostete Irrtümer würden sich trotz aller gegenteiligen Beweise der Forscher in ihrem ererbten Besitzstande behaupten und an einen Triumph der Wahrheit wäre kaum zu denken. Der ganze Kulturzustand eines Volkes müßte in hohem Maße Schaden leiden, wenn nicht für eine stetige und lebendige Verbindung zwischen der Wissenschaft und den weiteren Volkskreisen Sorge getragen würde. Am allermeisten haben für diese Verbindung die populär-wissenschaftlichen Darstellungen zu sorgen.

Für diejenigen, welche sich mit dieser Arbeit beschäftigen, hat dieselbe eine ganz besondere Bedeutung. Sie bietet ihnen eine willkommene Gelegenheit, ihre Kräfte auf eine leichte, anregende und nützliche Weise im Dienst der Wahrheit zu betätigen. Für eine streng-wissen-

schaftliche Forscherarbeit fehlen häufig die notwendigen Mittel, und auch Zeit und Kräfte sind oft durch anderweitige Berufsarbeiten so sehr in Anspruch genommen, daß man nicht an solche größere Unternehmen denken kann. In solchen Fällen bietet oft eine populär-wissenschaftliche Darstellung die beste Art geeigneter wissenschaftlicher Beschäftigung. Sie nötigt den einzelnen zu fortgesetztem eigenem Studium und reger geistiger Tätigkeit. Sie hebt ihn dabei über die Schwierigkeiten eines trockenen, einseitig rezeptiven Studiums hinweg durch die Freude und Anregung, welche für gewöhnlich mit dem eigenen produktiven Schaffen verbunden ist. Sie gewährt ihm auch eine schöne Gelegenheit, für weite Kreise eine fruchtreiche Wirksamkeit im Dienst der Wahrheit zu entfalten.

Diese und andere Gründe haben ganz allgemein für jede Art der populär-wissenschaftlichen Darstellung Geltung. Für solche Fragen, die mehr in das Leben eingreifen und wegen ihrer größeren praktischen oder idealen Bedeutung in höherem Grade das Interesse weiter Kreise in Anspruch nehmen, haben derartige Arbeiten eine noch viel größere Tragweite. Es gilt dieses vorzüglich von den für das praktische Leben wichtigen Problemen, Fortschritten und Erfindungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, von großen geschichtlichen Tatsachen und ganz besonders von der Erforschung und Aufklärung wichtiger religiöser und religionshistorischer Fragen.

Deshalb hat auch die populär-wissenschaftliche Darstellung für diejenigen Berufskreise, welche sich vornehmlich mit diesen Gebieten beschäftigen, eine ganz ausnehmende Bedeutung. Je mehr dabei jemand in seinem Beruf, wie es zB. bei dem Theologen der Fall ist, einerseits in langen und angestrengten vorbereitenden Studien sich mit den vielen wissenschaftlichen Fragen seines Gebietes vertraut machen kann und anderseits auf die Wirksamkeit für weite Kreise hingewiesen ist, desto mehr sollte er bemüht sein, soweit es Zeit und Mittel gestatten, seine Kräfte auch in dieser Art der wissenschaftlichen Arbeit im Dienste der höchsten Wahrheit zu betätigen.

32. Anforderungen. Auch die populär-wissenschaftliche Darstellung wird nur dann ihrer Aufgabe und Bedeutung gerecht werden, wenn sie den notwendigen Anforderungen entspricht, die man an sie zu stellen berechtigt ist.

1. Als erste und notwendigste Voraussetzung muß eine gründliche Kenntnis des Gegenstandes bezeichnet werden, über den man für weitere Kreise zu schreiben beabsichtigt. Die Notwendigkeit dieser Forderung leuchtet von selbst ein. Sie tritt noch klarer hervor, wenn man ein Doppeltes beachtet: zunächst die Schwierigkeit, über wissenschaftliche Gegenstände in gemeinverständlicher Weise zu sprechen und zu schreiben, und sodann die Unmöglichkeit auf seiten der meisten Leser, durch Nachprüfung ein etwaiges Mißverständnis zu berichtigen oder sich ein selbständiges Urteil über die Frage zu bilden. Im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit ist deshalb auch bei dieser Art wissenschaftlicher Arbeit vor allem eine gründliche Kenntnis des Gegenstandes und aller auf denselben bezüglichen Fragen erforderlich, um in der Wahl der richtigen Ausdrücke nicht fehl zu gehen und nicht sich zugleich mit vielen anderen der Gefahr des Irrtums auszusetzen.

Leider wird diese erste Voraussetzung nur zu häufig in unverantwortlicher Weise außer acht gelassen. Während gerade für die weiten Volkskreise nur das Beste gut genug sein sollte, möchte es fast scheinen, daß für die volkstümliche Behandlung wissenschaftlicher Fragen vielen Artikel- und Broschürenschreibern alles gut genug dünkt. Mit einer ganz oberflächlichen Kenntnis seines Gegenstandes oder selbst mit ganz bodenloser Unkenntnis desselben sitzt man zu Gericht über wichtige und weittragende Fragen und wagt es, sein Urteil in die Massen zu werfen, die gar nicht in der Lage sind, den objektiven Wert desselben zu prüfen.

Fast noch mehr ist es zu bedauern, daß sich auch angesehene Vertreter der Wissenschaft zuweilen eines ähnlichen Fehlers schuldig machen, wenn sie sich auf Gebiete begeben, die nicht zum Felde ihrer eigenen Forschung gehören. Gewohnt, mit vollster Sicherheit und Autorität in ihrem eigenen Fache aufzutreten, übertragen sie dieselbe Sicherheit und Autorität auch auf diese anderen Gebiete und richten dann noch viel größere Verwirrung an, als wenn ein einfacher Ignorant sich an die populäre Behandlung wissenschaftlicher Fragen heranwagt.

2. Hinsichtlich des Gegenstandes muß vor allem die zu behandelnde Frage auch für eine solche populär-wissenschaftliche Darstellung geeignet sein. Sie darf nicht allzu große Schwierigkeiten für das Verständnis bieten und muß auch in einer gewissen Beziehung zu weiteren Kreisen stehen und nicht zu jenen Punkten ge-

hören, die ihrer Natur nach nur vor dem Forum der Fachgenossen zu verhandeln sind.

Insbesondere muß dasjenige, was in einer gemeinverständlichen Darstellung dem Volke als Resultat wissenschaftlicher Forschung vorgelegt wird, auch tatsächlich zu den gesicherten und allgemein anerkannten Ergebnissen der Forschung gehören. Man müßte es geradezu als ein Verbrechen an der Wahrheit und als gemeingefährliches Vorgehen bezeichnen, wenn jemand subjektive Anschauungen und unbewiesene Hypothesen als feststehende wissenschaftliche Resultate weiteren Kreisen darbieten wollte.

Wie sehr in dieser Beziehung gefehlt wird, zeigt ein Blick in die Tagesliteratur, vorzüglich auf religiösem Gebiete. Überaus lehrreich ist unter dieser Rücksicht ein geschichtlicher Rückblick auf die Leben-Jesu-Forschung des neunzehnten Jahrhunderts. Im Kampf gegen die Offenbarung hat die kritische Forschung von Paulus, Strauß, Renan bis zu den modernen Heinrich und Oskar Holtzmann, Bernhard und Johannes Weiß, Wernle, Wrede in ständigem Wechsel durch stets neue Hypothesen die alten verdrängt, ohne daß sie bisher, abgesehen von den unbewiesenen Negationen, zu einem anerkannten positiven Resultat gelangt wäre. Obwohl der beständige Wandel genügend den problematischen Charakter dieser kritischen Forschung offenbart, wurden und werden doch die haltlosen Hypothesen in allen Stadien immer wieder mit zuversichtlicher Siegesgewißheit als gesicherte Ergebnisse der Wissenschaft in populären Artikeln, Broschüren und größeren Schriften den weitesten Kreisen dargeboten.

3. Mit Bezug auf die Darstellung muß man von dieser Art wissenschaftlicher Arbeit in populärem Gewande verlangen, daß sie auch die wissenschaftliche Genauigkeit mit volkstümlicher und gemeinverständlicher Ausdrucksweise vereinige. Der Verfasser selbst darf zwar keineswegs, auch nicht bei einer solchen Arbeit, auf sein wissenschaftliches Rüstzeug verzichten; er kann aber seinen Apparat hier nicht in gleicher Weise verwenden, wie er es bei einer wissenschaftlichen Untersuchung tun würde. Er muß sich in den meisten Fällen mit dem Hinweis auf die hauptsächlicheren Quellenwerke begnügen, ohne einen jeden Punkt seiner Ausführungen mit gelehrten Anmerkungen und Quellennachweisen begleiten zu können. Die Beweise

müssen ebenfalls in ein populäres Gewand gekleidet werden, so daß ihre Beweiskraft in der für weitere Kreise wirksamsten Weise hervortritt. Dabei müssen manche Voraussetzungen, die man bei einer eigentlichen wissenschaftlichen Untersuchung als selbstverständlich übergehen kann, ausdrücklich hervorgehoben und erklärt werden.

Für die Darstellung sind außerdem die späteren Ausführungen des zweiten Teiles (20. bis 23. Kapitel) zu vergleichen. — Was von der schriftlichen Darstellung gilt, läßt sich auch leicht auf das gesprochene Wort bei volkstümlichen Vorträgen anwenden.

33. Verschiedene Arten. Die populär-wissenschaftliche Darstellung kann in verschiedener Weise praktische Verwendung finden. Zunächst bieten zahlreiche Zeitschriften und wissenschaftliche Beilagen von Tageszeitungen dazu willkommene Gelegenheit. In längeren oder kürzeren Artikeln oder Artikelreihen lassen sich dort wissenschaftliche Fragen in gemeinverständlicher Weise behandeln. Der ausgedehnte Leserkreis, an den man sich insbesondere bei den größeren Tageszeitungen wenden kann, mag diese Art für viele als recht verlockend erscheinen lassen. Sie kann auch ihren großen Nutzen haben. Aber es bleibt auch immer zu bedenken, in welcher Gesellschaft man bei einer solchen Tageszeitung auftritt. Für gewöhnlich gibt diese einem Blatte seine Richtung und sein Gepräge. Man wird sie sich daher zuerst näher ansehen müssen, um späteren Unannehmlichkeiten vorzubeugen.

Gründlicher und unabhängiger, als es in solchen Artikeln geschehen kann, läßt sich eine Frage von irgendwelcher größeren Bedeutung in einer selbständigen Schrift behandeln. Wenn sie geschickt abgefaßt ist und seitens des Verlegers die entsprechenden Mittel für die Verbreitung angewendet werden, kann man auch auf diese Weise mit seinem Wort bis in die weitesten Kreise dringen. Im allgemeinen wird diese zweite Art vor der ersten den Vorzug verdienen.

Dem Übelstand, daß derartige Einzelschriften in der Masse der Tagesbroschüren leicht verschwinden und sich

für die Aufbewahrung weniger eignen, läßt sich häufig dadurch vorbeugen, daß mehrere solche Schriften verwandten Inhalts und gleicher Richtung zu einer größeren Sammlung verbunden werden, von welcher die einzelnen Hefte in zwangloser Folge selbständig erscheinen.

In neuerer Zeit sind derartige Sammlungen auf allen Gebieten sehr beliebt geworden und haben meistens guten Erfolg. Von dem neuesten populär-wissenschaftlichen Unternehmen dieser Art auf dem Gebiete der Religionsgeschichte „Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart" kamen laut einer Ankündigung des Verlags in weniger als einem Jahre über 100.000 Hefte zur Versendung. Einer solch rührigen Tätigkeit gegenüber, die sich bei diesem Unternehmen ganz in den Dienst der allermodernsten negativen Bibelkritik gestellt hat, sollte auch von positiver Seite viel mehr Wert auf ähnliche Publikationen gelegt werden.

Bei größeren wissenschaftlichen Werken von allgemeinerem Interesse kommt nicht selten noch eine andere Art von volkstümlichen Veröffentlichungen zur Anwendung. Der Verfasser veranstaltet von seinem gelehrten Werke selbst eine sogenannte Volksausgabe, die für weitere Kreise bestimmt ist und ohne den gelehrten Apparat die Ergebnisse und Beweisführungen der Forscherarbeit in gemeinverständlicher Weise vorlegt. Es kann auch dieses ein geeignetes Mittel sein, die Fortschritte der Wissenschaft zum Gemeingut weiter Kreise zu machen.

Wie bei dieser letzten Art so ist es auch sonst wünschenswert, daß die Vertreter der Wissenschaft selbst unmittelbar sich an der populär-wissenschaftlichen Darstellung möglichst rege beteiligen. Es wird sowohl dem Inhalt der volkstümlichen Publikationen zugute kommen als auch für die gelehrte Arbeit selbst von großem Nutzen sein; denn es kann sie nur fördern, wenn sie auch mit den praktischen und idealen Interessen des Volkes in direkter Fühlung bleibt und sich in der Ausdrucksweise dem Verständnis solcher anpassen lernt, die außerhalb des Kreises der Fachgenossen stehen. Es ist daher ein sehr nachahmenswertes Beispiel, wenn an den genannten religionsgeschichtlichen Volksbüchern Professoren und Vertreter der Wissenschaft sich mit einem Eifer beteiligen, der in diesem Falle allerdings einer besseren Sache würdig wäre.

Für die praktischen Fragen gelten auch bei den populär-wissenschaftlichen Darstellungen die Bemerkungen der späteren Kapitel.



Zehntes Kapitel

Die wissenschaftliche Abhandlung

34. Begriff und Aufgabe. Die eigentliche wissenschaftliche Arbeit im strengen Sinne, soweit wir sie für die vorliegenden Beiträge in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, fassen wir unter dem Namen der wissenschaftlichen Abhandlung zusammen. Im Unterschied von den drei vorhergehenden Arten wissenschaftlicher Arbeit verstehen wir hier unter dieser vierten Art die eingehende Erörterung einer Frage aus einem Gebiete der gelehrten Studien in wissenschaftlicher Form zum Zwecke einer Förderung der Forschung durch die eigene Arbeit.

Von den vorausgehenden Arten unterscheidet sich also diese letzte hauptsächlich durch ihre Form und ihren Zweck. Der Gegenstand ist eine Frage aus irgendeinem Gebiete der Wissenschaft, wie es auch bei den übrigen Arten gewöhnlich der Fall ist. Nur wird bei der Abhandlung mehr darauf zu achten sein, daß es sich um eine eigentliche Frage handele, d. h. um einen Punkt, zu dessen Aufklärung man durch eine eingehende Untersuchung noch einen nützlichen Beitrag liefern kann. Jedenfalls kommt bei der wissenschaftlichen Abhandlung in erster Linie die eigene Arbeit in Betracht, nicht bloß eine fremde Leistung wie bei der Berichterstattung und Kritik, wenngleich die Arbeiten anderer natürlich immer berücksichtigt werden müssen. Die eigene Arbeit soll den Zweck verfolgen, durch

allseitige Erörterung und Untersuchung der Frage einen fördernden Beitrag zur Forschung zu bieten, nicht bloß zu berichten oder zu kritisieren oder zusammen zu fassen. Sie soll auch hinsichtlich der Form den Gesetzen und Anforderungen der wissenschaftlichen Darstellung entsprechen und nicht nur in populärer Weise die Sache behandeln.

Die Förderung der Forschung durch eigene Arbeit, in welcher man vorzüglich das unterscheidende Merkmal der wissenschaftlichen Abhandlung erkennen kann, darf jedoch nicht in einem allzu engen und einseitigen Sinne verstanden werden. Man kann nicht selten der Auffassung begegnen, als dürfe nur jene Arbeit auf das Verdienst einer Förderung der wissenschaftlichen Forschung Anspruch erheben, bei der ganz neue Tatsachen oder Wahrheiten ans Licht gebracht oder die schon vorhandenen hundert alten Hypothesen durch die hunderteinte allerneueste vermehrt werden. Trotz aller Achtung vor neuen Tatsachen und Wahrheiten und Hypothesen wäre es doch verfehlt, auf jedem Gebiete das gleiche Maß von Neuem zu fordern, das man auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Forschung erreichen kann. Der Philologe und der Historiker, der spekulative Philosoph und der Dogmatiker, und auch der Exeget vermag in fruchtreicher Arbeit die Forschung zu fördern, ohne daß er gerade neue Tatsachen und Wahrheiten im Sinne des Naturhistorikers entdecken muß. Durch sorgfältigere Beobachtung alter und längst bekannter Tatsachen und durch Anwendung alter Gesetze und Wahrheiten auf einen vorliegenden und oft behandelten Text kann man zB. den Nachweis führen, daß eine als definitiv und abschließend angepriesene Parabelforschung in vielen und sehr wesentlichen Punkten vollständig auf dem Irrwege sich befindet; man kann dabei auch das Verständnis in manchen Punkten fördern und eine neue Lösung alter Schwierigkeiten bieten und die alte Wahrheit in mancher Beziehung in einem neuen Lichte zeigen. Bei alledem werden eigentlich neue Tatsachen und Wahrheiten gar nicht oder doch nur in einem von den naturwissenschaftlichen Entdeckungen ganz

verschiedenen Sinne in Frage kommen, und doch kann auch eine solche Arbeit einen nützlichen Beitrag zur Förderung wissenschaftlicher Forschung bieten. Man mag die neuen Beobachtungen und Anwendungen alter Gesetze und Wahrheiten als neue Tatsachen bezeichnen und die neuen Erklärungen und Begründungen den neuen Hypothesen gleichstellen; jedenfalls muß man zugeben, daß es sich in den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft auch um eine sehr verschiedene Art der Förderung ihrer Forschung handeln kann.

35. Bedeutung. Unter allen Arten der wissenschaftlichen Arbeit gebührt dieser letzten die erste Stelle. Wie sie dem Begriff der wissenschaftlichen Arbeit im vollsten und eigentlichen Sinne entspricht, so darf sie auch den obersten Platz im Dienste der Wahrheit beanspruchen. Sie soll vor allem der Erforschung, Begründung, Verteidigung und Erklärung der Wahrheit dienen und auf allen Gebieten den wahren Fortschritt in der Erkenntnis der Wahrheit fördern.

Die Bedeutung dieser Arbeit für die Wissenschaft und Wahrheit brauchen wir hier nicht des näheren zu schildern. Man kann auf dieselbe mit vollem Recht das herrliche Lob anwenden, das schon in der Weisheit Salomos der Einsicht und Weisheit gespendet wird: „Ich schätzte sie höher als Zepter und Thron und ich achtete den Reichtum für nichts im Vergleich mit ihr; unschätzbaren Edelstein stellte ich ihr nicht gleich; denn alles Gold ist neben ihr wie ein wenig Sand und Silber wird ihr gegenüber wie Kot erachtet. Mehr als Gesundheit und Schönheit liebte ich sie und es freute mich, dieser Leuchte zu folgen; denn ihr Licht erlöscht nicht. Alle Güter kamen mir zugleich mit ihr und unzählbarer Reichtum war in ihren Händen“ usw. (Weisheit 7, 8—11).

Auch mit Rücksicht auf die Hochschulseminare kommt der wissenschaftlichen Abhandlung eine ganz besondere Bedeutung zu, und zwar zunächst schon aus naheliegenden

praktischen Gründen, weil die sogenannten Hausarbeiten der Lehramtskandidaten und die Dissertationen der Bewerber um den Doktorhut zu dieser Art von wissenschaftlichen Arbeiten gehören. Außerdem wird der Zweck der Seminare, eine formgerechte tiefere Fachbildung und Anleitung zu literarischer Produktivität zu gewähren, durch kein anderes Mittel besser erreicht als durch diese Übung. Mit Recht wird daher auch insbesondere seitens der Seminare der größte Wert auf diese Art der Arbeit gelegt, und zwar in so hohem Maße, daß darin eher zuviel als zuwenig geschieht (vgl. n. 23 p. 66 f).

36. Anforderungen und Schwierigkeiten. Schon der Begriff der wissenschaftlichen Abhandlung zeigt, daß sie hohe Anforderungen zu erfüllen und deshalb auch nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden hat.

Gleich an der Schwelle und noch vor dem Beginn der eigentlichen Arbeit fordert schon die Wahl des Themas besondere Rücksichten und bereitet einiges Kopfzerbrechen; denn nicht jeder Gegenstand eignet sich für den Zweck einer wissenschaftlichen Abhandlung, wie bereits kurz bemerkt wurde.

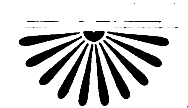
Ist die Wahl glücklich getroffen, so ist es die nächste Aufgabe des Arbeiters, den Stoff zu sammeln: denn aus nichts wird auch nichts. Daher heißt es jetzt, die rechten Quellen kennen und benutzen und in der rechten Weise sein Material sammeln, ohne sich bei der Lektüre und beim Studium auf unfruchtbaren Irrwegen zu verlieren.

Hand in Hand mit dem Sammeln sollte auch schon das Verarbeiten des Stoffes gehen, wenigstens insofern die Kritik der Quellen und des Textes überall einzusetzen hat. Auch auf Sichtung und Ordnung des Materials muß die Aufmerksamkeit bereits während des Sammelns gerichtet sein. Sie kommt nach Beendigung der Sammelarbeit zum Abschluß und findet zuletzt in der geeigneten Disposition des Ganzen ihren Ausdruck.

An die vorbereitende Arbeit schließt sich sodann die Darstellung des gesammelten und verarbeiteten Materials. Sie hat wiederum ihren besonderen Gesetzen und Regeln, äußeren wie inneren Anforderungen zu entsprechen und darf keineswegs nach den Regeln eines Schüleraufsatzes behandelt werden.

An letzter Stelle wird man endlich der Veröffentlichung der Arbeit sein Augenmerk zuwenden müssen. Denn sie wird nicht geschrieben, bloß um auf dem Papier zu stehen und dann in einer Schublade oder gar im Papierkorb eine Ruhestätte zu finden. Sie darf es nicht scheuen, im Dienst ihrer Herrin vor die Öffentlichkeit zu treten, und wo es sich um den Kampf für die Wahrheit handelt, da soll sie mit Ehren ihren Platz auf der Walstatt behaupten. Damit sie es aber mit vollen Ehren tun kann, muß sie auch den Satzungen entsprechen, die man für dieses öffentliche Auftreten zu beachten hat.

So ergeben sich von selbst die Hauptpunkte, mit denen wir uns im folgenden näher zu beschäftigen haben.



Zweiter Teil
Die Methode des wissenschaftlichen Arbeitens

Erster Abschnitt
Die Wahl des Themas

Elftes Kapitel
Bedeutung der Themawahl und ihre Praxis

37. Wichtigkeit der Fragestellung. Für die ganze Arbeit in allen ihren Teilen ist die Wahl des Themas oder die Fragestellung von ausschlaggebender Bedeutung. Das Sammeln, Verarbeiten und Darstellen des Stoffes wird mehr oder minder durch die Art, den Umfang und die Richtung des Themas beeinflußt.

Ernst Bernheim bemerkt darüber in seinem „Lehrbuch der historischen Methode" ([3]Leipzig 1903) 228—30: „Die fundamentale Bedeutung der Fragestellung kann kaum genug betont werden; denn die Frage, was man wissen will, bedingt Richtung, Umfang und Resultat der Forschung von vornherein. Dieselbe läßt sich allerdings oft erst im Fortgang der Arbeit selbst präzisieren; aber unsere Aufmerksamkeit muß von Anfang an darauf gerichtet sein, um nicht durch schiefe oder unklare Stellung des Themas die Arbeit zu verderben, sei es daß wir ziellos ins Weite forschen, oder daß wir unseren Blick einseitig beschränken, und wir müssen uns während der Arbeit immer wieder in dieser Beziehung kontrollieren. Eine bewußte Kontrolle ist bei der Wahl des Themas auch deshalb ratsam, um sich nicht ohne weiteres

durch das Herkommen oder — man könnte fast sagen — durch die Mode bestimmen zu lassen. Denn im ganzen sind wir gar nicht so unabhängig in dieser Wahl, wie es auf den ersten Blick erscheint: unbewußt einem Zuge der Gemeinsamkeit, zum Teil auch der Bequemlichkeit folgend, ersieht man sich meist die Arbeitsgebiete, welche bereits in Angriff genommen sind, und es läßt sich fast das Paradoxon aufstellen, daß auf denjenigen Gebieten am wenigsten gearbeitet wird, wo noch am meisten zu tun ist, ja oft genug finden bedeutende Forschungen kaum Beachtung und keine Nachfolge, nur weil zur Zeit niemand auf dem Gebiet arbeitet. Wohl hat dieser Zug der Gemeinsamkeit eine unverkennbare Berechtigung, insofern es zweckmäßig ist, ein einmal angegriffenes Gebiet möglichst zu durcharbeiten, ehe andere angegriffen werden, und insofern nur durch die gemeinsame Tätigkeit vieler eine vollständige Durchforschung ganzer Epochen usw. möglich ist. Allein es kommt immer ein Zeitpunkt, wo einstweilen mit den vorhandenen Hilfsmitteln auf einem allseitig durchforschten Terrain nicht mehr ergiebig zu wirken ist; es gibt namentlich überall einzelne beliebte Themata, welche völlig erschöpft sind und trotzdem immer noch von neuem gewählt werden . . . es ist bedauerliche Arbeitsvergeudung, wenn immer wieder untersucht wird, wo Armin den Varus geschlagen hat, welche Zusicherungen Pippin und Karl der Große den Päpsten gemacht haben u. dgl., vorausgesetzt, daß der Bearbeiter sich nicht von vornherein bewußt ist, mit neuen Hilfsmitteln oder neuer Auffassung wirklich ergiebige Resultate wenigstens erhoffen zu können. Und das ist es, worauf es ankommt: man soll sich von vornherein möglichst klar machen, was man wissen will, und ob man nach der ganzen Sachlage Aussicht hat, mit seiner Forschung etwas zu erreichen".

38. Gesichtspunkte für die Wahl des Themas. Die Fragestellung ist natürlich auf den verschiedenen Gebieten der wissenschaftlichen Arbeit sehr verschieden. Es lassen sich aber doch gewisse allgemeine Gesichtspunkte ins Auge fassen, auf welche man bei der Wahl seines Themas zu achten hat. In den Worten Bernheims werden die wichtigsten derselben schon kurz berührt; es wird aber nicht ganz überflüssig sein, einige Punkte ausdrücklich hervorzuheben.

1. Zu allererst muß man bei der Wahl eines Gegenstandes auf seine eigenen Verhältnisse Rücksicht nehmen. Es ist die alte Mahnung der Parabel vom Turmbauen und Kriegführen (Lk 14,28—32).

Das Thema soll daher zunächst den eigenen Kräften und Fähigkeiten entsprechen. Es wäre ein gewagtes Unternehmen, sich ohne weiteres an jedem Thema zu versuchen. Jeder, der an eine wissenschaftliche Arbeit herantritt, sollte es soweit in der richtigen Selbsteinschätzung gebracht haben, daß er ungefähr weiß, wie viel die Kräfte zu tragen vermögen. Freilich werden die Schwierigkeiten sich oft erst während der Arbeit zeigen, und anderseits pflegt auch die Kraft mit der Arbeit selbst zu wachsen. Aber eine ruhige Selbstprüfung und Überlegung vor der Wahl ist doch stets von großem Nutzen.

Auch auf die eigenen Neigungen darf man bei dieser Wahl in geordneter Weise Rücksicht nehmen. Sie sollen zwar nicht an erster Stelle und nicht hauptsächlich den Ausschlag geben. Aber wo sonstige Gründe nicht eine andere Entscheidung ratsam erscheinen lassen, darf man hoffen, bei der Wahl eines solchen Gegenstandes mehr zu erreichen, der mit den eigenen Neigungen und Wünschen mehr übereinstimmt. Wo neben und mit den höheren Motiven auch die natürliche Freude an der Sache uns treibt, da arbeitet man in der Regel mit mehr Hingabe und Ausdauer und Erfolg.

Ernstlicher aber sollen ferner die eigenen Kenntnisse und Vorstudien in Betracht gezogen werden. Zwar läßt sich mit gutem Willen und ausdauerndem Fleiße ein gutes Stück der nötigen Vorkenntnisse auch beim Beginn einer wissenschaftlichen Arbeit noch nachträglich erwerben. Aber ein gewisses Maß von Kenntnissen muß Hänschen sich schon angeeignet haben, wenn Hans auf diesem oder jenem Gebiet mehr als Mittelmäßiges leisten soll. Ohne eine gründliche humanistische Vorbildung sich ein philologisches, historisches oder archäologisches Thema aus dem griechischen oder römischen Altertum wählen, ist in der Regel ein ebenso gewagtes und aussichtsloses Beginnen wie die Behandlung einer Frage aus dem Gebiet der orientalistischen Studien für jemand, der in den einschlägigen orientalischen Sprachen nicht sattelfest wäre. Anderseits

wird die Kenntnis mehrerer Grenzgebiete, die vielfach ineinander übergreifen, ein wichtiger Fingerzeig für die richtige Wahl eines passenden Themas sein können. So würde zB. demjenigen, der gute Kenntnisse aus den Naturwissenschaften mit dem Ertrag langjähriger theologisch-exegetischer und orientalischer Studien verbindet, eine Frage aus dem Gebiet der biblischen Naturwissenschaften naheliegen und fruchtreiche Behandlung versprechen.

So selbstverständlich vielleicht manchem diese Bemerkungen scheinen mögen, so wenig werden sie oft genug in der Praxis beachtet. Würden nicht zB. in den so beliebten patristischen Arbeiten, selbst wenn sie zum strengwissenschaftlichen „Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum“ gehören, manche bessere Erfolge erzielt worden sein, wenn der Mangel der notwendigen theologischen Schulung bei der Zuweisung der Aufgabe an einzelne Mitarbeiter mehr in Anschlag gebracht worden wäre? Oder kann man sich wundern, daß ein gelehrtes zweibändiges Werk über die Gleichnisreden Jesu in seinem wissenschaftlichen Ergebnis zum allergrößten Teil als völlig verfehlt bezeichnet werden muß, wenn der Verfasser mit den in den Parabeln vorausgesetzten Verhältnissen Palästinas ganz und gar nicht vertraut ist? Es ist nicht notwendig, hier auf solche und ähnliche naheliegende Beispiele ausführlicher einzugehen.

2. Mit der Beachtung der eigenen Fähigkeiten und Neigungen und Kenntnisse muß sodann bei der Wahl des Themas auch die Rücksicht auf die Hilfsmittel verbunden werden, die einem bei der Arbeit zur Verfügung stehen.

In dieser Hinsicht müssen vor allem die Bibliotheksverhältnisse in Betracht gezogen werden, die vielleicht für ein Thema günstiger sind als für ein anderes. Wenngleich der Leihverkehr in der Benutzung der Bibliotheken große Erleichterungen gewährt, so bleibt es doch immer eine mißliche Sache, für einen großen Teil seiner Arbeit beständig auf die Hilfe von auswärts angewiesen zu sein.

Es ist ferner in Erwägung zu ziehen, ob und in welchem Maße archivalische und handschriftliche Forschungen, größere Studienreisen und gegebenen Falls ein längerer Aufenthalt in fremden Orten und Ländern möglich sein werden. Die verschiedene Lage der Verhältnisse

ist in der Regel von entscheidendem Einflusse auf die Bestimmung des Gegenstandes der Arbeit im allgemeinen wie im besonderen. Wer infolge seiner beruflichen Wirksamkeit oder aus anderen Gründen derartige ausgedehnte Forschungen nicht anstellen kann, ist damit noch lange nicht von wissenschaftlicher Arbeit ausgeschlossen. Er muß sich aber notwendig sein Arbeitsgebiet ganz anders wählen als jener, dem die Verhältnisse solche Studien ermöglichen.

3. Die genannten beiden Gesichtspunkte berücksichtigen mehr die allgemeinen Voraussetzungen für eine gute Wahl des Themas. Wenn wir dieser Wahl selbst etwas näher treten, so dürfte als erste Regel wohl zu gelten haben, daß der Gegenstand einer wissenschaftlichen Arbeit weder zu allgemein gehalten noch zu eng begrenzt sein darf.

Bei zu allgemeiner Fassung des Themas droht eine doppelte Gefahr: oberflächliche Arbeit oder unnütze Kraftvergeudung. Wenn das Ackerfeld für einen einzelnen Arbeiter zu groß ist, wird er kaum zu einem tiefen Umgraben kommen. Er wird sich gar leicht nach Art des palästinischen Fellach damit begnügen, nur seicht die oberste Erdschichte zu lockern. Wollte er trotzdem jeden Fleck des ganzen großen Feldes allein tief und gründlich umgraben, so würde die Zeit der Aussaat längst vorüber sein, bevor er seine Arbeit zu Ende geführt hätte, und all seine Anstrengung wäre umsonst gewesen. Auf dem unermeßlich großen Felde des Wissens reicht Kraft und Zeit des einzelnen bei gründlicher Arbeit nur für einen verhältnismäßig kleinen Teil aus. Auf dem weiten Feld nur oberflächliche Fellachenarbeit zu leisten, ist nicht ernster Anstrengung wert.

Doch auch zu große Beschränkung ist vom Übel. Immer wieder auf dem gleichen Punkt den Spaten einsetzen und immer nur tiefer und tiefer bohren, wäre nicht die Art gedeihlicher Bestellung des Ackers. Ein zu enger Gesichtskreis führt bei der wissenschaftlichen Arbeit leicht zu Einseitigkeit und Kleinigkeitskrämerei. Er nimmt dem Geiste seine Schwungkraft und den offenen Blick für große Gedanken und umfassende Ziele. Selbst die Einzelforschung

muß darunter leiden, wenn das Beweis- und Vergleichsmaterial einem zu eng beschränkten Kreise entnommen wird.

4. Aus dieser ersten Regel ergibt sich die weitere Norm, stets ein genau und klar bestimmtes Thema zu wählen, das eine Förderung der wissenschaftlichen Forschung durch die eigene Arbeit ermöglicht. Allerdings wird sich in den meisten Fällen, wie *Bernheim* bemerkte, die genauere Fassung der Frage erst im Verlauf der Arbeit selbst ergeben. Aber es ist doch von der größten Bedeutung, daß wir bei der Arbeit von Anfang an eine bestimmte Frage ins Auge fassen, deren Beantwortung uns Gelegenheit zu wahrhaft wissenschaftlicher Betätigung unserer Kräfte geben kann.

Das unterscheidende Merkmal der eigentlichen wissenschaftlichen Behandlung eines Gegenstandes ist, wie wir früher sahen, in der Förderung der Forschung durch die eigene Arbeit zu suchen. Eine solche wird aber kaum zu erhoffen sein, wenn man die Bestimmung seines Arbeitsgebietes dem Zufall oder dem herrschenden Herkommen überläßt. Man muß zielbewußt Umschau halten und zusehen, auf welchem Teile eines Gebietes, auf dem wir unsere Kräfte erproben können, es noch eigene und neue Arbeit zu leisten gibt im Dienste der Wahrheit. Eine solche Umschau wird uns schon bald manche Fragen zeigen, deren Beantwortung einen passenden Stoff für unsere wissenschaftliche Arbeit bieten kann. Ist es auch nicht immer eine neuentdeckte und noch ganz unberührte Goldmine, so wird es doch vielleicht eine neue Ader des edlen Metalles sein, die für die harte Knappenarbeit eines neuen Stollens reiche Ausbeute verspricht. Wo aber eine Mine schon längst von hundert Händen und Hacken nach allen Richtungen durchsucht und all ihrer kostbaren Schätze beraubt wurde, da wäre es für gewöhnlich aussichtslos, in dem alten verlassenen Stollen weitergraben zu wollen.

Diese Forderung einer genauen und bestimmten Fragestellung gilt für alle Gebiete der wissenschaftlichen Arbeit.

Sie zeigt uns auch das Berechtigte in dem so beliebten Suchen nach Problemen, das oft genug in eine krankhafte Problemensucht ausartet. Es hat sein Gutes und kann für die genauere Bestimmung des Arbeitsgebietes förderlich sein, wenn es eine noch weniger behandelte Seite eines Gegenstandes oder einer Frage aufsuchen lehrt, wo die eigene Arbeit erfolgreich einsetzen kann. Insofern ist es auch richtig, daß gerade diese Probleme, die stets neuen Fragen und ihre Beantwortungen hauptsächlich den Fortschritt jeder Wissenschaft bedingen. Schließlich sind ja auch die Hypothesen, durch die zB. auf dem Gebiete der Naturwissenschaften so mancher Fortschritt veranlaßt wurde, wie *Charles Seignobos* bemerkt, nichts anderes als eine Art von neuen Fragen mit einer provisorischen Antwort (*Langlois-Seignobos,* Introduction aux études historiques [[3]Paris 1905] 184). Damit aber ein wahrer Fortschritt erzielt werde, muß die Frage methodisch richtig gestellt werden unter systematischer Berücksichtigung der schon geleisteten und der noch zu leistenden Arbeit auf irgendeinem Gebiete. Sonst wird die eigene Arbeit, welcher eben die Fragestellung ihre Richtung und ihren Umfang zuweist, nicht am rechten Punkte einsetzen und das Ziel verfehlen oder doch nur nach mancherlei Umwegen erreichen.

Die Bemerkung *Bernheims* über einzelne beliebte und doch schon völlig erschöpfte Themata aus der Geschichte gilt mutatis mutandis vielfach auch von anderen Gebieten. Der Grund liegt einerseits in der Unmöglichkeit, mit den vorhandenen Hilfsmitteln über das schon von anderen erreichte Ziel in einer Frage hinauszukommen. Deshalb macht sich zB. im Bereich der philologischen Studien immer mehr eine Verschiebung des Arbeitsgebietes von der altklassischen Literatur auf die spätere Zeit und die Schriftsteller der ersten christlichen Jahrhunderte bemerkbar. Aus Mangel an neuem und entscheidendem Material wird auch das vielbeackerte Feld der hebräischen Metrik gegenwärtig kaum noch Aussicht auf eine ergiebige Ernte bieten, trotz der unerschütterlichen Zuversicht stets neuer überzeugter Metriker.

Anderseits wird die erfolgreiche Behandlung eines Stoffes auch ihre Grenze finden in den Schranken, die der menschlichen Erkenntnis gezogen sind. In besonderer Weise trifft dieses zu bei so manchen theologischen Streitfragen, die immer wieder mit neuem Eifer in Angriff genommen und doch nie der Lösung näher gebracht werden.

Auch hier wird eine systematische Wahl des Themas vor unnützer Zeit- und Kraft- und Arbeitsvergeudung bewahren.

5. Bleibt die Wahl zwischen verschiedenen Stoffen, unter Berücksichtigung der erwähnten Punkte, noch unentschieden, dann kann eine letzte Rücksicht für die Entscheidung noch in Betracht kommen. Unter sonst gleichen Verhältnissen verdient jener Gegenstand den Vorzug, der mehr den Bestrebungen und Bedürfnissen der Gegenwart entspricht und größeren Nutzen zu bringen geeignet erscheint.

Gewiß will diese Regel nicht der tyrannischen Mode das Wort reden, noch auch jeden bestehenden Brauch als maßgebend bezeichnen. Aber der Dienst der Wahrheit soll stets auch nach Möglichkeit ein Dienst der Liebe sein. Deshalb muß auch der Jünger der Wissenschaft, der sich in den Dienst der Wahrheit stellt, die Rücksicht auf die Bedeutung und Wichtigkeit einer Frage für die Gegenwart nicht außer acht lassen. Die ausführliche Erörterung der entlegensten Spitzfindigkeiten abstrakter Schulfragen mag immerhin innerhalb der notwendigen Grenzen eine gewisse Berechtigung haben. Sie muß aber unbedingt vor der Behandlung anderer Gegenstände zurücktreten, die dem Geistesleben der Mitwelt näher stehen und in den weitesten Kreisen einen lebhaften Widerhall finden.

Keineswegs soll damit die wissenschaftliche Forscherarbeit auf das Niveau der populär-wissenschaftlichen Darstellung herabgedrückt werden. Sie soll und muß durchaus auf ihrer hohen Warte bleiben. Sie darf von ihren Regeln und Gesetzen nicht lassen, ohne ihren Adel zu verlieren. Aber es tut ihrer Würde durchaus keinen Eintrag, wenn von ihrem reichbesetzten Tische nicht bloß ganz kümmerliche Krümchen für die Hungernden draußen abfallen. Mögen immerhin hilfsbereite Hände den gefüllten Brotkorb nehmen und unter die Menge verteilen: edle Freigebigkeit ist des Adels schönste Zier.

Leider ist die Klage nur zu berechtigt, daß vielfach vom Tisch der Wissenschaft kaum noch armselige Bro-

samen für die weiteren Kreise abzufallen pflegen. Fast mag es scheinen, als ob das „Odi profanum vulgus et arceo“ Regel und Richtschnur für die Männer der Wissenschaft sein müsse. Doch wenn nicht alles täuscht, ist auch hierin eine Wendung zum Bessern eingetreten. Sie wird noch schönere Früchte zeitigen, wenn bei der Wahl des Themas die Rücksicht auf die Bestrebungen und Bedürfnisse und den größeren Nutzen vieler nicht von der Hand gewiesen wird.

39. Bemerkungen für die Praxis. Da die Wahl eines wissenschaftlichen Arbeitsgebietes von der weittragendsten Bedeutung ist und nicht selten für die Richtung eines ganzen Menschenlebens den Ausschlag gibt, dürfen sich den Gesichtspunkten für die rechte Wahl des Themas noch einige Bemerkungen für die Praxis anschließen. Sie nehmen naturgemäß zunächst auf die Anfänger Rücksicht, denen sich die Schwierigkeiten der Themawahl ja für gewöhnlich am meisten fühlbar machen.

1. Zunächst ist es sehr empfehlenswert, vor der Entscheidung den Rat eines erfahrenen Mannes einzuholen, dem man ein Urteil in dieser Frage zutraut.

Der besondere Grund, der diese allgemeine Regel der Klugheit gerade hier in vorzüglicher Weise nahelegt, ist in den hohen Anforderungen an eine richtige Fragestellung zu suchen. Die rechte Fassung der Frage setzt ja voraus, daß man sich über die bisherigen Leistungen auf einem bestimmten Gebiete einen ungefähren Überblick verschafft hat und daraus weiß, wo man mit der eigenen Arbeit erfolgreich einsetzen kann. In der Regel wird man aber viel schneller und sicherer zu einem guten Urteil darüber gelangen, wenn man den Rat eines erfahrenen Mannes einholt, der selbst mit dem wissenschaftlichen Leben in naher Fühlung steht und die Bestrebungen auf diesem oder jenem Gebiet seit Jahren verfolgt hat.

2. Um auch selbst etwas Umschau halten zu können, ist es dienlich, vor allem in dem Gebiete, für das die

meisten Gründe uns zur Mitarbeit einladen, ein gutes Handbuch sowie die wissenschaftlichen Jahresberichte der letzten Jahrzehnte zu durchmustern. Wir ersehen daraus allmählich, welche Gegenstände im Vordergrund des Interesses gestanden haben und stehen, und werden auch schon bald auf die eine oder andere Frage aufmerksam, die eine weitere Bearbeitung zu verdienen scheint.

Zur ersten Orientierung kann diese Durchmusterung der einschlägigen Handbücher und Jahresberichte ein gutes Mittel sein.

3. Zu einem klareren Urteil über die verschiedenen etwa in Frage kommenden Stoffe wird man dann gelangen können durch das Studium der einen oder anderen Monographie über einen ähnlichen, in das fragliche Gebiet einschlägigen Gegenstand. Vergleicht man dazu die wichtigeren fachmännischen Besprechungen solcher Schriften in den wissenschaftlichen Zeitschriften, so wird man nicht selten manch guten und wertvollen Fingerzeig finden. Auch die Artikel über die betreffende Frage in den fachwissenschaftlichen Realenzyklopädien sowie bibliographische Repertorien werden dazu dienen können, den Überblick über die bisherigen Behandlungen der mit einem Thema in Verbindung stehenden Gegenstände zu vervollständigen.

4. Ist man auf diesem Wege der Wahl des eigenen Arbeitstoffes näher und näher getreten, so wird man zur genaueren Bestimmung desselben die Kenntnis der Quellen und der einschlägigen Literatur möglichst zu vervollständigen suchen. Dieselbe ermöglicht dann in der Regel mit genügender Sicherheit ein Urteil darüber, nach welcher Richtung und in welchem Umfang das Sammeln des Materials für die eigene Arbeit einzusetzen hat.

Im Verlauf der Arbeit muß sich dann allmählich die genauere Fassung und schärfere Umgrenzung des Themas ergeben. Je weiter die Arbeit am Stollen gefördert ist, desto sicherer und klarer wird das Urteil über die Richtung und Stärke der Goldader im harten Gestein.

5. Dieser Weg des eigenen Suchens nach einem Thema bleibt aber stets ein recht mühsamer und beschwerlicher und nur zu leicht wird mancher bei dem langen Suchen kopfscheu werden und sich überdrüssig abwenden. Wenn man der Versicherung des Herausgebers der „Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde des Urchristentums“ glauben darf, steht es ja überhaupt in weiten Kreisen mit der Wahl des Themas recht bedenklich. „Es ist in der Tat ein Jammer“, sagt *Erwin Preuschen* in seinem Organ (I [1900] 351), „zu sehen, wie jahraus jahrein zahlreiche Programme, Dissertationen und Aufsätze sich mit vollkommen unfruchtbaren Untersuchungen abquälen, weil die Wahl des Themas verfehlt oder das Problem verkehrt angefaßt ist“.

Um den Weg etwas zu ebnen und einer Fehlwahl vorzubeugen, ist daher schon mehrfach der Versuch gemacht worden, durch eine Zusammenstellung von „Desiderata“ eines Faches eine reiche Auswahl von möglichen Themata zu bieten. *Heinrich Weinel* machte in der genannten Zeitschrift einen dahin zielenden Vorschlag (I 347 bis 351), der den Herausgeber in seiner zustimmenden Bemerkung zu dem angeführten Urteil veranlaßte. Doch scheint es über den ersten Anfang, den Weinel selbst mit sieben Nummern machte, nicht weit hinausgekommen zu sein, wenngleich in dieser wie in anderen Fachzeitschriften mancherlei Anregung zu zeitgemäßen Arbeiten gegeben wird. Es wäre gewiß mit Freuden zu begrüßen, wenn „Gelehrte, denen mehr Probleme aufstoßen, als sie bewältigen können, die Aufgaben bekannt geben, deren Lösung ihnen wünschenswert erscheint“ (*E. Preuschen* aaO.), oder wenn solche Aufgaben aus größeren Werken in den wissenschaftlichen Zeitschriften ans Licht gezogen würden.

Dom *Germain Morin* ist in dieser Beziehung mit gutem Beispiele vorangegangen, indem er eine Liste von Aufgaben über die lateinische Literatur des Mittelalters veröffentlichte, die ihm bei seinen langjährigen Arbeiten aufgefallen waren („De la besogne pour les jeunes. Sujets de travaux sur la littérature latine du moyen âge“ in: Revue d' histoire ecclésiastique VI [1905] 327—45).

Ein anderer gelehrter Benediktiner, der große *Jean Mabillon*, hat vor mehr als zweihundert Jahren seinem „Traité des études monastiques" ebenfalls ein ziemlich umfangreiches Verzeichnis wissenschaftlicher Aufgaben beigefügt unter dem Titel „Liste des principales difficultés qui se rencontrent dans la lecture des conciles, des Pères et de l'histoire ecclésiastique" (in der lateinischen Übersetzung des „Tractatus" von *Gius. Porta* [I² Venedig 1729] p. 270—94). Den einzelnen Punkten fügte er die Angaben über die wichtigste Literatur hinzu. Einen Auszug daraus bot Dom *J.-H. Besse* in seiner zusammenfassenden Bearbeitung der Schrift Mabillons (Les études ecclésiastiques d'après la méthode de Mabillon [³Paris 1902] 125—43).

Eine übersichtliche Zusammenstellung der wichtigeren Themata, die in den verschiedenen Hochschulseminaren als Seminararbeiten behandelt wurden und werden, ergäbe ebenfalls ein lehrreiches und anregendes Verzeichnis von Aufgaben für die wissenschaftliche Arbeit. Auch eine Übersicht über die alljährlich von allen Fakultäten gestellten und zu stellenden Preisaufgaben würde manch guten Fingerzeig geben können. Aus den verschiedenen Gebieten der Theologie hat Msgr. *Turinaz* ein ähnliches Verzeichnis von Gegenständen der Disputationen und Dissertationen des Seminars von Nancy zusammengestellt (La vraie méthode des études ecclésiastiques [Nancy 1903] 111—7).

Trotz des unleugbaren Nutzens, den solche Listen von Themata gewähren können, bleibt es sicher richtig, was die „Revue d'histoire ecclésiastique" zu dem Vorschlag Weinels bemerkte: „Le véritable moyen d'épargner une dépense d'efforts improductifs est d'initier les jeunes gens au travail personnel, de les habituer à se tenir au courant des progrès et conséquemment des *desiderata* de la science, de leur apprendre à choisir non seulement des sujets neufs mais encore appropriés à leur tempérament et en rapport avec les facilités matérielles dont ils peuvent disposer pour leurs recherches" (II [1901] 152).



Zweiter Abschnitt

Das Sammeln des Stoffes

40. Einleitendes. Der erste Schritt zu einer wissenschaftlichen Arbeit ist die Wahl des Themas. Ziel und Zweck ist ja bei jeder Betätigung unserer Kräfte das erste, was wir ins Auge zu fassen haben: „finis est primum in intentione“ ist ein alter und wahrer philosophischer Grundsatz. Über die Bestimmung und Aufgabe eines Baues muß der Baumeister im klaren sein, bevor er den Plan im einzelnen entwerfen und das Material für die Ausführung herbeischaffen kann.

Den Plan entwerfen und dann das Material herbeischaffen: das ist der Weg und die rechte Ordnung für den Architekten. Für den Meister des geistigen Baues gilt eine andere Regel. Er muß zuerst sein Material sammeln und kann erst dann seinen Plan im einzelnen entwerfen. Der Grund für diese verschiedene Ordnung liegt in der verschiedenartigen Beschaffenheit des Materials, um das es sich handelt. Für den Bau eines Hauses sind die Arten von Materialien, die in Betracht kommen können, ohne weiteres bekannt. Je nach der Bestimmung des Baues und seiner Teile braucht der Architekt nur Sand, Kalk und Zement, Holz, Ziegel und Quadersteine und das übrige zu wählen. Weil er mit bekanntem und verfügbarem Material arbeitet, kann er ohne weiteres an den Entwurf und die genaue Zeichnung des Planes gehen. Bei der wissenschaftlichen Arbeit hingegen handelt es sich zum größten

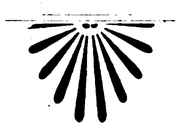
Teile um einen Stoff, der dem Baumeister ebensowohl wie den meisten anderen noch gar nicht oder doch noch nicht hinreichend bekannt ist. Bei Beginn der Arbeit kann man es nur in den wenigsten Fällen beurteilen, was für ein Material sich im einzelnen aus den Nachforschungen und Untersuchungen ergeben wird. Der Plan läßt sich aber nur mit genauer Kenntnis des zur Verfügung stehenden Materials entwerfen. Gewisse allgemeine Normen bleiben zwar dafür maßgebend. Aber in das Prokrustesbett eines feststehenden Schemas läßt sich der wissenschaftliche Stoff nicht hineinzwängen. Die Chrie mit ihren sieben Fragen muß den Schüleraufsätzen am Gymnasium überlassen bleiben.

Ist also das Thema bestimmt, so muß die Arbeit des Sammelns beginnen. Sie muß eine selbständige, persönliche Leistung sein und wird daher auch den Stempel des Persönlichen und Individuellen an sich tragen. Daher wird man einer methodischen Behandlung dieser Sammelarbeit auch das Wort Goethes entgegenhalten: „Eines schickt sich nicht für alle: sehe jeder, wie er's treibe!“ Das Wort hat seine Berechtigung. Doch es steht einer vernünftigen methodischen Behandlung der Hauptpunkte durchaus nicht im Wege. Es soll ja nicht ein gemeinsames, für alle passendes Schema vorgezeichnet, sondern auf einige prinzipiell wichtige Punkte hingewiesen und für die Praxis auf einige Winke aufmerksam gemacht werden, die den Weg zum Ziele erleichtern und vielleicht manchen Umweg ersparen können. Wer hätte denn noch nicht die Klagen über solch beschwerliche Umwege und viel verlorene Zeit gehört? Dem Manne der Wissenschaft, der seine Lehrjahre längst hinter sich hat, mögen diese methodischen Erörterungen immerhin wenig zu bieten haben. Dem strebsamen Musensohn werden sie zu Beginn des Weges nicht ganz unwillkommen sein.

Bei diesen Erörterungen ist noch ein Punkt zu beachten. Im Interesse der methodischen Untersuchung werden die einzelnen Teile getrennt voneinander behandelt. Bei der praktischen Arbeit müssen sie in beständi-

ger Fühlung miteinander bleiben und sich wechselseitig durchdringen. Schon die Wahl des Themas kann nicht vor dem Sammeln und Verarbeiten des Stoffes zum vollständigen Abschluss gelangen. Das konkrete *Desideratum* stellt sich in der Regel erst während der Arbeit heraus, wie schon bemerkt wurde, und ermöglicht erst so die genaue Fassung und Bestimmung des Gegenstandes der Arbeit. Ebenso kann das Sammeln des Stoffes nicht von der Kritik der Quellen und des Textes und von der Interpretation ihres Inhaltes losgeschält werden. Die theoretische Betrachtung muß aber im Interesse der Klarheit diese praktisch vereinten Funktionen auseinander halten (vgl. *E. Bernheim,* Lehrbuch der hist. Meth. 523—6 u. ö.).

Für das Sammeln des Stoffes ist es nun vor allem wichtig zu wissen, *woher* der Stoff zu nehmen ist. Die Antwort auf diese Frage gibt die *Quellenkunde,* die man auch als „Heuristik" bezeichnet. Zur Ergänzung derselben dient die gedrängte *Übersicht über die Quellennachweise* (die bibliographischen Hilfsmittel und Quellensammlungen). Für die Art und Weise, wie man aus diesen Quellen zu schöpfen hat, können einige methodische *Bemerkungen über das Studium und die Lektüre* von Nutzen sein. Um schließlich den Weg anzugeben, wie man das Ergebnis der Sammelarbeit in geordneter Weise zu bewahren hat, ist die *Kollektaneenfrage* kurz zu erörtern.



Zwölftes Kapitel

Quellenkunde

41. Begriff und Aufgabe. Unter Quellenkunde verstehen wir hier die Lehre von den wissenschaftlichen Quellen im weiteren Sinne, d. h. von den ursprünglichen Fundorten des Stoffes für eine wissenschaftliche Arbeit und von den Hilfsmitteln zur Auffindung desselben.

Der Begriff „Quelle" hat zumeist wohl in der Geschichtswissenschaft Aufnahme und Verbreitung gefunden zur Bezeichnung des Materials, woraus dieselbe ihre Erkenntnis schöpft. *Bernheim* definiert die historischen Quellen als „Resultate menschlicher Betätigungen, welche zur Erkenntnis und zum Nachweis geschichtlicher Tatsachen entweder ursprünglich bestimmt oder doch vermöge ihrer Existenz, Entstehung und sonstiger Verhältnisse vorzugsweise geeignet sind" (Hist. Meth. 227). Wir dürfen aber die Bezeichnung im weiteren Sinne auch auf das Material der wissenschaftlichen Arbeit im allgemeinen anwenden, soweit sie für unsere Erörterungen hier in Betracht kommt. Es wird jedoch nicht alles und jedes Material schlechthin zu den wissenschaftlichen Quellen gerechnet werden können. Schon der Name „Quelle" führt uns zum Ursprung hinauf, wo das auch in den Kanälen und Rinnsalen fließende Wasser in ungetrübter Klarheit aus dem Felsen sprudelt. So können wir auch den Gegenstand unserer wissenschaftlichen Erkenntnis vielleicht in mancherlei abgeleiteten Formen in gelehrten Darstellungen und Abhandlungen finden, nachdem er schon

durch viele Hände hindurchgegangen ist. Er wird sich uns dort aber nur mehr oder minder in veränderter Gestalt und mit allerlei Zutaten behaftet zeigen, von denen er sich auf einem längeren Wege nie ganz frei halten kann. Die ungetrübte Frische und Fülle behält unser Material gewöhnlich nur an seinem ursprünglichen Fundort. Dorthin müssen wir daher vorzudringen suchen, um wirklich aus der Quelle der Wissenschaft zu schöpfen. Erst wo der Weg dahin vollständig verschlossen und unzugänglich ist, kann uns das Material aus zweiter, dritter, vierter Hand als „abgeleitete Quelle“ im weiteren Sinne dienen. Je weiter wir uns aber damit von dem ursprünglichen Fundort entfernen, desto weniger kann von wissenschaftlichen Quellen und quellenmäßiger Erkenntnis bei unserer Arbeit die Rede sein.

Aufgabe der „Quellenkunde“ ist es also, zunächst uns mit den ursprünglichen Fundorten des wissenschaftlichen Materials, mit dem wir uns beschäftigen, bekannt zu machen. Je nach der mannigfachen Verschiedenheit dieses Materials muß sich aber jene Aufgabe praktisch sehr verschieden gestalten. Für die Geschichtsforschung, die als Ziel die Vergegenwärtigung der vollen historischen Wahrheit anstrebt, wird sich die Quellenkunde mit allem dem befassen müssen, was für den Nachweis und die Erkenntnis geschichtlicher Tatsachen in erster Linie als Überrest oder als Zeuge der Überlieferung in Betracht kommt. Für sprachliche Studien wird sie den Weg dazu zeigen müssen, das Material zur richtigen Erkenntnis einer Sprache in einer bestimmten Periode zu finden oder für ein Sprachdenkmal die Mittel zum richtigen Verständnis desselben in seinem ursprünglichen Text nach Form und Inhalt zu erlangen. Bei dogmatischen Untersuchungen hat sie sich als Lehre von den „loci theologici“ mit den Quellen der Offenbarung, der hl. Schrift und den Denkmälern der kirchlichen Tradition zu beschäftigen.

Um jedoch ihrer ersten und vornehmsten Aufgabe gerecht zu werden, muß die Quellenkunde auch die Lehre

von den hauptsächlicheren Hilfsmitteln in ihren Bereich ziehen, die zur Auffindung des Stoffes aus den eigentlichen Quellen geeignet sind. Sie hat daher die wichtigeren bibliographischen Angaben über Quellensammlungen und Quellennachweise und sonstige praktische Behelfe bei der wissenschaftlichen Arbeit zu bieten.

42. *Notwendigkeit und Bedeutung.* Die Notwendigkeit der Quellenkunde ergibt sich zuvörderst mit Rücksicht auf die ersten Schritte zu Beginn der wissenschaftlichen Laufbahn ganz von selbst. Die Neuheit der Aufgabe, die Schwierigkeit der Arbeit, die mannigfaltige Fülle des Materials, das oft aus weit entlegenen und zerstreuten Angaben und Tatsachen gesammelt werden muß, alles ist gar sehr dazu angetan, den Mut und die Ausdauer des Anfängers auf eine harte Probe zu stellen. Er sieht sich ringsum von kleinen und großen Lichtern umgeben: wohin soll er sich wenden? Wird's kein Irrlicht sein, wenn er diesem oder jenem zu folgen sich entschließt?

Vor Irrwegen kann ihn nur eine gründliche Kenntnis der Quellen für seine Arbeit und der notwendigen Hilfsmittel zu Beginn derselben bewahren. Sie wird ihn ohne unnütze Vergeudung von Zeit und Kraft gleich zum rechten Platz hinführen, wo er seine Hacke und seinen Hammer gebrauchen kann.

Die Praxis ist daher auch so überzeugt von dieser Notwendigkeit der Quellenkunde, daß sie es so ziemlich bei jeder Arbeit als erstes betrachtet, sich die „Literatur" zum Thema zu beschaffen d. h. eben die Quellen und Hilfsmittel zur Auffindung des Materials für die Arbeit. Sie nimmt also in jedem einzelnen Falle die Dienste der Quellenkunde als ganz unumgänglich notwendig für die wissenschaftliche Arbeit in Anspruch.

Sie hat aber diese Dienste auch während der ganzen Arbeit immer wieder nötig. Denn mit dem einmaligen Benutzen der Quellen ist die Aufgabe des Jüngers der Wissenschaft noch längst nicht gelöst. Auch wenn er schon

ergraut ist in ihrem Dienste, muß er immer wieder zu den Quellen zurück, um neues Material zu schöpfen oder das alte zu vergleichen oder auch zu neuen Quellen vorzudringen.

Daraus wird auch schon die große Bedeutung der Quellenkunde leicht klar. Man darf wohl behaupten, daß das Maß des Erfolges einer wissenschaftlichen Untersuchung zu einem großen Teile durch das Maß der Kenntnis der Quellen und Hilfsmittel bedingt ist. Je vertrauter einer damit ist, desto mehr vermag er aus dem Vollen zu schöpfen und desto allseitiger wird er die Ergebnisse seiner Arbeit vorlegen und beweisen können.

43. Allgemeine Regeln. „Was im einzelnen Falle als Quelle anzusehen ist“, bemerkt *Bernheim* mit Recht (Hist. Meth. 228), „hängt von dem jeweiligen Forschungsobjekt, also von der Thema- oder Fragestellung ab.“ Für ein ganzes Forschungsgebiet oder gar für verschiedene voneinander getrennte Gebiete lassen sich deshalb die genauen Einzelanweisungen für die Quellenkunde nicht geben. Wir können jedoch wohl einige allgemeine Regeln ins Auge fassen, die den Weg zur Auffindung der besonderen Quellen für unser Thema leichter gangbar machen.

1. Man muß sich zunächst eine gute Kenntnis der für das eigene Arbeitsgebiet wichtigen größeren Quellensammlungen und allgemeinen bibliographischen Hilfsmittel verschaffen. Einige der wichtigeren werden wir im nächsten Abschnitt anführen nebst den nötigen Literaturangaben, die für weitere Studien hierüber dienlich sein können.

Derartige Sammlungen und Hilfsmittel bilden gewissermaßen das „Handwerkszeug“, auf das man sich in der Werkstatt der Wissenschaft verstehen muß. Ebendeshalb darf aber die Kenntnis desselben keine bloß theoretische sein. Sie muß durch Übung und Gebrauch zu einer praktischen Vertrautheit werden.

2. Man suche dann in möglichst umfassender Weise zu allen erreichbaren Quellen auf dem eigenen Gebiete

zu gelangen. Nichts darf als zu klein und unbedeutend beiseite gelassen werden, wenn es irgendwie geeignet erscheint, ein Licht auf den Gegenstand unserer Frage zu werfen. Wie man die Entwicklungsstufe und den Höhestand der Ausbildung einer Wissenschaft zum großen Teile an dem Umfang des Quellenkreises bemessen kann, den sie in den Bereich ihrer Betrachtung zieht, so ist auch der Umfang und das Maß der Quellenbenutzung ein Gradmesser für den wissenschaftlichen Wert und Charakter einer Arbeit.

Als Beispiel einer umfassenden Quellenbetrachtung kann die kurze Übersicht der geschichtlichen Quellen dienen, wie sie zB. von *Bernheim* in seinem Lehrbuch geboten wird (p. 230—3). Von den zwei Klassen der historischen Quellen, Überreste und Tradition, umfaßt die erstere die *Überreste im engeren Sinne,* nämlich körperliche Reste, Sprache, Zustände und Institutionen, Produkte, geschäftliche Akten, Briefe usw. und *Denkmäler,* d. h. Inschriften, Monumente, Urkunden. Bei der Tradition wird eine bildliche, mündliche und schriftliche unterschieden. Die *bildliche Tradition* besteht aus historischen Gemälden, Skulpturen und überhaupt bildlichen Darstellungen geschichtlicher Persönlichkeiten, Örtlichkeiten oder Begebenheiten. Zur *mündlichen Tradition* werden Erzählungen, Sagen, Anekdoten, Sprichwörter, historische Lieder gerechnet. Zur *schriftlichen Tradition* gehören Inschriften historischen Inhalts, Kalender, Stammbäume und Genealogien, Annalen, Chroniken, Memoiren, Biographien und alle anderen Arten von Geschichtsdarstellungen.

3. Mit dieser umfassenden Benutzung der Quellen muß das Studium der gesamten einschlägigen Literatur verbunden werden. Insbesondere ist es von großer Wichtigkeit, die unserem Thema zunächst liegende Spezialliteratur durchzuarbeiten. Wenigstens die besseren Schriften werden reiche Ausbeute gewähren und Mühe und Zeit vollauf lohnen. Man wird auf viele Quellen und Hilfsmittel aufmerksam, die auch für die eigene Arbeit von Nutzen sein können, und findet dazu vielleicht noch manch guten Wink für die Verarbeitung und Darstellung seines Stoffes und selbst für die genauere und klarere Fassung des Themas.

4. Um zu einer allseitigen Quellenbenutzung zu gelangen, genügt es in vielen Fällen nicht, sich auf das eigene Fachgebiet zu beschränken. Vor allem muß man die so-

genannten Hilfswissenschaften beachten, die mehr oder weniger unmittelbar zur Erreichung des vorgesteckten Zieles auf dem eigenen Gebiete behilflich sein sollen.

Man darf sich dabei aber nicht etwa mit jenen Disziplinen begnügen, die einem durch das Herkommen gewissermaßen als offizielle Helfer bezeichnet werden. Die Schranken, die in der Theorie zwischen den einzelnen Gebieten des Wissens aufgerichtet sind, bestehen für die Praxis nur in einem sehr begrenzten Maße. Vielgestaltig tritt uns zwar die Wahrheit entgegen, deren Erforschung sich die verschiedenen Wissenschaften zum Ziele setzen. Aber als Abglanz der einen ewigen Wahrheit besitzt doch auch der Gegenstand des menschlichen Forschens bei aller Mannigfaltigkeit eine gewisse organische Einheit und bewirkt so den einheitlichen Zusammenhang alles Wissens. Infolge dieser organischen Zusammengehörigkeit sehen wir auf allen Seiten die Grenzgebiete ineinander hineinragen und sich gegenseitig voraussetzen und ergänzen. Je nach der Beschaffenheit des eigenen Gegenstandes werden diese Grenzgebiete sehr verschieden sein. Wir müssen denselben aber ernstlich unsere Aufmerksamkeit zuwenden und auch die Quellen und Hilfsmittel dieser Grenzgebiete für unsere Arbeit zu Rate ziehen.

In manchen Fällen wird man selbst in scheinbar ganz entlegene Gebiete hinübergreifen müssen. Der Philologe, der einen patristischen Text zu bearbeiten unternimmt, wird ohne Theologie seiner Aufgabe nicht gerecht werden können, obwohl dieselbe nicht wie die Palaeographie, Epigraphik, Chronologie und Metrologie zu den offiziellen philologischen Hilfsdisziplinen gerechnet werden kann. Für den Exegeten gelten als ordnungsmäßige Helfer außer dem weiten Gebiet der Orientalia insbesondere die biblische Einleitung, Geschichte, Chronologie, Geographie, Archäologie, Philologie und Theologie; trotzdem wird er zB. für die Erklärung der Parabeln Jesu nicht selten auch bei den Naturwissenschaften eine Anleihe machen müssen, während er sich für eine gründliche Behandlung der Heilungswunder des Herrn selbst auf medizinische Studien angewiesen sieht.

Zuweilen mag es bei derartigen ineinander greifenden Stoffen schwer sein zu entscheiden, wem die Bearbeitung zuzuweisen ist, ob zB. dem Philologen oder dem Theologen. Die Entscheidung wird in

der Regel davon abhängen, welches Fach bei der Behandlung des Gegenstandes die Führung zu übernehmen hat. Kommt es zB. besonders auf die richtige Auffassung und Darstellung der Lehre eines altchristlichen Schriftstellers an, oder ist die Herstellung und Interpretation eines patristischen Textes davon wesentlich beeinflußt, so ist die Aufgabe in der Regel als vorherrschend theologisch zu betrachten und einem philologisch gebildeten Theologen zu überlassen. Jedenfalls muß aber bei solchen Stoffen das eine wie das andere Gebiet mit seinen ihm eigentümlichen Quellen und Hilfsmitteln in gebührender Weise berücksichtigt werden (vgl. *Bernheim*, Hist. Meth. 256 f).

Ein schönes Beispiel für die gründliche Beachtung der Grenzgebiete gab der „Vater der christlichen Archäologie", *Giovanni Battista de Rossi*. Da er bei der Erforschung des christlichen Altertums mit seinen Denkmälern und Inschriften auf Schritt und Tritt neben seinen archäologischen Fachkenntnissen auch der theologischen Wissenschaft bedurfte, scheute er nicht vor der keineswegs geringen Mühe zurück, mit ausdauerndem Eifer den theologischen Vorlesungen an der Gregorianischen Universität während mehrerer Jahre zu folgen. Der spätere Erfolg zeigte, daß er nicht umsonst so großen Wert darauf gelegt hatte, in jeder Beziehung wohlgerüstet an sein Lebenswerk heranzutreten[1]).

5. Das Verhältnis zu den Quellen wird bei den verschiedenen Teilen einer wissenschaftlichen Arbeit nicht überall das gleiche sein. Hinsichtlich des Hauptgegenstandes der Untersuchung und aller seiner wesentlichen Punkte muß es als unverbrüchliche Regel gelten, stets so weit als möglich zur ursprünglichen Quelle vorzudringen und sich nicht mit den Angaben aus zweiter oder dritter oder noch späterer Hand zu begnügen. Solch spätere Mitteilungen können uns wohl als Wegmarken auf unserer Bahn dienen, aber wir müssen selbst weiter den steilen Pfad hinan, um zur frischen Quelle an der Felswand zu gelangen. Wir werden noch des öfteren auf diese Haupt- und Grundregel alles wissenschaftlichen Arbeitens zurückkommen.

Anders verhält es sich mit den gelegentlichen Angaben und nebensächlichen Dingen, die mit unserem Stoff und den einschlägigen Grenzgebieten in gar keiner näheren Verbindung stehen. Da wäre es sicherlich zuviel verlangt,

[1]) Ich entnehme diese Angaben über de Rossi den mündlichen Mitteilungen von Professoren der Gregoriana in Rom.

wenn man zB. bei der gelegentlichen Erwähnung einer Begebenheit aus der assyrischen oder ägyptischen Geschichte stets unmittelbar auf die keilschriftlichen oder hieroglyphischen Texte zurückgehen müßte, die uns als erste und älteste Quelle etwas über jenes Ereignis berichten. Wir müssen uns bei solchen Angaben oft damit begnügen, aus einer abgeleiteten Quelle zu schöpfen und auf die Darstellung der betreffenden Begebenheit in einer Bearbeitung der assyrischen oder ägyptischen Geschichte zu verweisen.

Der Charakter der wissenschaftlichen Arbeit verlangt aber selbst hier, daß man der ursprünglichen Quelle nach Möglichkeit nahe zu kommen suche, soweit dieselbe für uns erreichbar ist. Handelt es sich daher zB. um Texte aus den uns zugänglichen Literaturen, so müssen dieselben wenn möglich in der besten kritischen Ausgabe des Originals eingesehen werden. Kommen andere Punkte in Betracht, für die wir nicht selbst auf das Original zurückgehen können, so dürfen für gewöhnlich nur Bearbeitungen und Darstellungen von solchen Verfassern zu Rate gezogen werden, die selbst aus den ursprünglichen Quellen geschöpft haben und in dem betreffenden Fach als wissenschaftliche Autoritäten anzusehen sind. Kleine Kompendien oder Unterhaltungsschriften oder gar Zeitungsartikel als „Quelle“ zu benutzen, würde in der Regel als arger Verstoß gegen die Wissenschaftlichkeit der Arbeit gelten, wenn nicht etwa eine historische, pädagogische, literarische oder sozialwissenschaftliche Untersuchung sich auch mit diesem Material zu beschäftigen hat.

Wie wichtig das Zurückgehen auf die ursprünglichen Quellen ist kann uns wiederum das Beispiel *de Rossis* zeigen. Den Grund zu seinen großartigen Entdeckungen in den römischen Katakomben legte er in wiederholten längeren Reisen durch Italien, die Schweiz, Frankreich, England, die Rheinlande, Bayern, Österreich, bei denen er in den Bibliotheken und Archiven die Texte der frühesten Itinerarien und alle sonstigen ältesten Nachrichten über die Lage und die Denkmäler der Cömeterien Roms studierte und sammelte. So konnte er dann mit aller Sicherheit den Spaten ansetzen und aus den verschütteten und verschollenen Grüften das Material zu seiner „Roma sotterranea“ und seinen „Inscriptiones christianae urbis Romae“ zu Tage fördern (vgl. *A. de Waal* im Kirchenlexikon² X 1303—7).

6. Für dieses Verhältnis zu den Quellen ist es daher von großer Wichtigkeit, dieselben richtig zu beurteilen und zu unterscheiden. Schon beim Sammeln des Stoffes muß man deshalb stets die Regeln der Quellenkritik vor Augen haben, die in den Kapiteln über die Verarbeitung des gesammelten Stoffes eingehender erörtert werden.

Überall macht sich dabei der entscheidende Einfluß der Fragestellung bemerkbar. Das Urteil über den Wert und den Charakter einer Quelle wird ganz von der Richtung unseres Themas abhängen. Was für eine historische Arbeit zur Feststellung einer geschichtlichen Tatsache ganz belanglos wäre, kann für den Philologen oder den Erforscher der Volksliteratur einen großen Wert haben. Das gefälschte Dokument, das der Historiker als wertlose Quelle über eine Stiftung beiseite schiebt, gewinnt für ihn selbst vielleicht eine grundlegende Bedeutung, sobald er sich mit der Person und dem Charakter des Fälschers näher zu beschäftigen hat.

Wie es deshalb mit den Quellen für die eigene Arbeit im besonderen steht, muß ein jeder bei seinen Vorarbeiten nach Maßgabe des Themas und unter Benützung der geeigneten Hilfsmittel im einzelnen festzustellen suchen. Dabei ist vorzüglich zu unterscheiden zwischen den eigentlichen und ursprünglichen Quellen und zwischen den Hilfsmitteln für die Sammlung des Materials, und bei den letzteren wieder zwischen Hilfsmitteln erster Hand, die unmittelbar auf die Quellen zurückgehen, und solchen zweiter, dritter oder noch späterer Hand, die nur aus den Arbeiten anderer schöpfen.

Es bedarf wohl kaum des ausdrücklichen Hinweises darauf, daß für die Kenntnis der Quellen und Hilfsmittel auch eine möglichst ausgedehnte Sprachenkenntnis erforderlich ist. Was an manchen Universitäten als Bedingung zB. für die Übernahme einer zoologischen Dissertation gilt, daß der Kandidat französisch, englisch und italienisch verstehe, könnte man fast als Voraussetzung für jede wissenschaftliche Arbeit bezeichnen, soweit die modernen Sprachen in Frage kommen.



Dreizehntes Kapitel
Quellennachweise

44. Vorbemerkungen. Eine jede wissenschaftliche Arbeit fordert vor allem die Anstrengung der eigenen persönlichen Kräfte und Fähigkeiten. Durch langjährige Leistung dieser persönlichen Arbeit wird man sich allmählich die beste und zuverlässigste Kenntnis der für das eigene Arbeitsgebiet dienlichen Quellen und der notwendigen und nützlichen Hilfsmittel erwerben. Auch die besten Bibliographien können diese selbsterworbene Kenntnis nicht ersetzen. Sie können aber behilflich sein, dieselbe leichter und schneller zu erlangen, und werden namentlich in den ersten Zeiten der Arbeit die wesentlichsten Dienste leisten.

Gute Zusammenstellungen dieser bibliographischen Hilfsmittel sind zwar schon mehrfach vorhanden. Eine gedrängte Übersicht über die wichtigeren Werke dürfte jedoch auch im Rahmen dieser Beiträge zur Methodik willkommen sein. Sie muß sich aber, dem Zweck dieses Büchleins entsprechend, zunächst auf solche Hilfsmittel beschränken, die nicht bloß für ein einzelnes Spezialfach bestimmt sind, sondern für einen weiteren Kreis von wissenschaftlichen Arbeiten dienlich sein können. Dabei will das folgende Verzeichnis in keiner Weise den Anspruch auf Vollständigkeit erheben.

Auf die Unterscheidung der bloß biographischen und der eigentlichen bibliographischen Schriften wurde hier keine Rücksicht genommen, da die Aufgaben dieser beiden Arten von Hilfsmitteln sich gegenseitig durchdringen und ergänzen. — Bei der Auswahl der angeführten Werke

war die Rücksicht auf die Interessen weiterer wissenschaftlicher Kreise und vielfach auch auf die praktische Bedeutung einzelner Schriften oder Sammlungen maßgebend. Daß dabei manche Wünsche unerfüllt bleiben, ist bei einer solchen Auswahl ebenso unvermeidlich wie der Mangel einer lückenlosen und theoretisch streng konsequenten Liste. Der Praxis schien aber so am meisten gedient zu sein.

§ 1. Allgemeine Bibliographie

45. 1) Bibliographische Nachschlagewerke:

1. *Bauer, J. J.* Bibliotheca librorum rariorum universalis. Nürnberg 1770—97. 4 Bde. u. 4 Suppl.
2. *Bernheim, Ernst.* Lehrbuch der historischen Methode. [3]Leipzig 1903. 234—53.
3. *Biographie, Nouvelle,* générale . . . publ. sous la direction de M. *[J. Ch. Ferd.] Hoefer.* Paris 1854—66. 46 Bde.
4. — universelle ancienne et moderne . . ., fortgesetzt von *J. Michaud* u. a. Paris 1811—62. 85 Bde. (bis Vil). Neue Ausgabe u. d. T.: Nouvelle Biographie universelle ancienne et moderne. Paris 1842 bis 1880. 45 Bde.
5. *Bornmüller, F.* Biographisches Schriftsteller-Lexikon der Gegenwart. Leipzig 1882.
6. *Bratke, Eduard.* Wegweiser zur Quellen- und Literaturkunde der Kirchengeschichte. Gotha 1890. 104—7. 153—7. 162—4.
7. *Brunet, J. Ch.* Manuel du libraire et de l'amateur de livres. [5]Paris 1860—65. 6 tom. Supplément p. *P. Deschamps* et *G. Brunet.* Ebd. 1878—80. 2 tom.
8. *Degener, H. A. Ludwig.* Wer ist's? Zeitgenossenlexikon. [2]Leipzig 1906.
9. *Dunkel, J. G. W.* Hist.-crit. Nachrichten von verstorbenen Gelehrten und deren Schriften. Cöthen 1753—60. 2 Bde.
10. *Ebert, F. A.* Allgemeines bibliographisches Lexikon. Leipzig 1821—30. 2 Bde.
    — Engl. u. d. T.: General bibliographical Dictionary. Oxford 1837. 4 Bde.
11. *Gelehrten-Lexicon, Compendiöses.* Nebst einer Vorrede *Joh. Burchard Menckens.* Leipzig. 1715.
12. *Georgi, Th.* Allgemeines Europäisches Bücher-Lexikon. Leipzig 1742—53. 5 Tle. u. Suppl.
13. *Götten, G. W.* Das jetzt lebende gelehrte Europa (fortg. von *Rothluff* und *Strodtmann*). Braunschweig 1735—75. 14 Bde.
14. *Graesel, Armin.* Handbuch der Bibliothekslehre. [2]Leipzig 1902. 493—507. — Franz. u. d. T.: Manuel de bibliothéconomie . . . trad. p. *Jules Laude.* Paris 1897.

15. *Grassauer, Ferd.* Handbuch für österreichische Universitäts- und Studien-Bibliotheken sowie für Volks-, Mittelschul- und Bezirks-Lehrerbibliotheken . . . Wien 1883. ([2][Titel-Aufl.] 1899). 66—86.
16. *Graesse, J. G. Th.* Trésor de livres rares et précieux. Dresde 1859—69. 7 tom.
17. *Gubernatis, A. Comte de.* Dictionnaire international des écrivains du jour. Florence 1888—91. 3 tom.
18. — — Dizionario biografico degli scrittori contemporanei. Firenze 1879—80. 2 Bde.
19. *Hain, L.* Repertorium bibliographicum. Stuttgartiae et Lutetiae Par. 1826—38. 4 Tle. Indices opera *C. Burger*. Lipsiae 1891. Supplement by *W. A. Copinger* (und *Konr. Burger*). London 1895 bis 1902. 3 Tle. Appendices dazu von *D. Reichling*. München 1904—7. 3 Fasz.
20. *Hamberger, Gg. Christoph.* Zuverlässige Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern vom Anfange der Welt bis 1500. Lemgo 1756—64. 4 Tle.
20a. — — Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller. Fortges. von *Joh. Gg. Meusel* u. a. . . . [5]Lemgo 1796—1831. 22 Bde.
21. *Heichen, P. H.* Taschen-Lexikon der hervorragendsten Buchdrucker und Buchhändler seit Gutenberg bis auf die Gegenwart. Leipzig 1884.
22. *Heinsius, W.* Allgemeines Bücher-Lexikon oder vollständiges alphabet. Verzeichnis der von 1700 bis Ende 1892 erschienenen Bücher. Leipzig 1812—94. 30 Bde.
23. *Hirsching, F. K. G.* Historisch-litterarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, welche in dem 18. Jahrhundert gestorben sind. Leipzig 1794—1815 17 Bde. (forgesetzt u. hg. v. *J. H. M. Ernesti*).
24. *Hummel, B. F.* Neue Bibliothek von seltenen und sehr seltenen Schriften. Nürnberg 1775—82. 11 Tle.
25. *Jöcher, Christian Gottlieb.* Allgemeines Gelehrten-Lexicon. Leipzig 1750 f. 4 Tle.; fortg. von *Joh. Christoph Adelung*. (A—J) und *Hch. Wilh. Rotermund* und *O. Günther* (K—Romulus und Nachtr. zu K). Leipzig 1784—1897. 7 Bde.
26. *Langlois, Ch.-V.* Manuel de bibliographie historique. [2]Paris 1901. Première partie: Instruments bibliographiques.
27. *Literaturkalender, Allgem. deutscher.* Hgb. v. *H. und J. Hart, J. Kürschner* u. a. Bremen (u. Leipzig) 1878— .
28. — *Katholischer.* Hgb. v. *H. Keiter* u. a. Regensburg (u. Essen) 1891— .
29. *Maittaire, M.* Annales typographici ab artis inventae origine ad a. 1664. Hagae Comitum 1719—41. 5 Bde. — Supplement v. *M. Denis.* Viennae 1789.

30. *Manuel* de bibliographie biographique et d'iconographie des femmes célèbres. Turin u. Paris 1892—1900. Mit Suppl.

31. *Meusel, Joh. Gg.* Lexikon der vom J. 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Leipzig 1802—16. 15 Bde.

32. *Minerva.* Jahrbuch der Universitäten, hgb. von *R. Kukula* und *Karl Trübner.* Straßburg 1891— .

33. *Nicéron, J. P.* Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres. Paris 1729—41. 42 Bde.

34. *Othmer, G.* Vademecum des Buchhändlers und Bücherfreundes. [5]Leipzig 1903.

35. *Oettinger, E. M.* Bibliographie biographique universelle. [2]Bruxelles (u. Paris) 1854—66. 2 Bde.

36. — — Moniteur des dates, contenant un million de renseignements biographiques, généalogiques et historiques. Dresde 1866—68. 6 Bde. Supplement v. *H. Schramm (-Macdonald).* Ebd. 1873—82. 3 Bde.

37. *Panzer, Gg. Wolfg.* Annales typographici. Norimbergae 1793—1803. 11 Bde.

38. *Petzholdt, Jul.* Bibliotheca bibliographica. Verzeichnis der das Gesammtgebiet der Bibliographie betreffenden Litteratur des In- und Auslandes . . . Leipzig 1866.

39. *Plarr, V. G.* Men and women of the time. London 1899.

40. *Potthast, Aug.* Bibliotheca historica medii aevi. Wegweiser durch die Geschichtswerke des europäischen Mittelalters bis 1500 . . . [2]Berlin 1896. 2 Bde.

41. *Proctor, R.* An index to the early printed books in the British Museum . . . London 1898—1903. Bd. 1 und 2,1.

42. *Richter, P. E.* Adreßbuch der Professoren, Dozenten und Lektoren der Universitäten. Leipzig 1891.

43. *Schmersahl, E. F.* Geschichte jetzt lebender Gelehrten. Langensalza 1751.

44. — — Zuverlässige Nachrichten von jüngst verstorbenen Gelehrten. Zelle 1748.

45. *Schultz, O. A.* Allgemeines Adreßbuch für den deutschen Buchhandel (jährlich). Leipzig 1839— .

46. *Stein, H.* Manuel de bibliographie générale. Bibliotheca bibliographica nova. Paris 1868.

47. *Thesaurus* librorum rei catholicae. Handbuch der Bücherkunde der gesamten Literatur des Katholizismus [v. *Ant. Ruland?*). Würzburg 1848—50.

48. *Thelert, G.* Supplement zu Heinsius, Hinrichs und Kaysers Bücherlexikon. Grossenhain-Leipzig 1893.

49. *Universitätskalender, Deutscher.* Hgb. v. *F. Ascherson* und *W. Seelmann* (jährlich). Berlin 1872— .

50. *Vallée, Léon.* Bibliographie des bibliographies. Paris 1883. Suppl. ebd. 1887.
51. *Vapereau, G.* Dictionnaire universel des contemporains. [6]Paris 1893.
52. *Vicaire, G.* Manuel de l' amateur de livres du XIX. siècle. Paris 1894—.
53. *Who's who.* Ed. by *D. Sladen* (jährlich). London 1849—.
54. *Who's who* in America. Ed. by *John W. Leonard* (alle 2 Jahre). Chicago 1899—.
55. *Witte, Henning.* Diarium biographicum. Danzig (Riga) 1688—1691. 2 Bde.
56. *Zeitgenossen-Lexikon, Deutsches.* Leipzig 1905.
57. *Zieler* und *Scheffer, Th.* Das akademische Deutschland. Leipzig. 1905—.

46. 2) Enzyklopädien:

Aus praktischen Gründen wurde der Name des Herausgebers als persönliches Ordnungswort beibehalten, obwohl theoretisch ein sachliches Ordnungswort erforderlich wäre.

58. *Andreev, J. E.* Enciklopedičeskij Slovar. S. Peterburg 1890— .
59. *Beach, Fred. Conv.* The (Encyclopaedia) Americana. New York 1906. 16 Bde.
60. *Brockhaus, F. A.* Konversations-Lexikon. [14]Leipzig 1892—97. 17 Bde. — *Dass.*, Jubiläumsausgabe. Ebd. 1898. — *Dass.*, revid. 14. Aufl. Ebd. 1901. — *Dass.*, Kleine Ausgabe[5]. Ebd. 1906. 2 Bde.
61. *Chambers* Encyclopaedia. New ed. London 1895 f. 10 Bde.
62. — Biographical Dictionary, ed. by *D. Patrik* and *F. H. Groome* London 1897.
63. *Conversations-Lexikon, Nordisk.*[4] Kjobenhavn 1893.
64. *Diaconovich, C.* Enciclopedia română. Sibiniu 1896—1903. 3 Bde.
65. *Encyclopaedia* Britannica, *The.* [9]Edinburgh 1875—1903. 36 Bde.
66. — *The Catholic.* New York 1907— . 15 Bde.
67. *Encyclopedie, Allgemeene Nederlandsche.* Zutphen 1865—68. 15 Bde.
68. *Encyclopédie, La grande.* Paris 1885—1902. 31 Bde.
69. *Encyklopedyja* powszechna. Warszawa 1859—68. 28 Bde.
70. — — illustrowana, *Wielka.* Warszawa 1890— .
71. *Ersch. J. S.* u. *J. G. Gruber.* Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften. Leipzig 1818—89. 167 Bde.
72. *Herders* Konversations-Lexikon. [3]Freiburg i. B. 1901—07. 8 Bde.
73. *Kürschner, Jos.* Universal-Konversations-Lexikon. [3]Berlin s. a.
74. *Larousse, Pierre.* Grand dictionnaire universel du XIX. siècle. Paris 1866—90. 18 Bde. Verkürzte Ausgabe u. d. T.: Nouveau Larousse illustré. Ebd. 1897—1904. 7 Bde.
75. *Mellados,* Enciclopedia moderna. Madrid 1848—51. 34 Bde. und 3 Bde. Atlas.

76. *Meyers* Konversations-Lexikon. [6]Leipzig 1902—. 20 Bde. — *Dass.* Kleine Ausg. [6]Ebd. 1898 f. 3 Bde.
77. *Pallas* Nagy Lexikona. Budapest 1893—1900. 12 Bde. u. Suppl.
78. *Pierers* Konversations-Lexikon[7]. Hg. v. *Jos. Kürschner.* Berlin (u. Stuttgart) 1888—93. 12 Bde.
79. *Pomba,* Nuova Enciclopedia popolare. [6]Torino 1875—89. 25 Bde. Suppl. 1888— .
80. *Slovník, Ottuv naučny.* V Praze 1888— .
81. *Winkler Prins,* Geillustreerde encyclopaedie.[3] (onder hoofdredaktie van *H. Zondervan*). Amsterdam 1905— .
82. *Zedler, Joh. Hch.* Grosses, vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschafften und Künste. Leipzig u. Halle 1732—54. 64 Bde. u. 4 Bde. Suppl.

47. 3) Allgemeine Literaturgeschichte:

83. *Baumgartner, Alexander.* Geschichte der Weltliteratur. Freiburg i. Br. 1897— . [3]ebd. 1903— .
84. *Ebert, Adolf.* Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande. Leipzig 1874—87 3 Bde. (I[2] 1889).
85. *Fabricius, J. Alb.* Bibliotheca latina mediae et infimae aetatis. Hamburgi 1734—46. 6 Bde. [2]Florentiae 1858.
86. *Geschichte* der Literatur der europäischen Völker. Berlin 1877— .
87. — der Weltliteratur in Einzeldarstellungen. Leipzig 1883— .
88. *Gidel, Ch.* et *F. Loliée.* Dictionnaire-manuel illustré des écrivains et des littératures. Paris 1898. In: Bibliothèque de dictionnaires-manuels illustrés.
89. *Grässe, Joh. Gg. Theod.* Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker . . . Leipzig 1837—59. 4 Bde. (in 12 Tln.)
90. *Grisebach, Ed.* Weltliteraturkatalog eines Bibliophilen. [2]Berlin 1905. 2 Bde.
91. *Gubernatis, A. Conte de.* Storia universale della letteratura. Milano 1882—85. 16 Bde.
92. *Histories, Short,* of the literatures of the world. Ed. by *E. Gosse.* London 1898— .
93. *Library, The,* of literary history. London 1898— .
94. *Norden, Ed.* Die antike Kunstprosa vom VI. Jahrh. v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance. Leipzig 1898. 2 Bde.
95. *Norrenberg, P.* Allgemeine Geschichte der Litteratur. Münster i. W. 1882—84. 3 Bde.[2] v. *K. Macke.* Ebd. 1896.
96. *Saxe, C.* Onomasticon litterarium sive nomenclator historico-criticus praestantissimorum . . . scriptorum. Ultrajecti 1775—1803. 8 Bde.

97. *Scherr, Joh.* Illustrierte Geschichte der Weltlitteratur. [10]Jubiläumsausg. hg. v. *O. Haggenmacher.* Stuttgart 1900.
98. *Spemanns* goldenes Buch der Weltliteratur. Leipzig 1901.
99. *Vapereau, G.* Dictionnaire universel des littératures.[2] Paris 1884.
100. *Wachler, L.* Handbuch der Geschichte der Literatur. Frankfurt a. M. 1822. 2 Bde.

48. 4) Anonyme und pseudonyme Schriften:

101. *Collin, E.* Anonymer og pseudonymer i den danske, norske og islandske literatur . . . Kjobenhavn 1869.
102. *Cotgreave, A.* A selection of pseudonyms or fictitious names used by wellknown authors, with the real names given. Also a number of anonymous works with the authors given. London 1891.
103. *Cushing, Will.* Anonyms. London 1890. 2 Bde.
104. — — Initials and pseudonyms. London 1886—88. 2 Bde.
105. *Dahlmann, Pet.* Schauplatz der masquirten und demasquirten Gelehrten bey ihren verdeckten und nunmehr entdeckten Schrifften. Leipzig 1710.
106. *Dickson, W. P.* How to procure full names for author-entries. In: The Library V (1893) 16—19.
107. *Doorninck, J. I. van.* Bibliotheek van nederlandsche anonymen en pseudonymen. 's Gravenhage (1870).
108. *Drujon, F.* Les livres à clef. Paris 1888. 2 Bde.
109. *Ersch, J. S.* Verzeichnis aller anonymischen Schriften und Aufsätze in der 4. Ausgabe des gelehrten Teutschlands und deren 1. und 2. Nachtrage. Lemgo 1788. In: *Meusel, J. G.* Das gelehrte Teutschland. 4. Ausg. Supplement.
110. *Fonseca, Mart. Ag. da.* Subsidios para un diccionario de pseudonymos, iniciales e obras anonymas de escriptores portuguezes. Lisboa 1896.
111. *Franklin, Alfr.* Dictionnaire de noms, surnoms et pseudonymes latins de l'histoire littéraire du moyen age (1100—1500). Paris 1875.
112. *Graesel, Arnim.* Handbuch der Bibliothekslehre. [2]Leipzig 1902. 205 f. 248 f.
113. *Halkett, Sam.,* and *John Laing.* A dictionary of the anonymous and pseudonymous literature of Great Britain. Edinburgh 1882—88. 4 Bde.
114. *Hayn, Hugo.* Bibliographie der Bücher mit fingierten Titeln. In: Zeitschr. f. Bücherfreunde III (1899—1900) 1,84—90.
115. *Heumann, Chr. A.* De libris anonymis et pseudonymis schediasma. Jenae 1711.
116. *Heylli, Gg. d'.* Dictionnaire des pseudonymes. Nouv. éd. Paris 1887.
117. *Hittmair, Ant.* Hehlnamen salzburgischer Schriftsteller. In: Mitteilungen des öst. Vereins f. Bibliothekswesen V (1901) 134 f.

9*

118. *Hittmair, Ant.* Die Verfasser anonymer Salisburgensien. 2 Tle. Salzburg 1897 f.

119. *Holzmann, Mich.* u. *Hanns Bohatta.* Deutsches Anonymen-Lexikon (1501—1850). Weimar 1902— . In: Schriften der Gesellschaft der Bibliophilen.

120. — — Deutsches Pseudonymen-Lexikon. Wien u. Leipzig. 1906.

121. *Hull, Chas. H.* Helps for catalogues in finding full names. In: Library Journal XIV (1889) 7—20.

122. *Krüger, Hugo.* Verfasser- und Vornamen-Ermittelung. In: Zentralbl. f. Biblioth. XIX (1902) 328—37.

123. *Lancetti, V.* Pseudonimia. Milano 1836.

124. *Larva* detracta h. e. Brevis expositio nominum, sub quibus scriptores aliquot pseudonymi recentiores imprimis latere voluerunt. Veriburgi 1670.

125. *Lane, M.* Über Vornamenermittelung. In: Zentralbl. f. Biblioth. XIII (1896) 114—23. — Vgl. dazu *Ch. Berghoeffer* ebd. 275.

126. *Manne, A. E. de.* Nouveau dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes. Nouv. éd. Lyon. 1862.

127. — — Nouveau recueil d' ouvrages anonymes et pseudonymes. Paris 1834.

128. *Marchmont, Fred.* A concise handbook of ancient and modern literature, issued either anonymously, under pseudonyms or initials. London 1896.

129. *[Melzi, Gaetano].* Dizionario di opere anonime e pseudonime di scrittori italiani o come che sia aventi relazione all' Italia. Milano 1848—59. 3 Bde. Supplement v. *Giambattista Passano.* Ancona 1887. — Vgl. *Rocco, E.* (u. n. 139).

130. *Mylius, Joh. Chph.* Bibliotheca anonymorum et pseudonymorum detectorum ad supplendum Placcii Theatrum. Hamburgi 1740.

131. *Onomatomorphosis, Virorum eruditorum.* D. i. etlicher gelehrter Männer gebrauchte Nahmensveränderungen. Frankenhausen 1720.

132. *Pettersen, Hialmar.* Anonymer og pseudonymer i den norske literatur 1678—1890. Kristiania 1890.

133. *Pietsch, K.* Additions and corrections to author-entries in the Catalogues of the Peabody Institute Library and of the British Museum. In: Library Journal XVIII (1893) 37—40.

134. *Placcius, V.* Theatrum anonymorum et pseudonymorum. Hamburgi 1708. Vgl. *Mylius.* (o. n. 130).

135. *Pseudonymi* i cryptonymi pisarzów polskich zebrata J. Z. Warszawa 1905.

136 *Quérard, J.-M.* Les supercheries littéraires dévoilées. Galerie des écrivains français de toute l' Europe qui se sont déguisés sous des anagrammes, des astéronymes, des cryptonymes, des initialismes, des noms littéraires, des pseudonymes . . . [2]p. *Gust. Brunet* et

Pierre Jannet, suivie 1° du dictionnaire des ouvrages anonymes p. *Ant. Alex. Barbier*[3] p. *Olivier Barbier;* 2° d'une table générale des noms réels des écrivains anonymes et pseudonymes cités dans les deux ouvrages. Paris 1869—82. 7 Bde. Supplément p. *Gust. Brunet*. Ebd. 1889.

137. *Rassmann, Fr.* Kurzgefaßtes Lexikon deutscher pseudonymer Schriftsteller . . . Mit e. Vorrede über die Sitte der lit. Verkappung v. *J. W. S. Lindner*. Leipzig 1830.
138. *Rhodius, Jo.* Auctorum supposititiorum catalogus. Hamburgi 1764.
139. *Rocco, E.* Anonimi e pseudonimi italiani. Supplemento al Melzi e al Passano. Napoli 1888.
140. *Sablatzkij, M.* Lexikon der Pseudonyme hebräischer Schriftsteller. Berditschew. 1902.
141. *Schmidt, Andr. Gottfr.* Gallerie deutscher pseudonymer Schriftsteller vorzüglich des letzten Jahrhunderts. Grimma 1840.
142. *Sommervogel, Carlos.* Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes publiés par des religieux de la Compagnie de Jésus. Paris 1884.
143. — — Table des anonymes et pseudonymes (des écrivains de la Compagnie de Jésus) in: *Backer, Aug. et Aloys de,* Bibliothèque de la Compagnie de Jésus. Nouv. éd. p. *C. Sommervogel* IX (Paris 1900) c. 913—1464.
144. *Uriarte, J. Eug. de.* Catálogo razonado de obras anónimas y seudónimas de autores de la Compania de Jesus pertenecientes à la antigua Asistencia Espanola. Madrid 1904.
145. *Weller, Emil.* Die falschen und fingierten Druckorte (der deutschen, lat. u. franz. Schriften). I (deutsche u. lat. Schr.) [2]Leipzig 1864. II (franz. Schr.) auch u. d. T.: Dictionnaire des ouvrages français portant de fausses indications des lieux d'impression et des imprimeurs. Ebd. 1864.
146. — — Lexicon pseudonymorum. Wörterbuch der Pseudonyme aller Zeiten und Völker.[2] Regensburg 1886.
147. — — Die maskirte Literatur der älteren und neueren Sprachen. [2]Leipzig 1862—67. 4 Bde.
148. *Zeitlin, William.* Anagramme, Initialen und Pseudonyme neuhebr. Schriftsteller und Publizisten seit dem Erscheinen der „Mesafim" bis auf unsere Tage. In: Ztsch. f. hebr. Bibl. IX 81—90. 113—19.

Über amerikanische Pseudonyme und Anonyme bietet weitere wertvolle Aufschlüsse die Zeitschrift: *The American Library Journal.* New York 1877—.

49. 5) Allgemeine Bücherverzeichnisse:

149. *Becker, Gust.* Catalogi bibliothecarum antiqui. Bonnae 1885.
150. *Catálogo* de la real biblioteca. Madrid 1898—.



151. *Catalogue* général des livres imprimés de la bibliothèque nationale. Paris 1897— .

152. *Catalogue, General,* of the British Museum Library. London 1881—99. 600 Lieferungen zu 250 Sp. Supplement (für 1882 bis 1899) seit 1900. — Auszüge daraus mit der Literatur zu einem bestimmten Stichwort (zB. „Academies“, „Aristotle“, „Bible“, „Jesus Christ“, „Periodical publications“) sind besonders erschienen u. d. T.: „Excerpts from general catalogue of the British Museum“.

153. *Ellendt, G.* Katalog für die Schülerbibliotheken höherer Lehranstalten nach Stufen und nach Wissenschaften geordnet. ^{4}Halle 1905.

154. *Gesamtkatalog* der preußischen wissenschaftlichen Bibliotheken (der Univ.-Bibl. zu Berlin, Bonn, Breslau, Göttingen, Greifswald, Halle, Kiel, Königsberg, Marburg, Münster u. kgl. Hofbibliothek zu Berlin). Vgl. dazu *Fr. Milkau,* Centralkataloge und Titeldrucke. Leipzig. 1898. *Instruktionen* für die alphabetischen Kataloge der preußischen Bibliotheken und für den preußischen Gesamtkatalog. Berlin 1899.

155. *Gesamt-Verlags-Katalog* des deutschen Buchhandels und des mit ihm in direktem Verkehr stehenden Auslandes. Münster 1881— .

156. *Katalog* der Bibliothek des (deutschen) Reichstags. Berlin 1890—99. 4 Bde.

157. — des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. Leipzig 1885 bis 1902.

158. — der Handbibliothek des Ausleihezimmers der k. Universitäts-Bibliothek München. ^{3}Erlangen 1902.

159. — der Handbibliotheken des Katalogszimmers und Lesesaales der k. k. Universitäts-Bibliothek in Wien. Wien 1904.

160. —, *Sistematičeskoje,* opisanije rukopisej Moskovskoj sinodalnoj biblioteki. Moskva 1894— .

161. — russkich knig biblioteki imperatorskago S.-Peterburgskago universiteta. S.-Peterburg 1897— .

162. — der Stadtbibliothek in Zürich. Zürich 1869—96.

163. *List* of the books of reference in the reading-room of the British Museum. ^{4}London 1889.

164. — of bibliographical works in the reading-room of the British Museum. (London) 1889.

165. *[Omont, H.]* Catalogue alphabétique des livres imprimés mis à la disposition des lecteurs dans la salle de travail (du département des manuscrits de la bibliothèque nationale). Paris 1895.

166. *Sonnenschein, W. Svan.* The best books. A reader's guide to the choice of the best available books in every department of science, art and literature. London 1891—95.

167. *Verzeichnis* der Bücher [der] Freiherrlich Karl von Rothschildsche[n] öffentliche[n] Bibliothek. Frankfurt a. M. 1892—1904.
168. — der Lesesaal- und Handbibliothek der Universitätsbibliothek zu Berlin. [4]Berlin 1903.
169. — der Handbibliothek des Lesesaales der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig. [2]Leipzig 1900.
170. — der im Lesesaal aufgestellten Handbibliothek (der kgl. Universitäts-Bibliothek zu Göttingen). Göttingen 1890.
171. *Watt, Robert.* Bibliotheca Britannica or a general index to british and foreign literature. Edinburgh 1824. 4 Bde.
172. *Witney, J. Lyman.* A catalogue of the bibliographies of special subjects in the Boston public library. Boston 1890.

50. 6) Bibliographie der Zeitschriften:

a) Geschichte der periodischen Literatur und Verzeichnisse derselben:

173. *Catalogue* of Periodicals contained in the Bodleian Library. Oxford 1878. I. English Periodicals. II. Foreign Periodicals.
174. *Catalogue-Tarif* des journaux, revues et publications périodiques publiés à Paris, p. p. *H. Le Soudier.* Paris.
175. *Fabricius, Jo. Alb.* Brevis notitia alphabetica ephemeridum literariarum . . . aucta et ad annum 1747 continuata a *Jo. Joach. Schwabio.* In: *Dan. Gg. Morhof,* Polyhistor literarius[4] I (Lubecae 1747) Sign. (a) bis (f) [ohne Seitenzählung].
176. *Generalkatalog* der laufenden periodischen Druckschriften an den österreichischen Universitäts- und Studienbibliotheken. Hgb. v. *Ferd. Grassauer.* Wien 1898.
177. *Grant.* The newspaper press: its origin, progress and present position. London 1871. 2 Bde. Deutsch v. *Duboc.* Hannover 1873.
178. *Hatin, E.* Bibliographie historique et critique de la presse périodique française. Paris 1866 (mit einem „Essai historique et statistique sur la naissance et les progrès de la presse périodique dans les deux mondes“).
179. — — Les gazettes de Hollande et la presse clandestine aux 17[e] et 18[e] siècles. Paris 1865.
180. *Heidenheimer, Hch.* Von Zeitungen und Zeitschriften in älterer und neuerer Zeit. In: Zeitschr. f. Bücherfreunde VII (1903—04) 2,337—40.
181. *Josephson, A. G. S.* Bibliography of union lists of periodicals 1864—99. S. l. 1899.
182. *Kürschner, Jos.* Handbuch der Presse. Berlin 1902.
183. *List, A,* of periodicals, newspapers, transactions and other serial publications currently received in the principal libraries of Boston and vicinity. Boston 1897— .

184. *Liste* des périodiques étrangers (du département des imprimés de la bibliothèque nationale). Paris 1896— .

185. *Preisliste* der durch das kais. Post-Zeitungsamt in Berlin und die kais. Postanstalten des Reichs-Postgebietes zu beziehenden Zeitungen, Zeitschriften usw. Berlin 1876— .

186. *Preis-Verzeichnis* der ausländischen Zeitungen. Wien 1851—71.

187. — — der in der österreichisch-ungarischen Monarchie und im Auslande erscheinenden Zeitungen und periodischen Druckschriften, bearb. v. der k. k. Postamts-Zeitungs-Expedition in Wien. Wien 1872— . (Vereinigung des früheren „Verzeichnis" für die inländischen und „Preis-Verzeichnis" für die ausländischen Zeitungen und Zeitschriften).

188. *Publications, Periodical.* Excerpts from General Catalogue of the British Museum. London 1899—1900. 6 Teile nebst Index.

189. *Schlossar, Ant.* Taschenbücher und Almanache zu Anfang unseres Jahrhunderts. In: Zeitschr. f. Bücherfreunde III (1899—1900) 1,49 bis 64; 2,298—315.

190. *Tavernier,* Du journalisme. Son histoire, son rôle politique et religieux. Paris 1902.

191. *Verzeichnis* der Zeit- und Vereinsschriften der kgl. Bibliothek zu Berlin. Berlin 1892. u. d. T.: *Alphabetisches Verzeichnis* der laufenden Zeitschriften [an der] kgl. Bibliothek zu Berlin. Berlin 1906 (November).

192. *Zenker, Ernst Vikt.* Bibliographie zu einer allgemeinen Geschichte des Zeitungswesens. Wien 1904.

b) Einige für die Bibliographie und die allgemeine Literaturkunde wichtige Zeitschriften:

193. *Academy, The.* A monthly record of literature, learning, science and art. London 1869— .

194. *Athenaeum, The.* Journal of literature, science, the fine arts, music and the drama. London 1827— .

195. *Bibliographe, Le,* moderne. Courier international des archives et des bibliothèques, p. sous la direction de *H. Stein.* Paris 1897— .

196. *Bibliographer, The.* New York 1902— .

197. *Blätter, Biographische.* Berlin 1895 f. Fortgesetzt u. d. T.: *Biographisches Jahrbuch* und deutscher Nekrolog. Berlin 1897— .

198. *Echo, Das literarische.* Halbmonatschrift für Literaturfreunde. Berlin 1898— .

199. *Handweiser, Literarischer,* zunächst f. das kath. Deutschland. Münster 1862— .

200. *Jahrbuch* der deutschen Bibliotheken. Leipzig 1902.

201. *Journal, Le,* des sçavans. Paris 1665— . Seit 1816 u. d. T.: *Journal des savans.*
202. *Library, The.* London 1889— .
203. — Journal, *The American.* New York 1877— .
204. — World, *The.* London 1899—.
205. *Literaturblatt, Österreichisches.* Wien 1892— . Seit 1899 u. d. T.: *Allgemeines Literaturblatt.*
206. *Literature.* Published by The Times. [London 1897— .].
206a. *Literaturzeitung, Allgemeine.* Jena (Halle u. Leipzig) 1785—1849.
207. — *Deutsche.* Berlin 1880— .
208. *Mitteilungen* des österreichischen Vereins für Bibliothekswesen. Wien 1897— .
209. *Nation, The.* New York 1865— .
210. *News, The literary.* New York 1880— .
211. *Polybiblion.* Revue bibliographique universelle. Paris 1868—
212. *Revista* de archivos, bibliotecas y museos. Madrid 1871— .
213. *Review, The quarterly.* London 1809— .
214. *Revue* des bibliothèques. Paris 1891— .
215. — critique d'histoire et de littérature. Paris 1866— .
216. *Rivista* delle biblioteche. Firenze 1888— .
217. *Rundschau, Literarische.* Aachen 1875— . Fortgesetzt u. d. T.: *Literarische Rundschau* für das katholische Deutschland. Freiburg i. B. 1881— .
218. *Serapeum.* Zeitschrift f. Bibliothekswissenschaft, Handschriftenkunde und ältere Literatur. Leipzig 1840—1870. (s. auch n. 233).
219. *Tijdschrift* voor boek- en bibliotheekwezen. Antwerpen 1903— .
220. *Weekly, The publishers.* New York 1852— .
221. *Year-Book, The library association.* London 1895— .
222. — *The literary.* London 1897— .
223. *Zeitschrift* für Bücherfreunde. Bielefeld und Leipzig 1897— .
224. *Zeitungen, Göttingische,* von gelehrten Sachen. Göttingen 1739— . Fortgesetzt u. d. T.: *Göttingische Anzeigen* von gelehrten Sachen. 1753—1801. Dann: *Göttingische gelehrte Anzeigen.* 1802— . Dazu die Beilage: *Zugabe* zu den Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen. 1770—82. Später: *Nachrichten* von der Georg-Augusts-Universität u. der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. 1845—63. Dann u. d. T.: *Nachrichten* der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften u. der Georg-August-Universität 1864—93. Zuletzt u. d. T.: *Nachrichten* von der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. 1895— .
225. *Zentralblatt* für Bibliothekswesen. Leipzig 1884— .
226. — *Literarisches,* für Deutschland. Hg. v. *F. Zarncke.* Leipzig 1851— .

c) Bibliographische Hilfsmittel über den Inhalt der Zeitschriftenliteratur:

227. ***Bibliographie*** der deutschen Zeitschriften-Literatur. Herausg. v. *F. Dietrich*. Leipzig 1897— (für 1896 usw.). Supplement dazu: ***Bibliographie*** der deutschen Rezensionen mit Einschluß der Referate und Selbstanzeigen. Ebd. 1901 — (für 1900 usw.).
228. ***Catalogo*** metodico degli scritti contenuti nelle publicazioni periodiche italiane e straniere. Roma 1885—95. 5 Bde. In: Biblioteca della Camera dei Deputati.
229. ***Index, The annual,*** of Periodicals and Photographs for 1890. London 1891. Fortgesetzt u. d. T.: Index to the periodical Literature of the World . . . 1891— . London [1892—].
230. — ***Cumulative,*** to a selected list of Periodicals. Cleveland 1896—
231. ***Polybiblion.*** Paris 1868— . (o. n. 211). Die „Partie technique" gibt eine Übersicht über den Inhalt der wichtigeren Zeitschriften.
232. ***Poole, W. Fr.*** An Index to the periodical Literature.[3] (1802—81). Boston 1882. Supplement v. *W. Fr. Poole* u. *W. I. Fletcher*. London 1888— .
233. ***Proctor, Rob.*** A classified Index to the Serapeum. London 1897.
234. ***Repertorium, Bibliographisches.*** Berlin 1904— . In: Veröffentlichungen der deutschen bibliographischen Gesellschaft.

Bei den meisten größeren Zeitschriften ist außerdem durch die von Zeit zu Zeit erscheinenden Generalregister die Übersicht über den Inhalt erleichtert.

51. 7) Nachweis der übrigen neuerscheinenden Literatur:

235. ***Accessions-Katalog,*** utgifven af kgl. biblioteket [für die öffentlichen Bibliotheken Schwedens]. Stockholm 1886— .
236. ***Bibliographia*** universalis. Publication coopérative de l' office international de bibliographie. Bruxelles 1897— .
237. ***Bibliographie, Allgemeine.*** Monatliches Verzeichnis der wichtigeren neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur. Hg. v. *F. A. Brockhaus*. Leipzig 1856— .
238. ***Book-Prices*** current. A record of the prices at which books have been sold at auction. London 1886— .
239. — —, ***American.*** New York 1898— .
240. ***Bulletin*** manuel des publications étrangères (acquises par la bibliothèque nationale). Paris 1874— .
241. ***Bullettino*** delle opere moderne straniere acquistate dalle biblioteche publiche governative del regno d' Italia. Roma 1886— .
242. ***Catalogue*** of the accessions to the British Museum Library. London 1880 — .

243. *Catalogue, The english,* of books, comprising the contents of the London and the British catalogues and the principal works published in the U. S. of America. London 1858— .
244. *Fortescue, G. K.* Subiect-Index of the modern works added to the Library of the British Museum. London 1903— .
245. *Georg, Karl* (und *L. Ost*). Schlagwort-Katalog (Literatur seit 1883). Hannover 1889— .
246. *Hinrichs, J. C.* Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Wöchentliches Verzeichnis aller neuen Erscheinungen. — Daraus zusammengestellt: Halbjahrs-Katalog der im deutschen Buchhandel erschienenen Bücher, Zeitschriften, Landkarten usw. Leipzig 1907 (Erstes Halbjahr). 218. Fortsetzung. (Jährlich 2 Bde). — Aus diesen Halbjahrs-Katalogen wird alle 5 Jahre ein systematisches „Repertorium" zusammengestellt.
247. *Index, The annual Literary* . . . Including Periodicals . . . Essays, Book-Chapters . . . with author-index, bibliographies and necrology. Edited . . . by *W. I. Fletcher* and *R. R. Bowker*. New York 1893— .
247a. *Kayser, C. G.* Bücher-Lexikon. Leipzig 1834— . (Von 1750 an).
248. *List, Annual,* of new and important books added to the public Library of Boston. Boston 1898— .
249. *Liste* alphabétique des nouvelles acquisitions [des bibliothèques universitaires de France]. Montpellier 1895— .
250. *Reference-Catalogue, The,* of current Literature. London 1898— .
251. *Répertoire* des ventes publiques cataloguées. Paris 1894 f. Seitdem fortgesetzt v. der Revue biblio-iconographique.
252. *Verzeichnis* der aus der neu erschienenen Literatur von der kgl Bibliothek zu Berlin erworbenen Druckschriften. Berlin 1892— .
253. *Zuwachsverzeichnis* der Bibliotheken in Zürich. Zürich 1898— .

Außerdem werden von den meisten größeren Verlagsbuchhandlungen und Antiquariaten Kataloge und Berichte über Neuerscheinungen und Neuerwerbungen ausgegeben. Für die einzelnen Fächer sind die Bibliographien in den Fachzeitschriften und Jahresberichten zu vergleichen.

52. 8) Schulschriften und Veröffentlichungen gelehrter Gesellschaften:

Das vollständigste Verzeichnis der hieher gehörigen Schriften bietet die Abteilung „Academies" des Catalogue of printed books des British Museum (5 Teile mit zusammen 1018 Spalten und ein Index mit 100 Spalten in Folio. London 1885 f). Eine Auswahl geben *Aug. Boeckh,* Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften (²Leipzig 1886) 52; *Arnim Graesel,*

Handbuch der Bibliothekslehre ([2]Leipzig 1902) 280—2; *Ernst Bernheim*, Lehrbuch der hist. Methode ([3]Leipzig 1903) 245 f u. a. — Für die systematischen Verzeichnisse der einschlägigen Schriften ist außerdem die Fachliteratur der einzelnen Gebiete zu vergleichen (vgl. *Graesel* 282).

254. *Annuaire* des sociétés savantes de la France et de l' Étranger publié sous les auspices du Ministère de l' Instruction publique. Paris 1846. Année 1. — Nicht mehr erschienen. Später fortgesetzt u. d. T.: Revue des sociétés savantes de France et de l' Étranger. Paris 1848. T. 1. Janvier—Février. Später u. d. T.: Revue des sociétés savantes de la France et de l' Étranger, publiée sous les auspices du Ministre de l' Instruction publique et des Cultes. Paris 1856—58. 5 Bde. Fortgesetzt u. d. T.: Revue des sociétés savantes des Départements . . . Paris 1859— .

255. *Annuaire* des sociétés savantes de la France et de l' Étranger, par le Cte *Achmet D' Héricourt*. Paris 1863—66. 3 Bde.

256. *Bericht* über die Schriften, welche die kgl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig seit ihrem Bestehen bis jetzt veröffentlicht hat. Leipzig 1875.

257. *Bittner, J.* Systematisch geordnetes Verzeichnis der Programmarbeiten österreichischer Mittelschulen aus den Jahren 1874—89. Teschen 1890 f. 2 Teile.

258. *Bowker, R. R.* Publications of Societies. A provisional list of the publications of American scientific, literary and other Societies. New York 1899.

259. — — State publications. A provisional list of the official publications of the several states of the U. S. New York 1899— .

260. *Büeler, G.* Verzeichniss der Programmbeilagen der schweizerischen Mittelschulen. Frauenfeld 1890.

261. *Calvary*, Die Schulprogramme und Dissertationen und ihr Vertrieb durch den Buchhandel . . . Nebst einem Verzeichniss der im J. 1863 erschienenen Programme und Dissertationen. Berlin 1864.

262. — Verzeichnisse der Universitäts- und Schulschriften aus den Jahren 1864—68. 5 Teile. Berlin 1865—69.

263. *Catalogue* des dissertations et écrits académiques provenant des échanges avec les universités étrangères et reçus par la bibliothèque nationale. Paris 1884— (jährlich).

264. — des livres publiés en langues étrangères par l' Académie impériale de St.-Pétersbourg. St.-Pétersbourg 1854.

265. — des livres publiés par l' Académie impériale des sciences. St.-Pétersbourg 1876— .

266. — of scientific papers (1800—1873) compiled and published by the royal Society of London. London 1867— .

267. — des thèses et écrits académiques. Paris 1885— (jährlich).

268. *Delaunay, H.* Les sociétés savantes de France. Notes et renseignements. Paris 1902.

269. *Fesenbeckh, Fr.* Das Programmeninstitut im Großherzogtum Baden nebst einer Zusammenstellung sämmtlicher seit 1837 von den badischen Lyceen und Gymnasien veröffentlichten Programmbeilagen. Rastatt 1888.

270. *Hanus, I. J.* Systematisch-chronologisch geordnetes Verzeichniss sämmtlicher Werke und Abhandlungen der kgl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. Prag 1854.

271. *Gruber.* Verzeichniss sämmtlicher Abhandlungen in den auf preußischen Gymnasien erschienenen Programmen von 1825—37 nach dem Inhalt wissenschaftlich geordnet. Berlin 1840.

272. *Gutenäcker.* Verzeichniss aller Programme, welche an den kgl. bayer. Lyceen, Gymnasien und latein. Schulen 1823/24 — 1859/60 erschienen sind. Bamberg 1862. — Fortgesetzt von *J. G. Zeiss* 1860/61 — 1883/84; von *E. Renn* 1884/85 — 1894/95. Landshut 1874—96.

273. *Gutscher, J.* Systematisch geordnetes Verzeichniss des wissenschaftlichen Inhaltes der von den österr. Gymnasien und Realgymnasien in den J. 1850—67 veröffentlichten Programme. Marburg 1868. T. I.

174. *Hahn, G.* Systematisch geordnetes Verzeichniss der Abhandlungen, Reden und Gedichte, die in den an den preuß. Gymnasien und Progymnasien von 1842—60 erschienenen Programmen enthalten sind. Salzwedel und Magdeburg 1854—64. 2 Teile.

275. *Hübl, F.* Verzeichniss derjenigen Abhandlungen und Reden, welche in Mittelschulprogrammen Oesterreich-Ungarns (1850—73) und in jenen von Preußen (1852—72) und Baiern (1863—73) enthalten sind. Czernowitz 1869—74. 2 Teile.

276. *Jahrbuch,* Statistisches, der höheren Schulen Deutschlands, Luxemburgs und der Schweiz. Neue Folge von Mushackes Schulkalender. Leipzig 1880 — (jährlich). Gibt eine systematische Zusammenstellung der von den Gymnasien, Real- und höheren Bürgerschulen Deutschlands und von den Gymnasien Österreichs veröffentlichten Abhandlungen.

277. *Jahresverzeichnis* der an den deutschen Schulanstalten erschienenen Abhandlungen. Berlin 1890 — (jährlich). — Vgl. dazu die Ergänzungen von *E. Roth* in: Zentralblatt für Bibliothekswesen IX (1892) 288 f und *R. Klussmann* ebd. XIV (1897) 137—9; XV (1898) 431—3.

278. — der an den deutschen Universitäten erschienenen Schriften. Berlin 1887 — (jährlich). — Dazu: Sachregister I—V. Berlin 1891.

279. *Jahresverzeichnis* der schweizerischen Universitätsschriften. Hgb. von *C. Chr. Bernoulli.* Basel 1898 — (jährlich).

280. *Inhaltsverzeichnis* der Abhandlungen der kgl. Akademie der Wissenschaften aus den J. 1822—72. Berlin 1873. (Nach den Klassen geordnet).

281. *Josephson, A. G. S.* Avhandlingar ock program utgivna vid svenska ock finska akademier ock skolor under aren 1855—90. Upsala 1892—98.

282. *Klussmann, R.* Systematisches Verzeichnis der Abhandlungen, welche in den Schulschriften sämtlicher an dem Programmaustausche teilnehmenden Lehranstalten von 1876—1900 erschienen sind. Leipzig 1889—1903. 4 Bde.

283. *M. D.* [*B. C. F. de Laverdy*] Tableau général raisonné et méthodique des ouvrages contenus dans le receuil des Mémoires de l'Académie Royale des Inscriptions et Belles Lettres depuis sa naissance jusques et compris l'année 1788 . . . Paris 1791.

284. *Lechner, J. J.* Möglichst vollständiges alphabetisches Verzeichniss der in Deutschland und anderen Ländern herausgekommenen Dissertationen. Nürnberg 1826.

285. *Maire, A.* Répertoire alphabétique des thèses de doctorat ès lettres des universités françaises 1810—1900. Paris 1903.

286. *Milkau, Fritz.* Verzeichnis der Bonner Universitätsschriften 1818 bis 1885. Bonn 1897.

287. *Monatsbericht, Bibliographischer,* über neu erschienene Schul- und Universitätsschriften. Hgb. von *G. Fock.* Leipzig 1890 — (monatlich).

288. *Müller, J.* Die wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften Deutschlands im XIX. Jahrhundert. Berlin 1883—87.

289. *Reiche, S. G.* Geordnetes Verzeichniss des Inhaltes der seit 1825—40 erschienenen Programme der preußischen Gymnasien und einiger Gymnasien anderer deutschen Staaten, welche dem Programmentausche beigetreten sind. Breslau 1840.

290. *Reuss, J. D.* Repertorium commentationum a societatibus litterariis editarum secundum disciplinarum ordinem . . . Gottingae 1801—21. 16 Bde.

291. *Rezière, E. de,* et *E. Chatel.* Table génerale et méthodique des mémoires contenus dans les receuils de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres et de l'Académie des Sciences morales et politiques. Paris 1856.

292. *Tableau* général méthodique et alphabétique des matières contenues dans les publications de l'Académie Impériale des sciences de St.-Pétersbourg depuis sa fondation. St.-Pétersbourg 1872—75. 2 Teile.

293. *Terbeck, J.* Geordnetes Verzeichniss der Abhandlungen, welche in den Schulschriften sämmtlicher an dem Programmaustausche Theil

nehmenden Lehranstalten vom J. 1864—68 erschienen sind. Münster 1868.

294. *Verzeichniss* der Abhandlungen der kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften von 1710—1870 in alphabet. Folge der Verfasser. Berlin 1871.

295. — sämtlicher von der k. Akademie der Wissenschaften seit ihrer Gründung bis zum letzten Oktober 1868 veröffentlichten Druckschriften. Wien 1868.

296. — der Berliner Universitätsschriften 1810—85. Hgb. von der k. Universitätsbibliothek zu Berlin. Berlin 1899.

297. — der an der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg vom Sommersemester 1872 bis Ende 1884 erschienenen Schriften. Straßburg 1890.

298. *Vetter, W.* Geordnetes Verzeichniss der Abhandlungen, welche in den Schulschriften sämmtlicher an dem Programmaustausch theilnehmenden Lehranstalten vom J. 1851—63 erschienen sind. Luckau 1864 f. 2 Teile.

299. *Walther, Ph. A. F.* Systematisches Repertorium über die Schriften sämmtlicher historischen Gesellschaften Deutschlands. Darmstadt 1845.

300. *Wegner, G.* Generalregister zu den Schriften der kgl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften 1784—1884. Prag 1884.

301. *Winiewski, F.* Systematisches Verzeichniss der in den Programmen der preuß. Gymnasien und Progymnasien, welche in den J. 1825 bis 1841 erschienen sind, enthaltenen Abhandlungen, Reden und Gedichte. Münster 1844.

302. *Yearbook* of the scientific and learned Societies of Great Britain and Ireland. London 1884 — (jährlich).

53. 9) Allgemeine Handschriftenverzeichnisse:

Für unseren Zweck mag der Hinweis auf einige Handbücher genügen, in denen ausführlichere Angaben über Handschriftenverzeichnisse zu finden sind:

303. *Becker, G.* Catalogi bibliothecarum antiqui. Bonn 1885.

304. *Blass, Friedr.* in: *Handbuch* der klass. Altertums-Wissenschaft hgb. von *Iwan Müller* I[2]. München 1892. 350—3.

305. *Dictionnaire* des manuscrits per *M. X.*, publié par l' abbé *Migne*. Paris 1853. 2 Bde.

306. *Graesel, Arnim.* Handbuch der Bibliothekslehre. [2]Leipzig 1902. 284—86. — Dazu die Nachträge von *Wilh. Weinberger* in: Mitteilungen des öst. Ver. für Bibliothekswesen VI (1902) 170 f.

307. *Hänel, G.* Catalogi librorum manuscriptorum qui in bibliothecis Galliae, Helvetiae, Belgii, Britanniae M., Hispaniarum, Lusitaniae asservantur. Leipzig 1830.

308. *Katalog* der Handbibliotheken des Katalogzimmers und Lesesaales der k. k. Universitäts-Bibliothek in Wien. Wien 1904. 46—62.
309. *Labbe, Phil.* Nova bibliotheca manuscriptorum librorum. Paris 1653.
310. *Montfaucon, Bern. de.* Bibliotheca bibliothecarum manuscriptorum nova. Paris 1739. 2 Bde.
311. *Oesterley, H.* Wegweiser durch die Litteratur der Urkundensammlungen. Berlin 1885 f. 2 Bde.

Die Kataloge der wichtigsten Bibliotheken und ihrer handschriftlichen Schätze werden auch angegeben in: *Minerva,* Jahrbuch der gelehrten Welt (s. o. n. 32). Für die Handschriften einzelner Schriftsteller und Werke sind zu vergleichen *Aug. Potthast,* Bibliotheca historica medii aevi (s. o. n. 40) und andere Quellennachweise sowie die Literaturgeschichten der verschiedenen Gebiete.

54. 10) Sonstige allgemeine Hilfsmittel:

312. *Büchmann, Georg.* Geflügelte Worte. Der Zitatenschatz des deutschen Volkes gesammelt und erläutert. [22]Berlin 1905.
313. *Cappelli, Adriano.* Lexicon Abbreviaturarum. Wörterbuch lateinischer und italienischer Abkürzungen, wie sie in Urkunden und Handschriften besonders des Mittelalters gebräuchlich sind . . . Leipzig 1901.
314. *Fumagalli, Gius.* Chi l'ha detto? Tesoro di citazioni italiane e straniere di origine letteraria e storica. [4]Milano 1904. Italienisches Gegenstück zu Büchmann.
315. *Grässe, J. G. Th.* Orbis latinus. Dresden 1861. — Praktisch für die Bestimmung der alten lateinischen Ortsnamen.
316. *Katechismen, Webers illustrierte.* Leipzig 1851— .
316a. *Oesterley, H.* Historisch-geographisches Wörterbuch des deutschen Mittelalters. Gotha 1883.
317. *Sammlung* Göschen. Stuttgart (später Leipzig) 1889— .
318. — Kösel. Kompendien des Wissens und der praktischen Weltkunde. Kempten und München 1906— .
319. — von Kompendien für das Studium und die Praxis. Münster 1887— .

§ 2. Quellensammlungen allgemeinen Inhalts

55. Die wichtigsten Quellensammlungen allgemeinen Inhalts finden sich in den Werken von *Julius Petzholdt* (o. n. 38), *August Potthast* (o. n. 40) u. a. zusammengestellt und eingehender beschrieben.

320. *Achéry, Luc d'.* Spicilegium sive collectio veterum aliquot scriptorum . . . Parisiis 1655—77. 13 Bde.
321. *Acta sanctorum* . . . notis illustravit *Joh. Bollandus* . . . Antverpiae etc. 1643—1794. 62 Bde. Editio novissima. Parisiis 1863— — Eine Ergänzung dazu bilden: *Analecta Bollandiana.* Paris etc. 1882— .
322. *Bibliotheca* magna veterum patrum et antiquorum scriptorum Ecclesiae, primo quidem a *Margarino de la Bigne* composita . . . Paris 1654. 17 Bde.
323. — maxima veterum patrum et antiquorum scriptorum ecclesiasticorum (cura *Ph. Despont*). Lugduni Bat. 1677. 27 Bde.
324. — patristica medii aevi seu eiusdem temporis patrologia ab anno 1216 usque ad Concilii Tridentini tempora . . . ad exemplar patrologiae Migne et ad eiusdem patrologiae continuationem. Parisiis 1879 f. Series I. 6 Bde. — Nicht mehr erschienen.
325. — veterum Patrum antiquorumque scriptorum ecclesiasticorum . . ed. *Andr. Gallandus.* Venetiis 1765—81. 14 Bde.
326. — scriptorum graecorum et romanorum Teubneriana. Lipsiae 1849— .
327. — — medii aevi Teubneriana. Lipsiae 1875—93. 9 Bde.
328. *Bouquet, Mart.* Rerum gallicarum et francicarum scriptores. Receuil des historiens des Gaules et de la France. Paris 1738—1876 23 Bde. Neue Ausgabe u. d. T.: Receuil des historiens des Gaules et de la France . . . sous la direction de *Léop. Delisle* Paris 1869—80. 23 Bde.
329. *Canisius, Henr.* Antiquae lectionis tomus 1—6. Ingolstadii 1601—04, Neue Ausgabe u. d. T.: Thesaurus monumentorum ecclesiasticorum et historicorum (ed.) *Jac. Basnage.* Antverpiae (Amstelaedami 1725. 7 Teile.
330. *Collection* de textes pour servir à l' étude et à l' enseignement de l' histoire. Paris 1886— .
331. *Corpus* inscriptionum latinarum consilio et auctoritate Academiae Litterarum Regiae Borussicae editum. Berolini 1863— .
332. — — semiticarum ab Academia Inscriptionum et Litterarum Humaniorum conditum atque digestum. Parisiis 1881— .
333. — scriptorum ecclesiasticorum latinorum editum consilio et impensis Academiae Litterarum Caesareae Vindobonensis. Vindobonae (Pragae, Lipsiae) 1866— .
334. — — — orientalium (ed.) *J. B. Chabot, I. Guidi, H. Hyvernat B. Carra de Vaux.* Romae, Parisiis, Lipsiae 1904— .
335. — — historiae byzantinae. Editio emendatior et copiosior consilio *B. G. Niebuhrii* instituta . . . Auctoritate Academiae Litterarum Regiae Borussicae continuata. Bonnae 1828—78. 49 Bde.



336. *Descriptiones, Palaestinae,* ex saec. IV, V et VI. Hgb. von *Titus Tobler.* St. Gallen 1869.
337. — Terrae Sanctae ex saec. VIII, IX, XII et XV. Hgb. v. *Titus Tobler.* Leipzig 1874.
338. *Fabricius, Joh. Alb.* Bibliotheca ecclesiastica, in qua continentur de scriptoribus ecclesiasticis S. Hieronymus . . . Hamburgi 1718.
339. — — — Bibliotheca graeca sive notitia scriptorum veterum graecorum . . . Hamburgi 1705—28. 14 Bde.
340. — — — Bibliotheca latina. Hamburgi 1697.
341. — — — Bibliotheca latina mediae et infimae aetatis. Hamburgi 1734—46. 6 Bde.
342. *Fragmenta, Historicorum graecorum.* Auxerunt notis *Carolus et Theod. Mulleri.* Parisiis 1841—70. 5 Bde.
343. *Geographi* graeci minores. Rec. *Carolus Mullerus.* Parisiis 1855 bis 1861. 3 Bde.
344. — latini minores. Coll. *A. Riese.* Heilbronn 1878.
345. *Hahn, Sim. Fried.* Collectio monumentorum veterum et recentium . . . geographiam, historiam omnem etc. illustrantium. Brunsvigae 1724—26. 2 Bde.
346. *Hardouin, Jean.* Conciliorum collectio regia maxima. Paris 1675 bis 1715. 11 Tle. in 12 Bdn.
347. *Hugo, Car. Lud.* Sacrae antiquitatis monumenta historica, dogmatica, diplomatica notis illustrata. Stivagii 1725—31. 2 Bde.
348. *Jaffé, Phil.* Regesta Pontificum Romanorum ab condita Ecclesia ad annum p. Chr. n. 1198. Berolini 1851. Editionem secundam correctam et auctam auspiciis *Gulielmi Wattenbach* curaverunt *S. Loewenfeld, F. Kaltenbrunner, P. Ewald.* Lipsiae 1885—88. 2 Bde.
348a. *Inscriptiones* christianae urbis Romae Ed. *Giov. Batt. de Rossi.* Romae 1861— .
348b. — graecae consilio et auctoritate Academiae Litterarum Regiae Borussicae editae. Berolini 1873— .
348c. *Kehr, P. Fr.* Regesta Romanorum Pontificum, iubente regia Soc. Gotting. congessit. Berolini 1906— .
349. *Labbe, Phil.* et *Gabr. Cossart.* Sacrosancta Concilia. Paris 1671 f. 17 Teile in 18 Bdn.
350. *Laurent, J. C. M.* Peregrinatores medii aevi quatuor . . . Lipsiae 1864. Ed. 2. accessit Magistri Thietmari peregrinatio. Ib. 1873.
351. *Lipomanus, Aloys.* Historia de vitis sanctorum. Romae 1551—60. 9 Bde.
352. *Mabillon, Jean.* Acta Sanctorum ordinis S. Benedicti. Lutetiae Par. 1668—1701. 9 Bde.
353. — — Museum italicum seu collectio veterum scriptorum ex bibliothecis italicis eruta. Parisiis 1687—89. 2 Bde.

354. — — Vetera analecta. Parisiis 1675—85. 4 Bde.
355. *Mai, Ang.* Scriptorum veterum nova collectio e Vaticanis codicibus. Romae 1825—38. 10 Bde.
356. — — Spicilegium Romanum. Romae 1839—44. 10 Bde.
357. *Mansi, Giov. Dom.* Sacrorum Conciliorum nova et amplissima collectio. Ed. novissima. Florentiae et Venetiis 1759—98. 31 Bde.
358. *Martene Edm.*, et *Ursinus Durand.* Veterum scriptorum et monumentorum historicorum, dogmaticorum, moralium amplissima collectio. Parisiis 1724—33. 9 Bde.
359. — — — — Thesaurus novus anecdotorum . . . Lutetiae Parisiorum 1717. 5 Bde.
360. *Matthaeus, Ant.* Veteris aevi analecta. Lugd. Bat. 1698—1710. 10 Bde.
361. *Michel, Chr.* Receuil d' inscriptions grecques. Bruxelles 1900— .
362. *Mombritius, Boninus.* Sanctuarium sive vitae sanctorum collectae ex codicibus manuscriptis, alphabetice digestae. Mediolani s. a. (vor 1480). 2 Bde.
363. *Mommsen, Theod.* Res gestae D. Augusti ex monumentis Ancyrano et Apolloniensi. Berolini 1883.
364. *Monumenta* Germaniae historica inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum, auspiciis Societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit *Georgius Henr. Pertz.* Hannoverae 1826— . Seit 1875 heißt es auf dem Titel statt: auspiciis . . .: Edidit Societas aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi.
365. *Muratori, Luigi Ant.* Anecdota ex Ambrosianae bibliothecae codicibus nunc primum eruta. Mediolani (et Patavii) 1697—1713. 4 Bde.
366. — — Antiquitates Italicae medii aevi. Mediolani 1738—40. 6 Bde.
367. — — Rerum Italicarum scriptores. Mediolani 1723—51. 28 Bde. Nuova ediz. Città di Castello 1902— .
368. *Patrologiae* cursus completus. Cur. *J. P. Migne.* Series I latina. Parisiis 1844—64. 221 Bde. Series II graeca. Parisiis 1857—1886. 161 Bde. — Inhaltsangabe bei *Potthast* I² XCIII—CIX.
369. *Patrologia* orientalis . . . [publ. p.] *R. Graffin, F. Nau.* Paris 1907— .
370. — syriaca . . . accurante *R. Graffin.* Parisiis 1894— .
371. *Pez, Bern.* Bibliotheca ascetica antiquo-nova. Ratisbonae 1723 bis 1740. 12 Bde.
372. — — Thesaurus anecdotorum novissimus. Augustae Vind. et Graecii 1721—29. 6 Bde.
373. *Pitra, Giov. Batt.* Spicilegium Solesmense complectens sanctorum patrum scriptorumque ecclesiasticorum anecdota hactenus opera... Parisiis 1852—58. 4 Bde. Fortgesetzt u. d. T.: Analecta sacra

spicilegio Solesmensi parata. Parisiis (u. a.) 1876—91. 8 Bde. und: Analecta novissima. Typis Tusculanis 1885—88. 2 Bde.

374. *Publications* de la Société de l' Orient latin. Genève (et Paris 1877— .

375. *Receuil* des historiens des croisades publié par les soins de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. Paris 1841— .

376. *Rosweydus, Heribertus.* Vitae patrum . . . [2]Antverpiae 1628.

377. *Ruinart, Theod.* Acta primorum martyrum sincera et selecta . . . Parisiis 1689.

378. *Sammlung* griech. und lat. Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen. Hgb. von *M. Haupt* und *H. Sauppe.* Leipzig 1848— .

379. *Scriptores* historiae Augustae. *H. Jordan* et *F. Eyssenhardt* recensuerunt. Berolini 1864. 2 Bde.

380. *Schriftsteller, Die griechischen christlichen,* der ersten drei Jahrhunderte. Hgb. von der Kirchenväter-Kommission der kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften. Leipzig 1897— .

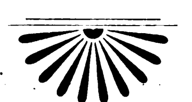
381. *Scriptores, Rerum Britanicarum medii aevi.* (Roll's Series). London 1858— .

382. — Byzantinae historiae. Parisiis 1645—1711. 39 (auch 47 oder 23 oder 27) Bde.

383. *Surius, Laur.* De probatis Sanctorum historiis. Coloniae Agr. 1570—75. 6 Bde.

384. *Sylloge* inscriptionum graecarum. Iterum ed. *G. Dittenberger.* Lipsiae 1898—1905. 3 Bde. und 3 Supplemente.

385. *Textes* et documents pour l' étude historique du christianisme. Publiés sous la direction de MM. *Paul Lejay* et *Hipp. Hemmer.* Paris 1904— .



Vierzehntes Kapitel

Studium und Lektüre

Vgl. *Alexandre Fichet,* Arcana studiorum omnium methodus et bibliotheca scientiarum librorumque earum ordine tributorum universalis. Lugduni 1649 (in: *Petri Lambecii* Prodromus historiae literariae. Lipsiae et Francofurti 1700); *Joachim Fortius* (Starck) Ringelbergius, De ratione discendi. Lugduni Bat. 1622; *Franz Hettinger,* Timotheus ([2]Freiburg 1897) 392—6; *Michael Hetzenauer,* Abschreiben oder Benutzen? Innsbruck 1902; *Hugo de S. Victore,* Eruditionis didascalicae seu de studio legendi libri septem (in: *Migne,* Patr. lat. 176, 739—838); deutsch in: Sammlung der bedeut. pädagog. Schriften XXIII (Paderborn 1896); *Claudii Judde* Documenta de necessitate atque de modo studendi ex gallico in latinum versae. Viennae 1847; *Heinr. Keiter,* Die Kunst Bücher zu lesen. [4]Essen an der Ruhr 1904; *Kern und Stern des Studiums.* Von einem Freunde der studierenden Jugend. Hermeskeil 1899; *Joh. Bernh. Krier,* Das Studium und die Privatlektüre. [5]Freiburg 1904; *Joh. Bapt. Molnar,* De ratione critica legendi libros moderni temporis sine iactura religionis et veritatis libri duo. Posonii et Cassoviae 1776; *Dan. Georg Morhof,* Polyhistor literarius, philosophicus et practicus ([4]Lubecae 1747) II c. 8. p. 406—19; *Dionysii Petavii* Orationes, Oratio 8 (De legendi delectu) et 9 (De discendi ratione) (Parisiis 1620, 248—96); *Ant. Possevino,* Bibliotheca selecta I c. 12 (Quaenam pertineant ad bonorum librorum usum) (Romae 1593, 56—63); deutsch in: Bibliothek der katholischen Pädagogik XI (Freiburg 1901) 486—501; *Franc. Sacchini,* De ratione libros cum profectu legendi libellus. Ingolstadii 1614; *ders.,* De vitanda librorum moribus noxiorum lectione oratio (erschien als Anhang zum vorigen); beide Schriften deutsch in: Bibliothek der kath. Pädagogik X (Freiburg 1898) 157—205; *Ant. E. Schönbach,* Über Lesen und Bildung. [7]Graz 1905; *Jos. Seybold,* Tractatus de prudentia et iurisprudentia (Oeniponti 1727) Pars II fund. II § III p. 34—43; *Charles de Smedt,* Principes de la

critique historique (Liège 1883) 73—82; *Ignatius Weitenauer,* De modo legendi et excerpendi libri duo. Augustae Vind. 1775; *Fr. Xav. Wetzel,* Die Lektüre. ²Ravensburg [1897].

56. Voraussetzungen. Um den Stoff für ein bestimmtes Thema sammeln zu können, muß man zuerst die Quellen kennen, die dafür in Betracht kommen. Die Quellenkunde soll uns diese Kenntnis vermitteln.

Sie kann uns aber nur den Weg zeigen, den wir zu gehen haben. Was die Quellen für unsere Arbeit uns bieten werden, darüber sagt sie uns wenig oder gar nichts. Die Antwort auf diese zweite Frage sollen wir uns selbst durch ernstes Studium suchen.

Es wird sich empfehlen, zuvörderst uns an einige notwendige Voraussetzungen für dieses Studium zu erinnern, um dann einige Bemerkungen für die Praxis zu beachten.

1) Vor allem muß als erste Voraussetzung das Haupt- und Grundgesetz aller wissenschaftlichen Arbeit unverbrüchlich festgehalten werden. Es lautet: Geh zur Quelle selbst und begnüge dich nicht mit einem abgeleiteten Rinnsal.

Mit vollstem Recht wird diese Forderung von den Lehrern alter wie neuer Zeit erhoben und sie muß immer wieder von neuem erhoben werden, weil sie leider von nur zu vielen in neuer wie alter Zeit außer acht gelassen wird. Die Gründe für ihre Berechtigung liegen auf der Hand. Wem hätte nicht schon die eigene Erfahrung hundertfältige Proben vom Mutwillen des Druckfehlerkobolds geliefert? Es möchte fast scheinen, daß er es gerade auf die Quellenangaben und die Verweise auf frühere Schriften ganz besonders abgesehen hat. Wer sich mit solchen Angaben und Verweisen aus zweiter oder dritter Hand begnügt, setzt sich deshalb schon aus diesem Grunde stets der Gefahr aus, mit solch unschönen fremden Federn geziert umherzuwandeln.

Nur zu häufig ist aber, wie *Weitenauer* an einer Reihe von Beispielen zeigt (De modo legendi 81—91), nicht der

Schriftsetzer, sondern der Schriftsteller selbst der Urheber des Irrtums. Durch falsche Auffassung der Worte einer Quellenschrift oder Nichtbeachtung des Zusammenhanges oder der besonderen Verhältnisse, auf die sich diese Worte beziehen, wird nur zu leicht einem Ausspruch ein ganz fremder Sinn unterschoben. Dabei braucht noch längst nicht immer grobe Fahrlässigkeit oder absichtliche Täuschung im Spiele zu sein. Selbst ein sonst sorgfältiger Arbeiter wird sich nicht von derartigen Menschlichkeiten ganz freisprechen können. Wer sich daher kritiklos der Führung eines anderen überläßt und es verabsäumt, überall selbst die Quelle aufzusuchen, wird nur zu leicht von einem blinden Blindenführer auf falsche Bahn geleitet werden. Nur der wird dieser Gefahr entgehen, der die Mühen des Weges bis zur Quelle nicht scheut. Hier haben, wie *Antonio Ballerini* zu sagen pflegte, die Worte des ungläubigen Thomas ihre Berechtigung: „Non credam, nisi videro oculis meis".

Jenes bequeme Sichbegnügen mit einem Auszug, den andere aus den Quellen uns bieten, kann uns selbst der Gefahr aussetzen, nicht einmal den Anforderungen der Gerechtigkeit zu entsprechen. Denn die Quellen und ihre Verfasser haben ein Recht darauf, selbst über ihre Ansicht befragt und nicht nach dem Urteil anderer gerichtet zu werden, die ihnen fern und fremd und vielleicht gar feindlich gegenüberstehen. Von solchen sich über die Meinung eines Autors belehren zu lassen, müßte man mit dem hl. *Augustin* ein höchst verwegenes Vorgehen nennen (De utilitate credendi c. 13. Corpus script. eccl. lat. 25,17).

Doch auch abgesehen von diesen Gefahren fordert die Würde der wissenschaftlichen Arbeit unbedingt ein Zurückgehen auf die ersten Quellen. Wie kann dort von einem Streben nach Erkenntnis und Förderung der Wahrheit die Rede sein, wo man sich damit begnügt, durch fremde Brillen nach ihr zu schauen? Im günstigsten Falle wird die Wissenschaft, wie *Martin Gerbert* bemerkt (Apparatus ad eruditionem theologicam [²S. Blasii 1764] 117 f), stets

auf dem gleichen Fleck stehen bleiben, wenn sie immer bloß nach Kompendien und Auszügen wieder aufgewärmt wird. Zur Förderung der Erkenntnis der Wahrheit reicht ein solches schulmäßiges Lernen in keiner einzigen Frage aus. Da es überhaupt auf ein Prüfen und Feststellen der Tatsachen verzichtet, kann es auf den Namen einer wissenschaftlichen Arbeit ja auch keinen Anspruch erheben.

Obwohl dieses Haupt- und Grundgesetz theoretisch von allen anerkannt wird, bleibt es in der Praxis doch nur zu oft unbeachtet. Wollte man eine Beispielsammlung dafür anlegen, so würde leicht jedes Gebiet eine beliebig große Zahl von Beiträgen dazu liefern. Fehlerhafte Zitate und falsch aufgefaßte Texte gehen von einem Handbuch ins andere über, weil man die Mühe des Suchens nach der Quelle scheut und mit blindem Vertrauen sich der Führung eines Autors überläßt. Nicht selten kann man Jahrhunderte hindurch diesen wenig rühmlichen Prozeß verfolgen. Von Buch zu Buch ging bisher der mißverstandene Text des hl. Johannes Chrysostomus über das Öl aus der ehrwürdigen und köstlichen Lampe der Kirche (Hom. 32 al. 33 in Matth. *Migne*, P. G. 57,384 f) und er wird auf seinem Gang wohl nicht gleich einhalten trotz des Einspruches von *Josef Kern* (De sacr. Extremae Unctionis [Ratisbonae 1907] 29—32; vgl. Zeitschrift für kath. Theol. XXIX [1905] 382—9). Ebenso wird der alte Scholastiker Johannes Maior auch fernerhin noch wohl als Gewährsmann dafür zitiert werden, daß man den unmündigen Kindern die letzte Ölung spenden könne, wie es seit Jahrhunderten geschehen ist (*Kern*, De sacr. Extr. Unct. 307) und die Worte des hl. Chrysostomus: „τῷ ἱερεῖ δεῖξον τὸ ἕλκος“ (Hom. 3 de statuis n. 5. *Migne*, P. G. 49,54) werden wohl noch lange in altüblicher Weise als Zeugnis für die Beichte Geltung behalten, obgleich sie nach dem Zusammenhang auf die brüderliche Zurechtweisung zu beziehen sind (Βούλει διορθῶσαι τὸν ἀδελφόν;).

Am allerwenigsten zu entschuldigen ist dieser Mangel des notwendigen Quellenstudiums bei solchen Werken, die ihrer Bestimmung als Nachschlagebücher entsprechend bequeme Vermittler des Wissens für viele werden sollen. Ist es nicht geradezu unverzeihlich, wenn zB. in der Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, die man als unentbehrliches und in vieler Beziehung vorzügliches Nachschlagewerk immer wieder zur Hand nehmen muß, viele Bearbeiter von Artikeln über katholische Einrichtungen und Anstalten es gänzlich verabsäumen, die eigentlichen Quellen zu Rate zu ziehen, und sich statt dessen mit den einseitigen und unwissenschaftlichen Darstellungen aus zweiter oder dritter Hand begnügen? Wo es sich um einfache geschichtliche Tatsachen handelt, würde man doch beim Zurückgehen

auf die Quellen zu einer richtigeren Erkenntnis und objektiveren Würdigung des gegnerischen Standpunktes gelangen können (vgl. die Nachweise in: Zeitschrift für kath. Theologie XXV [1901] 708—11; XXVIII [1904] 391—93). Aus dem gleichen Grunde ist es sehr zu bedauern, daß man in den bibliographischen Notizen mancher fachwissenschaftlichen Zeitschriften sich auch in allzu häufigen Fällen mit der bequemen Art der Angaben aus zweiter Hand begnügt, statt unmittelbar aus den Quellen zu schöpfen.

2) Gerade beim Quellenstudium drängt sich jedem als zweite Voraussetzung die weitere Forderung auf, seine ganze Kraft in eigener, persönlicher und beharrlicher Arbeit einzusetzen.

Vielleicht mag es dem einen oder anderen fast überflüssig erscheinen, über diese Forderung ein Wort zu verlieren. Die tägliche Erfahrung lehrt aber zur Genüge, daß es nicht ganz unnütz ist, auf diesen Punkt hinzuweisen. Schon der Grund, weshalb das erwähnte erste Haupt- und Grundgesetz vielfach zu wenig beobachtet wird, kann uns davon überzeugen. Denn schließlich ist die wahre Ursache in den meisten Fällen die Scheu vor der notwendigen eigenen Arbeit. Der Weg zur Quelle ist eben nur zu oft ein steiler Bergpfad und viel bequemer ist es, sich mit dem Rinnsal zur Seite des gewohnten breiten Weges zu begnügen.

Für die Notwendigkeit eines Hinweises auf diese Forderung zeugt auch die beschämende Tatsache, daß sich selbst auf wissenschaftlichem Gebiete ein fabrikmäßiger Handelsbetrieb an die Öffentlichkeit wagen kann, der es auf die direkte Umgehung der eigenen persönlichen Arbeit abgesehen hat. Daß einem private Bittschriften aus dem Auslande mit hohem Honorarangebot und mit der flehentlichen Bitte um eine wissenschaftliche Doktordissertation über ein bestimmtes Thema zugehen, wird man zwar nicht loben, aber doch begreiflich finden können und nur den Bittsteller bedauern, dessen Gesuch trotz alles Flehens dem *horror vacui* des Papierkorbes zum Opfer fällt. Aber daß sich sogar im heiligen deutschen Reiche eigene Institute für diesen fabrikmäßigen Unterschleif auf wissenschaftlichem Gebiete bilden und ihre Ware in der Öffentlichkeit an-

preisen dürfen, das mag mancheiner unter den Errungenschaften des zwanzigsten Jahrhunderts wohl kaum vermutet haben.

Der Abgeordnete Dr. *M. Flemisch* macht in der „Allgemeinen Rundschau“ (III [1906] 194 f) auf diese wenig erfreuliche Tatsache aufmerksam. Er nennt drei von diesen wissenschaftlichen Fabriken: das Aufsatzinstitut von Artur Giegler in Leipzig, das für 20 Pfennig per Quartseite einen Aufsatz oder eine Rede über jedes beliebige Thema zu liefern bereit ist; ferner ein Unternehmen, das in der „Bayerischen Lehrerzeitung“ (1906 n. 45 S. 887) „Konferenzarbeiten gut und billig“ empfiehlt; endlich das Anerbieten des Herrn Direktor a. D. Claisé in Breslau, der „zur rite Erwerbung der Doktorwürde jederzeit fertige gute Abhandlungen von bewährten Fachleuten“ zur Verfügung stellen möchte. Ob solche Institute gute Geschäfte machen, entzieht sich leider unserer Kenntnis. Doch schon die Tatsache, daß sie existieren und in der Öffentlichkeit ihre Dienste anbieten, läßt die Mahnung zu ernster eigener Arbeit als nicht ganz überflüssig erscheinen.

Diese Arbeit muß aber notwendig eine beharrliche sein. Eine schöne Arbeit anfangen, ist verhältnismäßig leicht. Für acht oder vierzehn Tage wird die Begeisterung in der Regel wohl ausreichen. Dann aber oder auch schon früher stellen sich die ersten Schwierigkeiten ein. Man muß den Kampf gegen dieselben mit der ganzen Willenskraft aufnehmen, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Statt abzuschrecken, sollen diese Schwierigkeiten erst recht unseren Mut herausfordern und uns in ausdauernder Geduld nicht eher ruhen lassen, als bis sie überwunden sind. „Labor fidissimus comes est“, meint *Alexandre Fichet* mit Recht (Arcana studiorum methodus c. 7 p. 16), „et sponsor fidelissimus, semper habet eventus felices“.

3) Mit dieser Forderung persönlicher und beharrlicher Arbeit hängt die dritte Voraussetzung aufs engste zusammen: G e i z e m i t d e i n e r Z e i t.

Wenn man die Nachrichten über das Leben und die Arbeitsweise jener großen Gelehrten der Vorzeit durchgeht, die mit ihren Werken den Fortschritt der Wissenschaften in unseren Tagen ermöglichten, so wird man wohl ohne Ausnahme bei allen die beiden Punkte wiederfinden: un-

ermüdlich in der Arbeit und äußerst sparsam, ja geizig in der Ausnützung ihrer Zeit.

Eine kleine Blütenlese aus dem „Nomenclator literarius" von *Hugo Hurter* kann dies an einigen Beispielen zeigen[1]). Die Angaben sind den drei Bänden der zweiten Auflage dieses Werkes entnommen (Oeniponte 1892—95), welche die Zeit von 1564—1894 umfassen. Für den ersten dieser Bände, der als „Tomus III" des ganzen Werkes eben in dritter Auflage erschien, füge ich die Seitenangaben dieser Neubearbeitung hinzu.

Fast bei allen großen Männern der Wissenschaft finden wir das Lob, das bei *Leonhard Lessius* (Leys, 1554—1623) mit den kurzen Worten ausgesprochen wird: „Parcissimus erat temporis, laboris pertinax" (I 247; ³III 624). Bei *Francisco Suarez* (1548—1617) wird besonders hervorgehoben, daß er in gewissenhaftester Ausnutzung seiner Zeit jedes unnütze Gespräch vermied und solche Plaudereien „pretiosissimi temporis depraedatores" zu nennen pflegte (I 139; ³III 379); auch die kleinsten sogenannten verlorenen Augenblicke und die Zeit auf notwendigen Reisen wußte er für seine Studien nutzbar zu machen. *Tommaso Vincenzo Moniglia* (1686—1767) gestattete deshalb keinem Besucher den Eintritt in sein Zimmer und wollte lieber den Vorwurf der Unhöflichkeit mit in den Kauf nehmen, als seine kostbare Studienzeit verlieren (III 58).

Allen gemeinsam ist das Bestreben, die für Erholung der körperlichen Kräfte nötige Zeit möglichst zu beschränken, um mehr Stunden für das Studium zu gewinnen. Der große *Cesare Baronio* (1538—1607) pflegte nur 4 oder 5 Stunden zu schlafen und konnte vor seinem Tode versichern, daß er in den letzten dreißig Jahren niemals sich ausgeschlafen habe (I 209; ³III 528). *Pierre Halloix* († 1656) brauchte gleichfalls nur 4 bis 5 Stunden für den Schlaf (I 462; ³III 1099), während *Dionysius Sanmarthanus* (Denis de Sainte Marthe. 1650—1725) sich mit 4 Stunden begnügte und kaum eine halbe Stunde für seine übrige Erholung benützte (II 1165). Ähnlich machte es *François Combéfis* (1605—79) während der letzten 40 Jahre seines Lebens (II 158), *Agostino Franc. Orsi* (1692—1761) war selbst mit 3 bis 4 Stunden Schlaf zufrieden (II 1435) und gar nur 2 Stunden genügten den Gelehrten *François Clément* (1714—93), *Edmond Richer* (1560—1631) und *Herkulan Oberrauch* (1728—1808) (III 343; I 355; [³III 869]; III 707). *Giovanni Batt. Tolomei* (Ptolomaeus. 1653—1726) suchte auf andere Weise die Zeit für längere Studien zu ersparen, indem er von seinem 15. Jahre an zuweilen ganze Nächte durchstudierte (II 994).

---

[1]) Auf die meisten dieser Beispiele machte mich Professor *Hermann von Laak* in Rom zuerst aufmerksam.



Auf solche Weise wußten jene Männer der Wissenschaft sich Tag für Tag ausreichende Zeit für ihre Studien zu verschaffen. Selbst mitten unter den Arbeiten und Sorgen des bischöflichen Amtes fand *Charles du Plessis d'Argentré* (1673—1740), wenigstens wenn er zu Hause war, täglich 7 freie Stunden für seine wissenschaftlichen Beschäftigungen (II 965). *Bernard de Montfaucon* (1655—1741) widmete noch als hochbetagter Greis täglich 8 Stunden dem Studium (II 1378). *Jakob Gretser* (1562—1625) wußte 10 Stunden täglich neben mancherlei anderen Arbeiten für seine gelehrten Werke zu erübrigen (I 297; [3]III 730), 10 bis 12 Stunden *Tomas Sanchez* († 1610) (I 234; [3]III 594), 14 Stunden *Johann Caramuel von Lobkowicz* (1606—82) (II 592). Ebensoviel Zeit verwandte auch *Henri Noris* (1631—1704) auf die Studien von seinem 20. bis 44. Jahre, während er gewöhnlich nur 5 und häufig nur 3 Stunden schlief; er pflegte zu sagen, wer nicht wenigstens 8 Stunden täglich sich mit wissenschaftlicher Arbeit beschäftige, werde im Kreise der Gelehrten nicht viel gelten (II 833 f). *Christian Lupus* (Wolf. 1612—81) harrte selbst 15 Stunden täglich bei seinen Büchern aus (II 515) und der Toulouser Parlamentsadvokat *Jean Baptiste Furgole* (1690—1761 oder 1771) sogar 18 Stunden (II 1528 n. 1). Auch *Joseph de Maistre* pflegte während langer Jahre 12 bis 15 Stunden täglich zu studieren (Stimmen aus Maria-Lach LXVII [1904 II] 309). Aus unseren Tagen sei nur noch ein Beispiel genannt, der Exeget *Laurenz Reinke* (1797—1879), von dem *Franz Hülskamp* bemerkt: „Männer, die bei mehr als 80 Lebensjahren mehr Stunden als Reinke auf das Studium und weniger als er auf Erholung, Vergnügen und Gesellschaft verwendet haben, wird es in allen Zeiten nur sehr wenige geben“ (Literar. Handweiser XVIII [1879 n. 244] 242 f).

Wie bei diesem letzten Gelehrten, so scheint auch bei den meisten übrigen ernste wissenschaftliche Arbeit bei sorgsamster Ausnützung der Zeit auf die Lebensdauer nicht ungünstig eingewirkt zu haben; denn fast ausnahmslos haben die genannten Männer der Wissenschaft ein Alter von 70 Jahren und darüber erreicht. Mag auch ihr Beispiel nicht in allem und von allen nachzuahmen sein, so bleibt es doch für alle eine ernste Mahnung, die Forderung gewissenhaft zu beherzigen: Geize mit deiner kostbaren Zeit, eingedenk des alten Wortes: „*Heu, fugit interea, fugit irreparabile tempus*“.

4) An letzter Stelle sei hier kurz noch eine Voraussetzung erwähnt, mit der wir uns später eingehender zu beschäftigen haben. Es ist die Forderung, mit der Lek-

türe und dem Studium der Quellen das Streben nach selbständiger Beurteilung derselben zu verbinden.

Die Notwendigkeit dieses Strebens brauchen wir nicht erst ausführlich zu beweisen. Ein kritikloses Abschreiben der Quellen ohne das Bemühen, zu einem eigenen Urteil über ihren Wert zu gelangen, kann ja überhaupt auf den Namen eines wissenschaftlichen Quellenstudiums keinen Anspruch erheben. Deshalb war zB. schon *Ignaz Weitenauer* so sehr von dieser Notwendigkeit überzeugt, daß er in der ersten Hälfte seines Werkes „De modo legendi et excerpendi“ (Augustae Vind. 1775) fast ausschließlich die Regeln über die selbständige Kritik des Gelesenen vorlegt und mit Beispielen erläutert.

Im folgenden Abschnitt über die Verarbeitung des gesammelten Stoffes müssen wir näher auf diese Regeln der Kritik eingehen. Hier mag daher der kurze Hinweis auf diese Voraussetzung genügen.

57. Bemerkungen für die Praxis. Weil das Studium der Quellen vor allem eine persönliche Arbeit sein muß, wird auch jeder Arbeiter in der Praxis seinen eigenen Weg sich suchen müssen. Es läßt sich daher auch kein einheitlicher Wegweiser aufstellen, der einem jeden die Richtung und den besonderen Pfad anzeigen könnte, um zum erstrebten Ziele zu gelangen. Wohl aber können einige Bemerkungen für die Praxis dazu behilflich sein, den einzuschlagenden Weg leichter zu finden.

1) Der erste Schritt auf dem Wege wird in der Regel darin bestehen, daß man sich eine Übersicht über die einschlägige Literatur zu verschaffen sucht.

Die allgemeinen und besonderen bibliographischen Hilfsmittel werden diesen ersten Schritt erleichtern. Für den Umfang und die Auswahl der Literatur ist das Thema der Arbeit ausschlaggebend. Wie die genauere Umgrenzung dieses Themas so wird sich auch die nähere Begrenzung der in Betracht kommenden Quellenschriften zum Teil erst

im Laufe der Arbeit ergeben. Es ist daher nicht ratsam, gleich im Anfang allzuviel Zeit und Mühe auf eine möglichst vollständige Zusammenstellung der gesamten Literatur zu verwenden. Die eigentliche Sammelarbeit hat alsbald zu beginnen, nachdem man sich über seine Aufgabe und die wichtigeren Quellenwerke klar geworden ist. Die wünschenswerte Vollständigkeit in Benützung der Quellen wird sich im Verlauf der Arbeit allmählich erreichen lassen.

2) In der Benützung der Quellen ist sodann auf die rechte Ordnung zu achten.

Im allgemeinen fordert dieselbe richtige Unterscheidung und gehörige Reihenfolge. Die verschiedenen Teile der Arbeit sollen zwar nach deren Beendigung zu einem einheitlichen, organischen Ganzen verbunden sich gegenseitig durchdringen und beleuchten und ergänzen. Sie haben aber nicht alle die gleiche Wichtigkeit und können deshalb nicht alle den gleichen Anspruch auf Berücksichtigung während der Sammelarbeit erheben. Man wird daher gut tun, von Anfang an die Haupt- und Nebenfragen nach Möglichkeit zu scheiden und den ersteren die ihnen gebührende größere Aufmerksamkeit auch beim Quellenstudium zuzuwenden.

Hinsichtlich der Reihenfolge ist zunächst das allgemeine Gesetz zu beachten, daß die menschliche Erkenntnis stets vom Bekannteren zum weniger Bekannten fortschreitet und bei der positiven Forschung analytisch-synthetisch vorzugehen hat: *analytisch,* indem vom Konkreten und Besonderen, von den Tatsachen der Erfahrung und der Geschichte und von den Erscheinungen der Außenwelt ausgegangen wird; *synthetisch,* indem bei der Sammlung von Tatsachen die einzelnen Fakta zu einem geschlossenen Kreise so aneinander gereiht werden, daß man daraus den Schluß auf das Abstrakte und Allgemeine ziehen und so das Verständnis von Gesetz und Ursache gewinnen kann (vgl. *Alb. Stöckl,* Lehrbuch der Philosophie I [[8]Mainz 1905] 211 f). Man muß daher bei den hier an erster Stelle in

Betracht kommenden Arbeiten vor allem sein Augenmerk auf die Sammlung von Tatsachenmaterial für seinen Gegenstand richten und dabei von dem Nächstliegenden ausgehen und so Schritt für Schritt weiter vorzudringen suchen.

Je nach der besonderen Art des Themas und dem Charakter der Arbeit kann die Reihenfolge schon beim Studium der Quellen noch etwas genauer bestimmt werden. Handelt es sich bei einem Fragepunkt um die Darlegung der geschichtlichen Entwicklung, so bietet in der Regel die chronologische Folge auch bei den Quellen manche Vorteile; doch läßt sich eine Erscheinung auch auf dem umgekehrten Wege von einem Höhepunkt der Entwicklung aus bis auf ihre ersten Anfänge verfolgen. In jedem Falle wird man aber bei einem solchen wie bei ähnlichen Gegenständen das Ziel des Studiums eher und leichter erreichen, wenn man die nach Zeit oder Ort, nach Personen oder Sachen zusammengehörigen Quellenwerke auch bei der Untersuchung möglichst in der durch den Zusammenhang gegebenen Reihenfolge zu erforschen trachtet.

Würde hingegen die Behandlung irgendeines Textes Zweck und Ziel der Arbeit sein, so käme beim Studium der Quellen zuvörderst die Feststellung des richtigen Wortlautes nach dem Original oder den besten kritischen Textzeugen in Betracht; denn die ganze fernere Arbeit müßte auf dieser Grundlage weiter bauen. Für die Erklärung wären dann der Reihe nach der Wortsinn, die Bedeutung der einzelnen Sätze und Abschnitte und der Inhalt des ganzen Textes und seiner Teile zu untersuchen. Die Fragen über die Entstehung und die Quellen des Textes, den Autor und seine Zeit und die Verhältnisse, die für das tiefere Verständnis des Inhaltes in Betracht kommen, müßten diese Untersuchung begleiten und ergänzen, während die Erörterungen über den etwaigen Einfluß einer Schrift auf weitere Kreise und ihre Benutzung bei späteren Autoren für gewöhnlich auch beim Quellenstudium dem letzten Stadium der Arbeit zuzuweisen sind.

3) Die Lektüre und das Studium der einzelnen Quellenschriften ist je nach dem Charakter und der Bedeutung derselben verschieden zu bemessen.

Daniel Georg Morhof zitiert zur Bestätigung dieser Regel die zutreffenden Worte des *Francis Baco* von Verulam, der sich darüber in seinem 48. „Sermo fidelis“ also äußert: „Sunt libri quos leviter tantum degustare convenit; sunt quos deglutire cursimque legere oportet; sunt denique, sed pauci admodum, quos ruminare et digerere par est: hoc est, libri quidam per partes tantum inspiciendi; alii perlegendi quidem, sed non multum temporis in iisdem evolvendis insumendum; alii autem pauci diligenter evolvendi et adhibita attentione singulari“ (Polyhistor literarius II c. 8 p. 409). Zur letzten Klasse gehören jene Schriften, die sich ausführlich mit dem Gegenstand unserer Arbeit beschäftigen und die als erstklassige Quellen für denselben anzusehen sind. Von solchen Quellenschriften gilt das Wort *Alexandre Fichets* (Arcana studiorum methodus c. 7 p. 17): „Qui fontes invenit, multum et multa legit, cum principiis insint omnia; qui rivulis irretitur licet multis, legendo multa parum aut nihil legit“.

Um daher unnütze Vergeudung der Zeit bei dem Quellenstudium zu vermeiden, ist es notwendig, zugleich mit der Übersicht über die einschlägige Literatur sich auch ein richtiges Werturteil über den Charakter und die Bedeutung der einzelnen Quellen oder wenigstens der wichtigeren unter ihnen zu bilden.

4) Ein Hilfsmittel, um zu diesem richtigen Werturteil zu gelangen, ist in vielen Fällen schon durch die Kenntnis der Person des Autors, seiner Werke und seiner Arbeitsweise geboten.

Freilich ist der Schluß von der Bedeutung des Autors und seiner sonstigen Schriften auf den Charakter eines fraglichen Werkes nicht immer untrüglich und deshalb nicht immer berechtigt. „Quandoque bonus dormitat Homerus.“ In der Regel wird man aber von einem guten Baume auch gute Früchte erwarten können und umgekehrt. Daher ist

es auch für das Quellenstudium von der größten Wichtigkeit, sich stets eine genaue Personen- und Sachkenntnis über die in Betracht kommenden Autoren zu verschaffen.

Wie sehr in dieser Beziehung oft gefehlt wird, selbst wo es sich um ganz bekannte Personen der Gegenwart handelt, zeigen zahlreiche Beispiele zur Genüge. In der von Harnack und Schürer herausgegebenen „Theologischen Literaturzeitung" bemerkte zB. Professor *Viktor Schultze* von Greifswald gelegentlich einer Besprechung des vierten Bandes von Pastors Geschichte der Päpste: „Das Urteil über Luther kann bei einem dem Jesuitenorden angehörenden Historiker nicht überraschen" (XXXI [1906] 323). Der verstorbene Tübinger Professor Franz Xaver von Funk wird von Kanonikus *Salvatore di Bartolo* mit dem Beisatz „dell' Ordine dei Minori" bedacht (Giudizi sovra i Criteri teologici [Torino 1891] 37). Es würde doch nicht gerade tiefe Studien erfordern, um solch krasser Unkenntnis der Personalien eines Autors abzuhelfen.

5) Bei jenen Schriften, die sich ausführlich mit dem Gegenstand der eigenen Arbeit beschäftigen, beginne man mit dem Vorwort und der Einleitung, um über den Charakter, das Ziel und die Grenzen der vorliegenden Untersuchung Aufschluß zu erhalten. Eine Übersicht über den Inhalt und die Ergebnisse sowie den Schluß des Werkes wird dann bald zeigen, ob ein genaueres Studium aller einzelnen Teile desselben für das eigene Thema eine lohnende Ausbeute verspricht. Je nach dem Befund wird man darauf die ganze Schrift oder nur die einschlägigen Kapitel durchzunehmen und die Beweisführung im einzelnen zu prüfen haben.

Bei Werken, die sich nur gelegentlich mit unserer Frage befassen, genügt es in der Regel, die für die eigene Arbeit wichtigen Teile genauer zu studieren und sich ein Urteil über den Wert und den Charakter der Schrift zu bilden.

Ist es von vornherein fraglich, ob eine Quelle für unseren Stoff etwas bieten wird, so bleibt einem die Arbeit des Suchens nicht erspart. Sie kann durch Zuhilfenahme des Inhaltsverzeichnisses und des Registers sowie durch Stichproben erleichtert werden und auch für die kursorische Durcharbeitung solcher Werke bringt längere Übung größere Leichtigkeit und eine gewisse Meisterschaft.

6) Die Würde der wissenschaftlichen Arbeit verlangt es, daß wir uns bei dem Studium der Quellen nicht mit der Übersetzung begnügen, sondern mit dem Werk in seinem Urtext bekannt zu machen suchen, soweit die Grenzen der Möglichkeit es gestatten. Denn jede Übersetzung bleibt doch immer nur ein Hilfsmittel aus zweiter Hand, und mag der Dolmetsch seines Amtes auch noch so gewissenhaft gewaltet haben, sein Werk ist stets nur ein Notbehelf und kann uns nimmer das Original ersetzen.

Ebenso ist es eine berechtigte Forderung wissenschaftlicher Genauigkeit und unter Umständen selbst der Gerechtigkeit, daß wir unter mehreren Auflagen oder Bearbeitungen eines Werkes stets die letzte zu benutzen suchen. Denn diese allein kann bei etwaigen Abweichungen von früheren Ausgaben für die wirkliche Meinung des Verfassers in Anschlag gebracht werden.

In besonderen Fällen können sich selbstverständlich Ausnahmen von diesen Regeln als notwendig ergeben. Zuweilen kann die neue Bearbeitung einer Schrift ein ganz neues Werk sein, neben welchem die frühere Ausgabe als ältere selbständige Arbeit in Betracht kommt. So ist zB. die Neubearbeitung des „Lebens Jesu“ von David Friedrich Strauß aus dem Jahre 1864 ein ganz neues Werk „für das deutsche Volk“, und das frühere „Leben Jesu kritisch untersucht“ behält daneben einen selbständigen Wert. Von den vier Auflagen dieser früheren Schrift aus den Jahren 1835 bis 1840 wird man für gewöhnlich nur die letzte für die endgültige Meinung des Kritikers benutzen dürfen; wo es sich aber darum handelt, die verschiedenen Wandlungen in seinen Anschauungen kennen zu lernen, wird man notwendig die früheren Bearbeitungen seines Werkes zu Rate ziehen müssen. Ebenso kann eine Übersetzung für uns zuweilen selbst wichtiger werden als das Original, wenn eben das Werk des Übersetzers als solches für den Gegenstand einer Untersuchung in Betracht kommt.

7) Auf die ganz praktische Frage, wie man denn die ganze notwendige Literatur sich verschaffen soll, läßt sich

im allgemeinen nur erwidern, daß jeder sich mit einer größeren Bibliothek in Verbindung setzen und mit den Hilfsmitteln, die ihm dieselbe bietet, möglichst vertraut machen muß. Bei dem ausgedehnten Leihverkehr, in dem die meisten öffentlichen Bibliotheken untereinander stehen, ist es verhältnismäßig leicht gemacht, auch jene Werke zu erhalten, die nur in auswärtigen Büchersammlungen vorhanden sind.

Doch wird ein ersprießliches Arbeiten auf die Dauer nicht möglich sein, wenn der einzelne Arbeiter nicht das nötige eigene Werkzeug leicht zu seiner Verfügung hat. Die einmaligen Auslagen, die dazu erforderlich sind, dürften für gewöhnlich die Kräfte des einzelnen nicht übersteigen. Für ein kleines Spezialgebiet wird sich auch die allmähliche Anschaffung der einschlägigen Fachliteratur in den meisten Fällen ermöglichen lassen. Nur für die ausgedehnte periodische Literatur und die kostspieligen großen Bibliographien und Quellensammlungen bleibt man in der Regel auf die Benützung einer größeren öffentlichen Bibliothek angewiesen.

8) Die Sammlung des Stoffes aus den Quellen und seine Benützung für eine wissenschaftliche Arbeit wird schließlich nur dann praktisch durchführbar sein, wenn man sich gewöhnt, mit der Feder in der Hand zu lesen und eine gutgeordnete Sammlung von Auszügen und Bemerkungen anzulegen.

Man bezeichnet solche Stoffsammlungen gewöhnlich mit dem Namen „Kollektaneen“. Die Wichtigkeit und Schwierigkeit des Gegenstandes macht eine eingehendere Behandlung desselben notwendig.



Fünfzehntes Kapitel

Kollektaneen

Vgl. *J.-M. Besse,* Les études ecclésiastiques d'après la méthode de Mabillon ([3]Paris 1902) ch. 11 p. 95—108; *Jeremias Drexel,* Aurifodina artium et scientiarum omnium; excerpendi sollertia omnibus litterarum amantibus monstrata. Monachii 1638; *Alexandre Fichet,* Arcana studiorum methodus (Lugduni 1649, 8—10, 26—67) L. I c. 3 Appendix: Methodus locorum communium; L. II: Idea communium locorum; *C. Frank,* Die Anlage einer Exzerptensammlung (Bibliothek für Volks- und Heimatkunde. Sonderheft zu den „Deutschen Gauen“ VI Lief. 7. Doppelheft 113 und 114. August 1905); *Jos. Jouvancy* (Juvencius), De ratione discendi et docendi P. I c. 3 art. 1 (Veronae 1856. 52 f); *Heinr. Keiter,* Die Kunst, Bücher zu lesen II ([4]Essen 1904, 7—10); *Joh. Bernh. Krier,* Das Studium und die Privatlektüre T. II K. 5 n. 5 ([6]Freiburg 1905, 336—40); *Jos. Loos,* Ein Beitrag zur Lösung der Collectaneen-Frage [Selbstverlag. 1885]; *Jean Mabillon,* Traité des études monastiques T. II c. 14 (ed. lat. *Jos. Porta* [[2]Venetiis 1729] 202—7); *Dan. Georg Morhof,* Polyhistor literarius T. I L. 3 ([4]Lubecae 1747, 559—714); *Vinz. Placcius,* De arte excerpendi. Holmiae et Hamburgi 1689; *Francesco Sacchini,* De ratione libros cum profectu legendi c. 10—13 (deutsch von *Jos. Stier* in: Bibliothek für kath. Pädagogik X [Freiburg 1898] 175—84); *Sammelbuch* für Seelsorger. S. l. e. a. (hergestellt in der Anstalt Ursberg in Schwaben); *Joh. Stobaeus,* Loci communes sacri et profani . . . Francofurti 1581; Über *Tagebücher* zur Beförderung der Kenntniss und Bildung des Herzens und Verstandes. München 1813; *Juan Luis Vives,* De disciplinis III c. 3 (Bibliothek der kath. Pädagogik VIII [Freiburg 1896] 243 f); *Ign. Weitenauer,* De modo legendi et excerpendi L. II (Augustae Vind. 1775) 365—765; *Fr. Xav. Wetzel,* Die Lektüre ([2]Ravensburg [1897]) 93—100. — Eine Reihe älterer Schriften über Kollektaneen werden angeführt bei *Vinz. Placcius* p. 8—14 und *D. G. Morhof* I 561 f.

58. *Notwendigkeit und Nutzen.* „Um wahre Wissenschaft zu erlangen, muß man nicht die Bibliothek mit Büchern, sondern den Geist mit Kenntnissen bereichern, nicht ganze Bände voll Auszüge schreiben, sondern sich alles Wissenswerte einprägen, das man hört oder liest" (*Sacchini* 176). Diese richtige Erwägung hat zu dem Trugschluß Anlaß gegeben, die schriftlichen Aufzeichnungen bei der Lektüre seien als eine zwecklose oder gar schädliche Arbeit zu verwerfen.

Auf eine eingehendere Widerlegung solcher Meinungen können wir hier verzichten. Bücher und Auszüge machen zwar nicht die wahre Wissenschaft aus; sie sind aber in vielfacher Hinsicht ein notwendiges Mittel, um sich die wahre Wissenschaft zu erwerben. Die meisten der angeführten älteren Autoren geben eine lange Reihe von Gründen an, um diese Notwendigkeit zu beweisen. Für die Notwendigkeit und den Nutzen der Kollektaneen im allgemeinen lassen sich diese Gründe in die drei Punkte zusammenfassen: die Auszüge aus dem Gelesenen zwingen zu größerer Aufmerksamkeit bei der Lektüre: sie verhelfen zu einem besseren Verständnis und zu leichterer Aneignung des Inhaltes; sie sind die beste Stütze unseres schwachen und unsicheren Gedächtnisses. Der letzte Grund kann für sich allein vollkommen genügen. Er war auch für den hl. *Augustinus* der entscheidende Beweggrund zu manchen Aufzeichnungen: „Propter memoriam, quae infida custos est excogitatorum, referri in litteras volui, quod inter nos saepe pertractavimus" (Contra Academicos II c. 9 n. 22. *Migne*, P. L. 32,930). Die Unzuverlässigkeit dieses Wächters im Behüten der anvertrauten Schätze wird jedem durch die eigene Erfahrung nur zu oft bestätigt. Möge er nicht zu spät die Klage des *Casaubonus* wiederholen müssen: „Dolet mihi quod multa legerim in nostra bibliotheca, quae iam pridem in adversaria mea [d. i. in die Kollektaneen] non retuli" (Epist. 309 bei *Morhof* I 560 n. 6) oder die des *Johannes Sturm* (bei *Morhof* l. c.): „Sed ego non feci et dolet me non fecisse, atque utinam monitus fuissem a

praeceptoribus, ut hoc facerem: utilior vobis esse possem hoc tempore quam sum". Ähnliche Klagen sind ja auch aus unserer Zeit zB. von *Eduard Meyer* u. a. bekannt.

Schon für jedes Studium kann man mit *Jeremias Drexel* die Notwendigkeit der Kollektaneen durch das Beispiel und Zeugnis der Gelehrten aller Stände und aller Zeiten bestätigen und sagen: „paene omnium eruditorum vocibus et exemplis excerpta et notas commendari, immo hoc genus industriae tam esse necessarium, ut eo neglecto vix ullus sit ad eruditionem solidam accessus" (Aurifodina I c. 7 p. 66). Von jeder Lektüre gilt das Wort desselben Autors: „Legere et nihil selegere meo iudicio neglegere est" (ebd. I c. 1 p. 2). Wer bloß liest, unterscheidet sich von dem, der liest und Aufzeichnungen für seine Kollektaneen macht, wie der Schmetterling von der Biene. Beide fliegen umher von Blume zu Blume und besuchen die gleichen duftenden Kräuter und holen sich aus den gleichen Gärten und Auen ihre Nahrung. Der Schmetterling trägt aber nichts heim, während die Biene in ihren Waben mit unermüdlicher Kunstfertigkeit den köstlichen Honig und das nutzbringende Wachs bereitet und mit der Sorge für das eigene Bedürfnis hundertfachen Nutzen für den Menschen zu schaffen weiß. Nur die reichgefüllten Honigwaben der Kollektaneen ermöglichen es, zugleich sich und anderen Genuß und Freude und reichen Nutzen zu bringen (vgl. *I. Weitenauer,* De modo legendi et excerpendi II c. 1 p. 367 f). Nur so vermag der Gelehrte als ein Schüler des Himmelreiches gleich einem klugen Hausvater aus seiner Vorratskammer Altes und Neues hervorzubringen (Matth. 13,52).

Was aber schon von jedem Studium gilt, hat bei den positiven wissenschaftlichen Forschungsarbeiten doppelte und dreifache Berechtigung. Es wäre geradezu Torheit, sich bei einem solchen Arbeitsfeld für die überall zu erwartende reiche Ernte auf die kleine Scheuer des Gedächtnisses verlassen zu wollen. Wem die mit flüchtiger Hand erhaschte Garbe zu seiner Ernte genügt, der möge immerhin auf die mühsame Arbeit der Kollektaneen ver-

zichten. Er wird sich aber auch die harten Worte des alten *Drexel* gefallen lassen müssen: „Licebit quidem non excerpere, sed licebit etiam plurima nescire, innumera oblivisci, paene omnia incassum legere; licebit tempus frustra terere et optimas horas pessime perdere", und sich jenen anschließen, als deren Wahlspruch er die Worte anführt: „Lectores esse otiosi volumus: ita dum alimus desidiam, fovemus ignorantiam" (Aurifodina I c. 9 p. 93; I c. 10 p. 108). „Adversus hunc torrentem obluctari fatuum est", dürfen wir mit dem gleichen Autor beifügen (ebd. p. 93).

59. Gegenstand. Die erste Frage bei der Anlage einer Stoffsammlung bezieht sich auf den Gegenstand: Was soll man für die Kollektaneen aufzeichnen.

Für die Beantwortung dieser Frage im einzelnen muß zunächst wiederum das Thema und der besondere Zweck einer Arbeit den Ausschlag geben. Denn von diesem Ziel des Studiums wird in jedem einzelnen Falle das Urteil beeinflußt, ob etwas aus den Quellen als beachtenswert aufzuzeichnen ist oder nicht. So wird die gleiche Quellenschrift für eine philologische Frage eine ganz andere Ausbeute gewähren als für eine historische oder philosophische oder theologische Erörterung.

Gewisse allgemeine Gesichtspunkte werden aber hinsichtlich des Gegenstandes von jedem Sammler beachtet werden müssen. 1) Schon *Aulus Gellius* (um 130 n. Chr.), auf den auch Sacchini und Drexel hinweisen, tadelt in der Vorrede zu seinen „Noctes Atticae" das Vorgehen mancher Vielschreiber, die nur auf den großen Haufen und nicht auf den inneren Wert ihrer Aufzeichnungen schauen und urteilslos allen möglichen Kehricht zusammenbringen: „Namque illi omnes, et eorum maxime Graeci, multa et varia lectitantes, in quas res cunque inciderant, alba ut dicitur linea sine cura discriminis solam copiam sectati converrebant" (Noct. Att. Praef. 11). Als Beispiel eines solchen kritiklosen Sammeleifers führt er später einen Mann aus seinem Bekanntenkreise an, der eines Tages ihm mit einem

riesigen Bande seiner Kollektaneen eine Freude habe machen wollen. „Accipio cupidus et libens, tamquam si copiae cornu nactus essem: et recondo me penitus, ut sine arbitris legam. At quae ibi scripta erant, pro Iupiter! mera miracula: quo nomine fuerit, qui primus grammaticus appellatus est, et quot fuerint Pythagorae nobiles, quot Hippocratae“ etc. Als er von diesem Inhalt des Bandes Kenntnis genommen, habe er ihn schleunigst dem gütigen Geber zurückgestellt (L. 14 c. 6).

Als erste Regel für die Wahl des Gegenstandes der Stoffsammlungen wird man mit diesem alten römischen Gewährsmann festhalten können, daß dieselbe mit weiser Mäßigung und umsichtigem Urteil zu geschehen hat. Nicht alles irgendwie Bemerkenswerte soll aufgezeichnet werden, sondern nur das Hervorragendste und Zweckdienlichste. Dabei wird die richtige Einschätzung des Wertes der verschiedenen Quellenschriften einen guten Fingerzeig für die Bestimmung des rechten Maßes bei den Auszügen aus denselben geben können.

2) Weiterhin ist bei den Aufzeichnungen darauf zu achten, wie weit die Arbeit des Sammelns durch zuverlässige bibliographische und andere Hilfsmittel erspart oder erleichtert wird. So mochte man es in früheren Zeiten der Mühe wert erachten, und der eine oder andere der älteren Autoren macht insbesondere auf diesen Gegenstand für die Kollektaneen aufmerksam, dem Ursprung und ersten Auftauchen beliebter Sprichwörter und Redensarten nachzuforschen. Auch für uns behält dieser Gegenstand sein volles Interesse. Es wäre aber jetzt eine unnütze Vergeudung von Zeit und Mühe, das was *Georg Büchmann* in seinen „Geflügelten Worten“ uns bietet, erst noch durch eigenes Suchen zusammentragen zu wollen.

Hier und überall heißt es also, die einschlägigen bibliographischen und literarischen Hilfsmittel kennen und brauchen lernen, um seine ganze Zeit und Kraft jenen Gegenständen zuzuwenden, bei denen die eigene Arbeit einzusetzen hat. Gegebenen Falls wird man dann durch eine Blütenlese von

Berichtigungen und Nachträgen seinen Dank dem Verfasser abstatten können, der einem den eigenen Weg hat bahnen helfen.

3) Man wird sodann bei diesen Hilfsmitteln wie bei den Quellen sich fragen müssen, ob eine Schrift späterhin einem leicht zur Verfügung steht oder nicht. Bei solchen Büchern, die man stets leicht zur Hand haben kann, wäre es wiederum verlorene Zeit und Mühe, sich lange Auszüge zu machen und damit die Schatzkammern seiner Kollektaneen zu füllen. Kurze Hinweise werden in der Regel vollauf genügen.

Hingegen darf man sich bei selteneren und schwer zugänglichen Werken die Mühe längerer Auszüge nicht verdrießen lassen. Bei diesen wird man möglichst alles für den eigenen Zweck Brauchbare aufzeichnen und der Stoffsammlung einverleiben.

4) Für die Aufzeichnungen eignen sich im allgemeinen die verschiedenartigsten Gegenstände. Literaturangaben sind in der Regel sehr wertvoll, besonders über solche Fundorte, auf die man durch die allgemeinen Hilfsmittel nicht so leicht aufmerksam wird, wie gelegentliche Bemerkungen und Ausführungen in Büchern und Zeitschriften, die scheinbar dem Gegenstand unserer Arbeit ferne stehen, oder aus solchen Gebieten, die erfahrungsgemäß von der fachwissenschaftlichen Bibliographie weniger berücksichtigt werden. Eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse und Beweise eines Buches nebst Angabe des Werturteils, das man bei der Lesung desselben sich gebildet hat, wird oft nützlich sein. Beobachtungen über die Vorzüge und Nachteile der Disposition und des Beweisganges sowie auch der Darstellung und der äußeren Form einer Schrift können als Winke für die eigene Arbeit einen Platz in der Stoffsammlung verdienen.

Von Einzelheiten sind besonders solche Gedanken zu beachten, die einen mehr als gewöhnlichen Eindruck machen und tiefer in das Verständnis eines Gegenstandes einführen können. Auch an dem Schmuck der Darstellung, schönen

Bildern und Vergleichen, packenden Beispielen und markigen Sentenzen wird man nicht achtlos vorübergehen.

Die Hauptsache bei dem Gegenstand der Stoffsammlung bleibt aber stets, das für den eigenen Zweck dienliche Tatsachenmaterial möglichst lückenlos aus den besten Quellen zusammenzutragen.

5) Entsprechend dem allgemeinen Begriff der wissenschaftlichen Quellen wird man auch dem Gegenstande der Kollektaneen nicht die engen Grenzen von kürzeren oder längeren Auszügen aus alten und neuen Schriftwerken bestimmen dürfen. Wie man bei einer geschichtlichen Arbeit alles, was irgendwie zu den Überresten oder zur Überlieferung hinsichtlich einer Tatsache gehört, für die Erforschung des wahren Sachverhaltes zu berücksichtigen hat und deshalb bei der Stoffsammlung beachten muß, so darf auch bei jeder anderen Frage nichts außer acht gelassen werden, das für die Feststellung des Tatbestandes von Nutzen sein kann.

Deshalb gehören zur Stoffsammlung auch kurze Aufzeichnungen über Beispiele aus dem Leben, Tatsachen aus eigener oder fremder Erfahrung, Beobachtungen und Erlebnisse beim Besuche denkwürdiger Orte u. dgl. Ebenso kann es nützlich sein, die gelegentlichen Früchte des eigenen Nachdenkens über den Inhalt und die Form, die Einteilung und Ausführung einer Arbeit oder einzelner Teile derselben aufzuzeichnen und in den Kollektaneen aufzuheben. Solch gelegentliche Früchte sind nicht immer die schlechtesten; denn die Tätigkeit des Geistes ist nicht wie der Gang der Maschine an das Öffnen des Dampfhahnes oder den Kontakt mit dem elektrischen Strome gebunden: „Spiritus ubi vult spirat".

6) Einen Platz in der Stoffsammlung verdienen auch kleine oder größere Ausschnitte aus Tagesblättern oder aus Prospekten, Preislisten, Bücherverzeichnissen u. dgl.

Ebenso werden Flugblätter, Sonderabdrücke aus Zeitschriften und Sammelwerken, kleine Broschüren und Pro-

gramme und ähnliche Erscheinungen, die man in seiner Bibliothek nicht gerne als selbständige Nummern einreihen möchte, für den eigenen Gebrauch oft am sichersten und besten in den Kollektaneen aufbewahrt. Daß größere Bibliotheken, die den Wünschen und Interessen vieler Leser zu entsprechen haben, in der Behandlung solcher Detailwaren andere Wege gehen, kann natürlich dieser Weisung keinen Eintrag tun.

60. Form der einzelnen Aufzeichnungen. Bei der weiteren Frage nach der Form und Beschaffenheit der einzelnen Aufzeichnungen sehen wir zuvörderst noch ab von der Einrichtung und Ordnung der ganzen Stoffsammlung. Wir haben hier bloß jene Punkte im Auge, die bei jeder Art der Anlage Beachtung verdienen.

1) Das Hauptererfordernis hinsichtlich der Form der einzelnen Aufzeichnungen ist peinlichste Genauigkeit.

Wer sich nicht von vorneherein beim Sammeln des Stoffes an diese edle und allen erreichbare Standestugend des wissenschaftlichen Arbeiters gewöhnt, wird sie später nie mehr erwerben. Sie ist eben eine Sache langer Gewöhnung, eine Frucht ernster Schulung, die uns nicht im Verlauf der Arbeit von selbst in den Schoß fällt. Nur wer den Feigenbaum pflegt, kann gute Frucht von ihm erwarten.

Wir werden uns später eingehender mit dieser edlen „Akribia“ zu beschäftigen haben. Denn sie tritt erst bei der Darstellung des gesammelten Stoffes auf das eigentliche Feld ihrer Wirksamkeit und kann daher bei der Behandlung dieses späteren Abschnittes einen Ehrenplatz beanspruchen. Hier mag der Hinweis darauf genügen, daß auch die einzelnen Aufzeichnungen für die Kollektaneen den Stempel peinlichster Genauigkeit tragen sollten. Die größere Mühe, die damit namentlich im Anfang verbunden ist, die aber später kaum noch als Mühe empfunden wird, bringt sicher dreißig- und sechzig- und hundertfältige Frucht.

2) Aus dieser Hauptforderung ergibt sich im einzelnen als erste notwendige Eigenschaft jeder Aufzeichnung, daß

sie die sachliche Bemerkung mit allen nötigen Angaben klar und bestimmt enthalte.

Ob die Bemerkung die Form eines eigentlichen Zitates oder eines zusammenfassenden Auszuges oder eines kurzen Hinweises haben soll, muß aus der Beschaffenheit des Gegenstandes und seiner näheren oder entfernteren Beziehung zum Thema, aus dem Wert und der Bedeutung der Quelle und aus der größeren oder geringeren Zugänglichkeit derselben entschieden werden.

3) Außer der Sache muß auch der Fundort mit der ganzen Genauigkeit und Bestimmtheit angegeben werden, die für ein wissenschaftliches Zitat erfordert wird.

Bei der ausführlichen Behandlung der Zitate werden diese Forderungen genauer zu erörtern sein. Im allgemeinen ist es ratsam, stets Namen und Vornamen des Autors, den unveränderten Haupttitel des Werkes, Ort und Jahr des Erscheinens und die genaue Seitenangabe mit der Anfangs- und Schlußseite zu notieren. Sind aus dem gleichen Werke eine größere Zahl von Aufzeichnungen zu machen, so empfiehlt es sich, wenigstens einmal den vollen Titel der Schrift und nach Umständen die Abkürzung oder das Sigel für dieselbe anzugeben. Bei den einzelnen Aufzeichnungen kann man dann durch abgekürztes Zitieren oder Anwendung des Sigels Zeit ersparen.

Die Behandlung der Zeitschriften und Sammelwerke und andere Einzelheiten kommen später zur Sprache.

4) Bei jenen Aufzeichnungen, die sich auf Erfahrungen aus dem Leben oder Ergebnisse des eigenen Nachdenkens beziehen, tritt an die Stelle des Fundortes die Angabe von Zeit und Ort für jede Beobachtung. Wie weit die gleichen genaueren Bestimmungen von Zeit und Ort auch bei anderen Notizen von Nutzen sein können, wird jeder nach den Umständen und nach seinem besonderen Zweck sowie nach seiner Erfahrung zu bemessen haben.

5) Bei Zeitungsausschnitten, Sonderabdrücken und ähnlichen Teilen eines größeren Ganzen versäume man niemals, den vollen Titel des Blattes oder der Zeitschrift oder

des ganzen Werkes nebst Datum und Nummer oder Band und Jahrgang sowie die Seitenzahlen genau anzugeben. Ohne diese Bestimmungen verlieren solche Materialien gänzlich oder doch zum großen Teile ihren Wert und ihre Brauchbarkeit für die wissenschaftliche Benutzung.

Es ist ein sehr bedauerlicher Übelstand, daß selbst hochangesehene Zeitschriften ihren Sonderabdrücken diese Angaben nicht oder nur sehr unvollständig beifügen. Man sollte doch meinen, daß die Rücksicht auf die Forderungen der wissenschaftlichen Form und auf die Ersparnis von Zeit und Mühe für alle Benutzer solcher Separatabzüge gegenüber der buchhändlerischen Berechnung und Bequemlichkeit den Ausschlag geben müßte.

Aus praktischen Rücksichten würde es auch zu empfehlen sein, daß die Seitenzählung des Originals bei diesen Sonderabdrücken unverändert beibehalten würde. Wenigstens dürfte man erwarten, daß bei einer neuen Paginierung auch die im Verlauf der Arbeit vorkommenden Verweise auf frühere Abschnitte derselben nach der neuen Seitenzählung berichtigt werden. Der sprichwörtliche Mangel an praktischem Sinn bei den Jüngern der Wissenschaft brauchte doch durch solche leider nicht ganz seltene Monstra gemischter Seitenzählung nicht immer wieder bestätigt zu werden.

6) Eine andere notwendige Forderung ist bei allen Aufzeichnungen und sonstigen Bestandteilen der Stoffsammlung zu beachten. Sie verlangt, daß jede Notiz und jeder Ausschnitt und alle übrigen Teile mit einem Schlagwort versehen werden.

Die unbedingte Notwendigkeit dieser Forderung liegt auf der Hand. Übersicht und Ordnung und damit Nutzen und Brauchbarkeit der Kollektaneen hängt zum guten Teile von den Stichworten ab. Die Wahl kann zuweilen Schwierigkeiten bereiten, zumal wenn man die eigene Aufgabe noch nicht klar und bestimmt erfaßt hat und ein Gegenstand sich nach verschiedenen Rücksichten hin verwenden läßt. Es wird stets vor allem darauf ankommen, den Hauptinhalt des Gegenstandes oder wenigstens den Hauptpunkt, der mit Rücksicht auf das eigene Thema am meisten in Betracht kommt, im Stichwort klar zum Ausdruck zu bringen.

Für die Praxis ist die genauere Bestimmung des Verfahrens ganz von der allgemeinen Einrichtung und Ordnung der Stoffsammlung abhängig.

61. Einrichtung und Ordnung der Stoffsammlung. *Daniel Georg Morhof* bemerkt bei der Behandlung der verschiedenen Methoden für die Anlage von Kollektaneen zutreffend: „Quemadmodum non eadem vestis vel domus mensura omnibus convenit, sed secundum vitae conditionem, fortunarum amplitudinem vel tenuitatem adornari solet, ita excerptorum plane dispar ratio et forma est" (Polyhistor literarius I 562). Die Kollektaneen sind ja so recht eigentlich Hauptfrucht und hinwieder Hauptmittel der eigenen persönlichen Arbeit. Deshalb werden auch die Wünsche, Bedürfnisse und Anlagen der einzelnen Arbeiter ihnen stets den Stempel der eigenen Persönlichkeit aufdrücken. Wie überall so muß besonders bei der Einrichtung und Ordnung der Stoffsammlung schließlich die eigene Erfahrung für jeden die beste Lehrmeisterin sein.

Man wird aber auch aus fremder Erfahrung lernen können und vielleicht durch diese vor zeitraubenden Umwegen und unnützen Irrwegen bewahrt bleiben. Wenigstens für die Hauptlinien kann sie uns den Weg zeigen. Die genauere Ausführung des Planes bleibt dann dem eigenen Erproben und der eigenen Praxis überlassen.

Sie kennt vorzüglich zwei Arten von Kollektaneenanlagen, auf die sich alle übrigen zurückführen lassen. Man kann sie kurz als Heft- und Zettelmethode bezeichnen.

1) Die Heftmethode. Den Vorzug des höheren Alters hat die Heftmethode. Allem Anscheine nach war sie bei den Gelehrten des Altertums wie des Mittelalters und der neueren Zeit bis zum vorigen Jahrhundert fast ausschließlich im Gebrauch oder doch bei weitem die gewöhnlichere. Die Schreibtafeln, von denen *Caius Plinius Caecilius Secundus* bei der Erwähnung der Exzerpte seines Onkels, des älteren Plinius, redet (Epist. III 5), dienten nur für die ersten Aufzeichnungen während der Reise, die dann später in das eigentliche Sammelbuch eingetragen wurden. Solch ein großes und dickes Sammelbuch erwähnt *Aulus Gellius* in dem früher angeführten Beispiel von einem seiner Bekannten („librum grandi volumine ‚doctrinae omni-

genus', ut ipse dicebat, ,praescatentem'". Noctes Atticae l. XIV c. 6,1). Der ältere Plinius hinterließ seinen Neffen eine Kollektaneensammlung von 160 Bänden, deren Blätter auf der Vorder- und Rückseite ganz enge beschrieben waren, so daß man füglich die doppelte Zahl angeben könnte.[1])

Die späteren Autoren, die sich ausführlicher mit der Anlage von Exzerptensammlungen und der Anleitung dazu befaßten, setzen in der Regel auch die gleiche Heft- oder Buchmethode voraus. So geben zB. *Vives, Possevino, Sacchini, Drexel, Morhof, Mabillon, Jouvancy, Weitenauer* zwar verschiedene Arten der Einteilung und Einrichtung der Sammlung an; sie gehen aber alle von der Heft- oder Buchform als der allgemein üblichen aus.

Die ursprünglichste Form dieser Heftmethode bestand in der einfachen Aneinanderreihung der einzelnen Aufzeichnungen in einem Hefte oder Buche. Durch das Schlagwort, das am Rande bei jeder Eintragung seinen Platz erhält, wird die Möglichkeit einer leichteren Übersicht geboten. Um das Auffinden der gesuchten Bemerkungen noch mehr zu erleichtern, wird ein sorgfältiges alphabetisches Register über die Schlagworte angelegt, das gleichzeitig mit den neu hinzukommenden Eintragungen oder doch von Zeit zu Zeit durch Nachträge vervollständigt werden muß. Statt dieses alphabetischen Verzeichnisses empfiehlt *Francesco Sacchini,* ein zweites Heft anzulegen, das nach bestimmten Abschnitten und Fächern eingeteilt ist, um in demselben alles das in guter sachlicher Ordnung unterzubringen, was im ersten Heft nur der zeitlichen Reihenfolge der Aufzeichnungen nach bemerkt war (Bibl. für kath. Päd. X 182).

Weniger einfach ist die von *Jeremias Drexel* empfohlene Methode. Er teilt alle Aufzeichnungen für die Kollektaneen in drei Klassen, die er mit den Namen *Lemmata,*

---

[1]) C. Plinius Caec. Sec. Epist. III 5: „Electorum commentarios centum sexaginta mihi reliquit, opisthographos quidem et minutissime scriptos: qua ratione multiplicatur hic numerus".

Adversaria und *Historica* bezeichnet. *Historica* sind ihm alle geschichtlichen Beispiele, mögen sie nun ausführlich oder nur kurz notiert werden; *adversaria* sind ausführliche Aufzeichnungen, die nicht zu den geschichtlichen Beispielen gehören; *lemmata* sind kurze Notizen über die Behandlung eines Gegenstandes in irgendeiner Quelle, bei denen nur der Fundort und vielleicht noch ein kurzes Merkwort über die Art der Behandlung angegeben wird. Für jede dieser drei Klassen ist ein eigenes Register erforderlich (Aurifodina II c. 3).

Zur Verbesserung dieser Methode schlägt *Ignaz Weitenauer* eine andere Dreiteilung vor. Zur ersten Klasse gehören nach ihm die *„Adversaria eruditionis variae"*, alle besonderen Tatsachen und Aussprüche, die man in den Kollektaneen aufbewahren will. Seine zweite Klasse nennt er *„Adversaria disciplinarum"*; sie umfaßt alle Bemerkungen, die sich auf irgendein bestimmtes wissenschaftliches oder praktisches Gebiet beziehen. Eine dritte Gruppe bezeichnet er als *„Adversaria eloquentiae sacrae"* und weist ihr den ganzen für die geistliche Beredsamkeit bestimmten Stoff zu. Auch bei dieser Art und Weise läßt sich die notwendige Übersichtlichkeit nur durch einen dreifachen Index erreichen (De modo legendi et excerpendi II c. 3).

In mancher Beziehung praktischer sind die drei Methoden, die *Jean Mabillon* in Vorschlag bringt. An erster Stelle empfiehlt er die einfachste und ursprünglichste Weise der Heftmethode, alles der Reihe nach ohne Rücksicht auf eine alphabetische oder sachliche Ordnung zu notieren. Dabei sollen aber die zusammengehörigen längeren Auszüge über den Inhalt eines ganzen Werkes in eigenen Heften oder Büchern aufgezeichnet werden, damit sie nicht durch die gelegentlichen sonstigen Notizen auseinandergerissen seien. Zur Vermeidung der Mühe des langen Suchens gibt er drei Mittel an: den Inhalt der Kollektaneen allmählich in bestimmten sachlich geordneten Gruppen zusammenzufassen, oder ein alphabetisches Verzeichnis der einzelnen Aufzeichnungen anzulegen, oder am Rande der

einzelnen Eintragungen auf die neu hinzukommenden Notizen über den gleichen Gegenstand unter Angabe der späteren Seite (und Nummer) kurz hinzuweisen. — Seiner zweiten Art liegt die alphabetische Ordnung zugrunde. Die einzelnen Silben werden nach der Reihenfolge des Alphabetes auf je eine oder mehrere Seiten eines größeren Schreibbuches verteilt und oben auf der Seite notiert. Die verschiedenen Aufzeichnungen werden dann nach der Anfangssilbe des Schlagwortes an der gehörigen Stelle des Sammelbuches eingetragen. — Bei der dritten Art ist die sachliche Ordnung maßgebend. Im Sammelheft werden die Seiten je nach Bedarf auf gewisse sachliche Gruppen verteilt, deren Schlagworte auf dem oberen Rande jeder Seite in alphabetischer Reihenfolge vermerkt werden und für die Eintragung der einzelnen Aufzeichnungen maßgebend sind (Traité des études monastiques II ch. 14).

Es ist nicht nötig, auf die sonstigen mannigfachen Variationen der Heftmethode bis zum neuesten „Sammelbuch" oder auf eine Erörterung ihrer Vorzüge und Nachteile einzugehen. Zeitliche, alphabetische und sachliche Ordnung erschöpfen ohnehin die Reihe der Möglichkeiten in den Hauptlinien der Anlage. Für die Praxis der wissenschaftlichen Arbeit hat sich diese Heftmethode nach dem Urteil der allgemeinen Erfahrung nicht bewährt. Für die Stoffsammlung zu wissenschaftlichen Zwecken erfordert sie bedeutend mehr Zeit und Arbeit, ist weniger übersichtlich und viel schwieriger verwendbar als die moderne Zettelmethode. Was sich Gutes und Brauchbares in der alten Weise findet, läßt sich bei dieser neuen Art leicht mit Nutzen verwenden.

Für Anfänger kann vielleicht die einfache Heftmethode noch empfehlenswert scheinen, wenigstens da, wo es sich nicht um wissenschaftliches Arbeiten handelt. Sobald dieses in Frage kommt, dürfte allein die Zettelmethode dauernd sich bewähren. Sie schließt aber keineswegs aus, daß man zB. für zusammenhängende Exzerpte sich auch der Hefte bediene.

2) Die Zettelmethode. Schon *Vinzenz Placcius* handelte in seinem Werk „De arte excerpendi. Vom gelahrten Buchhalten“ ausführlich über das Exzerpieren auf Zetteln (De arte excerpendi c. 2 sectio 5 p. 68—73: De Schedis Excerptorum). Es scheint aber diese Art der Stoffsammlung in früheren Zeiten wenig Anklang gefunden zu haben. Einstweilen blieb die Heft- und Buchmethode überall vorherrschend. Eine Änderung trat erst im neunzehnten Jahrhundert ein, wohl veranlaßt durch den großartigen Aufschwung, den die positive wissenschaftliche Forscherarbeit in dieser letzten Zeit genommen hat. Heute „wird allgemein die Zettelmethode bevorzugt. Sie bietet nach dem Urteil aller, die sie praktisch erprobt haben, die größten Vorteile“ (*J.-M. Besse,* Les études ecclésiastiques d'après la méthode de Mabillon[3] 99).

Freilich muß sich auch bei dieser Methode ein jeder den seinen besonderen Wünschen und Bedürfnissen vollkommen entsprechenden Weg selbst durch eigene Übung und Erfahrung suchen. Und wer ernstlich sucht, der findet. Gewisse gemeinsame Punkte können aber auch hier die Richtung des Weges angeben und das Suchen erleichtern.

Zuvörderst muß man zwei Größen der Zettel unterscheiden. Die erste dient für zusammenhängende Auszüge und alle längeren Aufzeichnungen; die zweite ist für kurze Notizen bestimmt. Nach Umständen kann auch bei den kleineren Zetteln durch Zahlen oder Buchstaben die Reihenfolge äußerlich kenntlich gemacht und die Fortsetzung einer längeren Bemerkung auf mehreren Zetteln ermöglicht werden. Als Grundformat für die größeren Auszüge dürfte am ehesten wohl das gewöhnliche Quart (170: 210 mm) zu empfehlen sein, für die kleineren Bemerkungen entweder die Hälfte (Oktav, 105 : 170 mm) oder der vierte Teil dieses Quartblattes (Sechzehntel, 85: 105 mm). Im allgemeinen ist namentlich für die kleineren Zettel ein etwas stärkeres Papier mit glatt geschnittenem Rande wünschenswert. Aus praktischen Rücksichten ist es ratsam, alle Zettel stets nur einseitig zu beschreiben und bei den

kleineren die Schmalseite als Höhe, die größere als Länge oder Breite zu nehmen. Wer sich der modernen Zettelkasten oder Kartotheken bedienen will (s. u. n. 62), muß sich natürlich auch an die entsprechende Form und Größe der Zettel halten.

Besondere Wichtigkeit hat bei dieser Methode das Schlagwort, da es für die Ordnung und Reihenfolge der Zettel maßgebend ist. Sein regelmäßiger Platz ist bei allen Zetteln der obere Rand, der deshalb nur für die zum Schlagwort gehörigen Notizen benutzt werden soll. Man hat zwei Arten von Schlagwörtern zu unterscheiden, die allgemeinen und die besonderen. Erstere dienen zur Bezeichnung der Gruppen, welche die Abteilungen der Kollektaneen bilden; letztere geben kurz den Hauptinhalt der Aufzeichnung an und sind für den Platz des Zettels innerhalb der Gruppe maßgebend. Das allgemeine Schlagwort wird am besten in der linken Ecke des oberen Randes vermerkt, während das besondere Ordnungswort oben rechts zu stehen kommt.

Für die Wahl des Schlagwortes wird die Übung schon bald die ersten Schwierigkeiten überwinden helfen. Übrigens bietet gerade die Zettelmethode ein sehr einfaches Mittel, um ein schnelles und sicheres Vorgehen in zweifelhaften Fällen zu ermöglichen: auf den Hauptzettel, der die ganze Aufzeichnung unter einem ersten Stichwort enthält, wird auf einem oder mehreren Hinweiszetteln unter einem anderen Ordnungswort kurz verwiesen. Solche Hinweise werden so kurz abgefaßt, als es die Grenzen einer leichten Verständlichkeit erlauben.

Die Gruppenbildung kann besonders im Anfang größere Schwierigkeiten bereiten, solange man das Ziel einer Arbeit und die besondere Aufgabe, die zu lösen ist, noch nicht klar erfaßt hat. Man wird gut daran tun, sich anfangs mit wenigen allgemeinen Gruppen zu begnügen, wie sie durch die verschiedenen Fächer der einzelnen Wissenschaften oder durch die Natur unserer Arbeit geboten werden. Beim weiteren Sammeln werden sich dann diese

Hauptklassen dem Bedürfnis entsprechend von selbst in genauer bestimmte Einzelgruppen zerlegen lassen, ohne daß wir darüber gleich zu Beginn der Sammelarbeit schon klar zu sein brauchen. Sobald man durch die tägliche Übung sich leicht in den für die eigene Arbeit in Betracht kommenden Gruppen auskennt, wird man in den meisten Fällen bei jedem besonderen Gegenstand bald wissen, welcher Abteilung der Kollektaneen er zuzuweisen ist. Zur Ersparung von Zeit und Arbeit kann man dann auf den einzelnen Zetteln auch bloß das besondere Schlagwort angeben, ohne jedesmal die Gruppenbezeichnung zu wiederholen. In zweifelhaften Fällen wird jedoch das allgemeine Ordnungswort am besten auch ausdrücklich notiert. Wenn bei einer Arbeit besonders die zeitliche Aufeinanderfolge in Betracht kommt, wird die Zeitbestimmung die Stelle des allgemeinen Stichwortes vertreten und die kurze Angabe des Inhaltes als besonderes Schlagwort den genaueren Platz innerhalb der zeitlich zusammengehörigen Gegenstände bezeichnen. Die Möglichkeit einer chronologischen Ordnung neben der alphabetischen oder der sachlichen läßt sich auch dadurch erreichen, daß man die Zeitangabe in der Mitte des oberen Randes zwischen dem allgemeinen und besonderen Schlagwort anmerkt. Für einen gegebenen besonderen Zweck können dann die Zettel mit geringer Mühe auch in zeitlicher Reihenfolge verwendet werden.

Die Ordnung und Reihenfolge aller Zettel der Kollektaneen ist zunächst infolge der allgemeinen Stichworte schon entweder eine sachliche oder eine chronologische. Die einzelnen Gruppen werden in der Regel am besten in alphabetischer Ordnung den Kollektaneen einverleibt, wenn nicht besondere Gründe eine zeitliche oder sachliche Reihenfolge als wünschenswert erscheinen lassen. Innerhalb der Gruppen ist es auch am ratsamsten, die Zettel in alphabetischer Ordnung aufzubewahren; Ausnahmen können sich ergeben aus der Rücksicht auf die genaue zeitliche oder sachliche Einordnung aller Aufzeichnungen oder aus allgemein angenommenen und feststehen-

den anderen Reihenfolgen wie zB. bei den vier Evangelien und sonstigen Büchern der hl. Schrift. Ebenso werden solche Aufzeichnungen, die sich auf Kapitel oder Verse oder andere Abschnitte eines Buches beziehen, am einfachsten nach der Reihenfolge dieser Buchteile in der Stoffsammlung ihren Platz erhalten. Bei verschiedenen Notizen über den gleichen Gegenstand und die gleiche Zeit ist der Name des Autors oder das Hauptschlagwort des Titels in alphabetischer Reihenfolge für die Einordnung maßgebend.

Um die notwendige Einheitlichkeit in der Verteilung der Zettel zu bewahren, muß man natürlich die Schlagwörter stets in der gleichen Sprache nehmen und nicht zB. deutsche und lateinische durcheinander mengen. Das Gedächtnis wird seinen Weg bei dem Aufsuchen einer gewünschten Bemerkung viel sicherer und schneller finden, wenn es nur mit Schlagwörtern in einer Sprache zu rechnen hat. Auch werden die zusammengehörigen Bemerkungen nur bei dieser Voraussetzung sich am gleichen Platz zusammenfinden.

Außer den schriftlichen Aufzeichnungen können auch alle übrigen Materialien, die der Aufbewahrung wert erscheinen, bei der Zettelmethode leicht ihren Platz in der Stoffsammlung finden. Kleinere Zeitungsausschnitte und Notizen, die den Umfang der gewöhnlichen Kollektaneenzettel nicht überschreiten, werden am besten auf solche Zettel geklebt und mit Schlagwort und Fundortangabe versehen in die Sammlung eingereiht. Größere Auszüge, Sonderabdrücke u. dgl. werden in gleicher Weise wie die schriftlichen Aufzeichnungen größeren Formates behandelt.

Für solche längere Aufzeichnungen, die zusammenhängend gemacht werden, lassen sich auch statt der Zettel ohne weiteres Hefte verwenden, oder es können die einzelnen Blätter nach Vollendung der Arbeit zu Heften verbunden werden. In derselben Weise lassen sich auch kleinere oder größere Manuskripte leicht am richtigen Platz in der Stoffsammlung aufbewahren.

62. Aufbewahrung der Kollektaneen. In der Frage über die Aufbewahrung der Kollektaneen können wir von der Heftmethode ganz absehen. Denn sie kommt für eigentliche wissenschaftliche Arbeiten als selbständige Sammelmethode kaum noch in Betracht, und wer sich dennoch mit ihr plagen will, wird selbst leicht wissen, wo er mit seinen Sammelheften zu bleiben hat.

Für die Zettelmethode ist die Frage von größerer Bedeutung. Denn von einer guten Aufbewahrung hängt die Aufrechthaltung der Ordnung und die leichte Verwendbarkeit der gesammelten Materialien ab. Sie ist auch die notwendige Bedingung, um viel unnütze Vergeudung von Zeit und Mühe zu vermeiden.

Im allgemeinen können für die Aufbewahrung in Betracht kommen Sammelmappen oder Schachteln oder offene Fächer oder Schubladen oder Kästen und Schränke. Die Sammelmappen sind besonders für die Zettel und sonstigen Sammelobjekte in größerem Format zu empfehlen. Einfache starke Kartonmappen in Quart können für diesen Zweck völlig genügen. Man kann eine oder nach Bedürfnis mehrere für die einzelnen Buchstaben des Alphabetes und besondere für solche Gegenstände nehmen, bei denen der Stoff reichlicher zufließt. Diese Sondermappen können dann entweder als Unterordnungen innerhalb der Hauptgruppe des betreffenden Buchstabens oder auch außerhalb dieser Hauptmappe, aber in unmittelbarem Anschluß an dieselbe ihren Platz in der ganzen Sammlung erhalten. Je nach den Umständen und dem besonderen Zweck einer Arbeit läßt sich diese alphabetische Ordnung hier wie sonst auch in anderer Weise durch eine sachliche oder chronologische ergänzen oder teilweise ersetzen.

Statt der Mappen hat man Sammelbücher in Vorschlag gebracht, die für alle Exzerpte zwischen ihren alphabetisch geordneten Blättern Platz bieten sollen. Schon *Vinzenz Placcius* redete ausführlich „de libris excerptorum", die lose gebunden oder geheftet zur Aufnahme der Auszüge dienen könnten (De arte excerpendi c. 2 sectio 4 p. 63—8). Im 41. Heft der „Bibliothek für Volks- und Heimatskunde", das über die Anlage einer Exzerptensammlung für die besonderen Zwecke des

Vereines „Heimat“ handelt, werden gleichfalls gebundene Exzerptenmappen empfohlen, die nach Bedürfnis durch Exzerptenregale entlastet werden sollen; in diesen erhalten dann die zusammengehörigen Exzerpte in Exzerptenkuverts ihren endgültigen Platz. In der Praxis dürfte diese Art der Aufbewahrung den Vergleich mit anderen Weisen wohl kaum aushalten können. Auch die Arbeitsmethode nach feststehenden Schlagwörtern, zu denen ein langes Wörterverzeichnis als „Schlüssel“ die verschlossene Pforte öffnet, ist für weitere Kreise kaum einwandfrei.

Für die kleineren Zettel, und je nach Wunsch auch für die größeren, wird man vielleicht im Anfang sich mit geschlossenen Schachteln begnügen können. Sie reichen aber auf die Dauer nicht aus und haben für die Praxis manche Nachteile. Am besten dürften sich bei längerem Gebrauch entweder die einfachen offenen Fächer oder eigentliche Sammelkästen oder Sammelschränke mit Fächern oder Schubladen bewähren. Offene Fächer haben den großen Vorzug, daß sie die Übersicht über das gesammelte Material und die bequeme Verwendbarkeit desselben außerordentlich erleichtern. Auch die Herstellung erfordert wenig Mühen und Kosten, da sie vom nächsten besten Tischler in der gewünschten Form und Größe besorgt werden kann. Wenn sie auf dem Studiertisch oder am Schreibpult in praktischer Weise angebracht sind, können sie vielleicht den persönlichen Wünschen mancher Jünger der Wissenschaft vollauf genügen. Dem Übelstand, daß der Staub allzu leicht in die offenen Fächer eindringt, läßt sich durch eine geeignete Schutzvorrichtung leicht abhelfen und vorbeugen.

Trotzdem findet diese Art nicht den Beifall aller Sammler. Manche neigen mehr dem eigentlichen Sammelschrank zu, der in 24 oder mehr Fächern oder Schubladen Raum für die Zettel in alphabetischer Ordnung oder auch für die Exzerpte aus besonders gepflegten Teilen des großen wissenschaftlichen Arbeitsfeldes bietet. Das älteste Beispiel eines solchen Sammelschrankes bietet uns wohl der öfters genannte *Vinzenz Placcius* mit der ausführlichen Beschreibung der „Arca studiorum“ eines Anonymus, die er dann

zu einem großen „Scrinium litteratum" vervollkommnete (De arte excerpendi c. 2 sectio 10 p. 121—59).

Wieder andere suchen die modernsten Erfindungen der Neuzeit auch im Dienste der Wissenschaft nutzbar zu verwenden. Die Anschaffung der bequemen und praktischen Zettelkasten oder Dokumentenordner oder Kartotheken erfordert zwar einen etwas größeren Aufwand von Mitteln. Sie läßt sich aber in den meisten Fällen doch wohl ermöglichen, und wer sich mit diesem ganz modernen Kartensystem befreundet hat, wird es auch für wissenschaftliche Kollektaneen sehr brauchbar finden.

Die neue Welt dürfte in dieser Beziehung einen Vorsprung vor der alten haben. Weiter Verbreitung erfreuen sich namentlich die „Y and E Card Index Systems" der *Yawman and Erbe Manufacturing Company* in Rochester (New York), deren Fabrikate von *Benno Knecht* (Berlin SW 12, Charlottenstraße 78) u. a. in Deutschland verbreitet wurden. Von inländischen Erzeugnissen seien zunächst erwähnt die bekannten Brief- und Dokumentenordner von *Friedrich Soennecken* in Bonn, Leipzig und Berlin (für Österreich-Ungarn vertreten durch *Nestler und Roesler*, Wien, Mühlgasse 20), die auch für Kollektaneen Verwendung finden können. Sammelkasten und Alphabet-Zettelkasten in verschiedenen Ausführungen werden auch von anderen Fabriken geliefert; wir nennen zB. die Etuisfabrik für wissenschaftliche Zwecke von *Theodor Schröter* in Leipzig-Connewitz.

Besondere Beachtung verdient die „Glogowskikartothek" der Firma *Glogowski u. Co.* in Berlin und Wien (I Franz-Josefs Kai 15 und 17). Ähnlich wie Yawman und Erbe stellt auch diese Firma Kasten und Karten in einer ganzen Reihe von verschiedenen Größen, Ausführungen und Anordnungen her, die für wissenschaftliche Kollektaneen praktisch gut verwendbar sind. Die Kasten von verschiedenen Formen und Größen können leicht in beliebiger Anzahl zu einheitlichen bequemen Möbelstücken zusammengestellt werden. Die Karten, die zur Aufnahme der Notizen bestimmt sind (Merkkarten), werden in drei Qualitäten (leicht, mittel und schwer), drei Größen (normal 75 : 125 mm; supra 100 : 150; extra 125 : 200) und vier Farben (weiß, blau, gelb und lachs) geliefert. Durch die sogenannten Leitkarten mit überragenden Fahnen am oberen Rande lassen sich leicht die Hauptgruppen bezeichnen und kenntlich machen, während die Staffelkarten mit kleineren Fähnchen für die Unterscheidung der kleineren Nebengruppen dienen können. Durch kleine Metallzeiger mit federnder Zunge, die auf den oberen Rand der Merkkarten aufgeschoben werden können (Kartothek-Reiter), lassen sich einzelne Karten oder Kartengruppen

vorübergehend zu besonderen Zwecken kenntlich machen. Für 1000 mittelstarke, normale Merkkarten beträgt der Preis 12 Kronen, für einen einfachen Kartothek-Kasten in Eichenholz 14 Kronen.

63. Bemerkungen für die Praxis. Es erübrigt nur noch, einige kleinere Bemerkungen für die Praxis beizufügen.

1) Man sorge zunächst stets für einen guten Vorrat von gleich großen und gut beschnittenen Zetteln oder Karten. Da ein scharf geschnittener glatter Rand für die Aufbewahrung wünschenswert ist, so empfiehlt es sich, die Zettel aus der Fabrik zu beziehen oder mittelst einer Schneidemaschine herstellen zu lassen. Die freien Zettel müssen ihren bestimmten, leicht erreichbaren Platz auf dem Studiertisch haben. Für Bibliotheksbesuche, Studienreisen und ähnliche Gelegenheiten kann man die nötige Zahl von Zetteln in einem Notizbuch oder zwischen zwei schützenden Kartons mit einem Gummiband leicht mitnehmen.

2) Die Aufzeichnungen mache man nicht mit dem gewöhnlichen Bleistift, sondern entweder mit Tinte oder doch mit Tintenstift. Man würde sonst bei längerem Aufbewahren vielleicht üble Erfahrungen hinsichtlich der Lesbarkeit der gesammelten Notizen machen.

3) Die Rücksicht auf leichtere Lesbarkeit und Übersichtlichkeit läßt es auch ratsam erscheinen, wenigstens das Schlagwort stets in Kurrentschrift und nicht stenographisch zu notieren und es durch Unterstreichung hervorzuheben. Ebenso sollten Eigennamen, fremdsprachige Ausdrücke, einzelne wichtige Punkte eher kurrent als stenographisch geschrieben werden.

4) Es ist sehr zu empfehlen, die Zettel stets nur auf einer Seite zu beschreiben und nur für eine Notiz zu verwenden. Eine Ausnahme für den letzteren Punkt würde für gewöhnlich nur dann eintreten, wenn unmittelbar nacheinander zwei Bemerkungen über den gleichen Gegenstand aufzuzeichnen wären, die dann per modum unius auf demselben Zettel vereinigt werden könnten. Ist aber der Zettel einmal in die Sammlung eingereiht worden, so sollte er in der Regel behufs Nachtragung einer neuen Notiz nicht

wieder hervorgesucht werden. Man spart Zeit und Mühe, wenn man frisch für jede neue Notiz einen neuen Zettel nimmt.

5) Zum gleichen Zweck der Ersparung von Zeit und Arbeit wird man gut daran tun, wenn man die neu hinzukommenden Zettel nicht jedes einzelne Mal an dem ihnen zukommenden Platz der Sammlung unterbringt, sondern die Einreihung nur ein oder zweimal in der Woche für alle neuen Zettel gemeinsam vornimmt. Durch einen etwas überstehenden, vielleicht auch anders gefärbten Karton lassen sich die noch nicht eingeordneten Zettel leicht von den übrigen scheiden, wenn man es nicht vorzieht, dieselben zusammen an einem gesonderten Platze vorläufig aufzubewahren. Wem keine Fahnen- und Staffelkarten und keine Kartothek-Reiter für die Absonderung zur Verfügung stehen, erreicht denselben Zweck auf eine sehr einfache Weise, indem er einen Karton von der gleichen Größe wie die gewöhnlichen Zettel mit der Schmalseite als Basis aufstellt, so daß er die auf ihrer Längsseite stehenden Zettel um einige Zentimeter überragt.

6) Auf die gleiche sehr einfache Weise lassen sich auch die Zettelreihen in beliebig viele Gruppen und Unterabteilungen zerlegen. Der überragende Rand dieser quer gestellten Kartons bietet gleichzeitig den geeigneten Raum für die Angabe des allgemeinen Gruppenschlagwortes und die Bezeichnung der Unterabteilungen. Mit den Leit- und Staffelkarten der Kartothek können natürlich ebenfalls die verschiedensten chronologischen, alphabetischen und sachlichen Gruppierungen leicht kenntlich gemacht werden.

7) Es ist keineswegs schon alles getan, wenn man eine recht große „silva rerum“ zusammengebracht hat. Man muß auch mit seinen Schätzen möglichst vertraut sein, um sie bei gegebener Gelegenheit nützlich verwenden zu können. Deshalb ist es ratsam, seine Kollektaneen von Zeit zu Zeit aufmerksam zu durchmustern und zugleich die Ordnung der Gruppen und Zettel zu kontrollieren. Man frischt so das Gedächtnis wieder auf, bessert hie und da einen Ordnungsfehler und freut sich der mühsam erworbenen Schätze.

Dritter Abschnitt

Das Verarbeiten des Stoffes

64. Vorbemerkungen. Nach dem Sammeln des Stoffes ist die Verarbeitung der gesammelten Materialien Gegenstand der methodischen Betrachtung. In der Praxis wird diese Verarbeitung allerdings nicht erst nach Vollendung der ganzen Sammelarbeit einsetzen. Beide Funktionen müssen sich vielmehr gegenseitig durchdringen und fördern, wie schon früher bemerkt wurde. Für die theoretische Betrachtung ist aber eine getrennte Behandlung der beiden Punkte unerläßlich.

Mechanische Regeln lassen sich auch für diesen Teil der wissenschaftlichen Arbeit nicht aufstellen. Denn hier wie sonst gibt das eigene persönliche Eindringen in den Gegenstand der Arbeit den Ausschlag und je nach der besonderen Art und Beschaffenheit dieses Gegenstandes wird jeder sich selbst seinen eigenen Weg für die Bearbeitung seines Materials zu suchen haben. Doch auch hier hat die Erfahrung anderer gewisse allgemeine Punkte festgestellt, die dem einzelnen zur Orientierung für seine Arbeit dienen können. Immer und überall stehen wir ja auf den Schultern jener, die vor uns gearbeitet haben, und wenn unser Blick in manchen Stücken weiter reicht, so haben wir es großenteils denen zu danken, die durch ihre Arbeiten uns auf einen höheren Standpunkt gestellt haben.

Für die Verarbeitung des gesammelten Stoffes kommen vorzüglich vier Stücke in Betracht. An erster Stelle handelt

es sich um das rechte Verständnis der Quellen und des aus ihnen geschöpften Materials; denn vom richtigen Verstehen wird schließlich alles abhängen und mehr oder minder alles übrige beeinflußt werden. Hand in Hand mit dem Verstehen muß das Beurteilen oder die Kritik der Quellen und Texte und Tatsachen gehen; denn sie hat zwischen Wahrem und Falschem zu scheiden und in dem gesammelten Material die Spreu vom Weizen und den Lolchsamen vom guten Korne zu sondern. Doch auch der gute Same ist noch längst nicht gleichartig und gleichwertig in allen seinen Bestandteilen: in dem gesammelten Stoff liegt auch nach der Ausscheidung von Lolch und Spreu vielleicht noch Weizen und Roggen und Gerste und Hafer in buntem Gemisch durcheinander und an eine Auswahl des besseren Saatkornes aus dem minderwertigen Haufen der gleichen Getreideart ist wohl noch gar nicht gedacht worden. Darum muß an dritter Stelle die Sichtung des Materials hinzukommen. Als reife Frucht dieser Ordnung wird sich dann zuletzt die richtige Disposition des ganzen Stoffes ergeben.



Sechzehntes Kapitel

Das Verständnis der Quellen

Vgl. die Ausführungen und Literaturangaben über Hermeneutik in: *Aug. Boeckh,* Encyklopädie und Methodologie der philolog. Wissenschaften ([2]hg. v. *R. Klussmann.* Leipzig 1886) 79—168; *K. R. Hagenbach,* Encyklopädie und Methodologie der theolog. Wissenschaften ([12]Leipzig 1889) 180—3. 214—6; *Ad. Tobler* in: Grundriß der roman. Philologie von *Gust. Gröber* I ([2]Straßburg 1904—06) 319 f. 346—60; *Friedr. Blass* in: Handbuch der klass. Altertumswissenschaft von *Iwan Müller* I ([2]München 1892) 149—248; *Heinr. Kihn,* Encyklopädie und Methodologie der Theologie (Freiburg 1892) 164—95; *Herm. Paul* in: Grundriß der german. Philologie von *Herm. Paul* I ([2]Straßburg 1901) 178—84.

Vgl. ferner *Ch. de Smedt,* Principes de la critique historique (Liège 1883) 99—116; *Rud. Cornely,* Historica et critica Introductio in U. T. libros sacros I ([2]Parisiis 1894) 535—616; *Steph. Székely,* Hermeneutica biblica generalis. Friburgi 1902 (Literatur p. 17—27); *Ernst Bernheim,* Lehrbuch der histor. Methode ([3]Leipzig 1903) 522—720. — Auch die meisten Handbücher der biblischen Hermeneutik behandeln die einschlägigen Fragen.

65. Einleitendes. Je nach der verschiedenen Beschaffenheit der Quellen wird auch die geistige Arbeit zur Erlangung des richtigen Verständnisses derselben verschieden sein. So steht zB. der Geschichtsforscher ganz anders den Überresten gegenüber als den Denkmälern von Sprache und Schrift in der Tradition. Jene können ihn zur Erkenntnis historischer Tatsachen führen, indem er aus ihnen Dasein, Tätigkeit und Zustände früherer Geschlechter zu erschließen sucht; bei diesen wird ihn das Zeugnis der

Urheber solcher Denkmäler über ein geschichtliches Ereignis belehren. Bei den Überresten muß er daher ihre Beziehung auf das Dasein, die Tätigkeit und die Zustände der Menschen zu erkennen suchen; bei den Denkmälern der Tradition wird er sich bemühen, den Gedanken ihrer Urheber möglichst vollkommen zu erfassen (vgl. *Bernheim* S. 529 bis 534).

Die Behandlung der Überreste und ihrer Interpretation müssen wir der Geschichtswissenschaft und ihren Hilfsdisziplinen überlassen. Von allgemeinerer Bedeutung sind die schriftlichen Denkmäler der Tradition. Sie kommen deshalb auch für unsere Darstellung vorzüglich in Betracht.

Zum vollen Verständnis eines Schriftwerkes ist erforderlich, daß man den ganzen Gedanken des Autors erfasse und alle Vorstellungen im Geiste gegenwärtig habe, die derselbe in seinen Lesern oder Hörern hervorrufen wollte. Die Lehre von den Mitteln, um zu diesem Verständnis eines Textes zu gelangen, bezeichnet man gewöhnlich mit dem Namen Hermeneutik oder Interpretationslehre. Man unterscheidet in derselben verschiedene Arten des Verständnisses und der Auslegung und redet deshalb mit Schleiermacher von einer grammatischen und psychologischen Interpretation, oder mit F. Ast von einer historischen, grammatischen und geistigen, oder mit F. A. Wolf von einer grammatischen, rhetorischen und historischen, oder mit F. Blass von einer sprachlichen, historischen und technischen, oder mit A. Boeckh und H. Kihn von einer grammatischen, historischen, individuellen und generischen, oder mit H. Steinthal von einer grammatischen, sachlichen, stilistischen, individuellen, historischen und psychologischen Auslegung (vgl. *F. Blass* in: Handbuch der klass. Altert. I² 172—6).

Praktisch wird es für das Verständnis eines Textes vor allem auf zwei Punkte ankommen: auf die rechte Erfassung der sprachlichen und formellen Seite und auf die richtige Erkenntnis der Sache oder des Inhaltes, der in dieser Form zum Ausdruck kommt. So läßt sich auch die

ganze Lehre in die beiden Abschnitte vom sprachlichen und inhaltlichen Verständnis zusammenfassen. Die grammatische, stilistische, rhetorische, technische und generische Interpretation gehört zur sprachlichen Auslegung, die historische zur inhaltlichen, die individuelle, psychologische und geistige ist gleichmäßig bei der sprachlichen und inhaltlichen zu berücksichtigen.

Da die einschlägigen Regeln vielfach und ausführlich behandelt sind, dürfen wir uns umso eher mit einer kurzen Zusammenfassung der wichtigsten Punkte begnügen.

66. Das sprachliche Verständnis. Um den Gedanken eines Autors richtig zu erfassen, müssen wir zuvörderst seine Sprache möglichst vollkommen zu verstehen suchen. Es werden dazu mehrere Stücke erfordert:

1) An erster Stelle müssen wir die allgemeine Bedeutung der Worte in lexikalischer und grammatischer Hinsicht möglichst vollkommen kennen. Wir müssen die einzelnen Elemente einer Rede richtig unterscheiden, den Sinn der Wörter unter Beachtung der Homonymen und Synonymen und der Etymologie festzustellen suchen, auf die Syntax der Wörter, ihre Zusammengehörigkeit und Trennung (Interpunktion) sorgfältig achten.

Ein gründliches Studium der Sprachen, die für unsere Quellen in Betracht kommen, ist daher ganz unerläßlich. Mit einer fremden Übersetzung sich begnügen müssen, ist stets nur ein dürftiger Notbehelf und kann für die Hauptteile einer wissenschaftlichen Arbeit niemals ausreichen. Wo man in nebensächlichen Dingen auf eine bloße Übersetzung angewiesen ist, versäume man nicht, durch Nennung der Übersetzung als Quelle dem Urheber derselben die Verantwortung zu überlassen, und man hüte sich umsomehr vor weittragenden Schlüssen aus dem Text der Übersetzung, je weniger man imstande ist, seine Richtigkeit durch Vergleichung mit dem Original zu prüfen.

Vgl. *I. Palfray,* Défions-nous des traductions, in: Revue du clergé franç. X T. XXXIX (1904 III) 397—401; *Ch. de Smedt,* Principes de

la critique historique 103 f. Letzterer weist mit Recht darauf hin, daß zB. Baronius deshalb mancher Irrtum unterlaufen ist, weil er des Griechischen unkundig war und sich daher bei griechischen Texten auf die lateinische Übersetzung verlassen mußte. Und man braucht ja wahrlich nicht ins sechzehnte Jahrhundert zurückzugehen, um Beispiele ähnlicher Irrtümer zu finden.

Bei dem Studium der Sprachen darf man sich jedoch nicht etwa bloß mit einer schulmäßigen Kenntnis des klassischen Sprachgebrauchs begnügen. Für die eigentlichen Klassiker wird dieselbe schon kaum ausreichen. Bei anderen Texten steht man aber fast bei jedem Schritt vor neuen Rätseln, wenn man über das Studium der Grammatik und des Lexikons der klassischen Sprache nicht hinausgekommen ist. Man muß sich daher mit dem besonderen Sprachgebrauch jener Periode und jener Gegend möglichst vertraut zu machen suchen, der unsere Quellentexte angehören. Wer mit hellenistischen Texten zu tun hat, muß im Gebiet des hellenistischen Griechisch gründlich Umschau halten, und wer mit mittelalterlichen lateinischen Dokumenten sich beschäftigt, muß das vulgäre Latein der späteren Zeiten studieren. Überall wird man Wechsel und Wandel im Wortschatz und vielfache Änderung der grammatischen Regeln und syntaktischen Konstruktionen beobachten können. Manche klassische Ausdrücke und Wendungen verschwinden, oder erhalten eine ganz neue Bedeutung, und unklassische Dialektbildungen und Fremdwörter erlangen das Bürgerrecht in der herrschenden Sprache, die sich auch in ihrer Grammatik und Syntax oft gar wenig um die klassischen Regeln kümmert.

Außer der Sprachperiode ist auch schon für die allgemeine Wortbedeutung die besondere Literaturgattung zu beachten, zu der die Quellen gehören. Rechtsurkunden zeichnen sich schon in den ältesten Zeiten durch einen besonderen feststehenden Sprachgebrauch „mit allem Formelkram der Schreibstube“ aus und ebenso formelhaft wird vielfach in alten und neuen Kanzleien gearbeitet, auch wenn es sich nicht um rechtliche Dokumente handelt. Gewisse hellenistische Texte sind wegen ihres engen An-

schlusses an hebräische oder aramäische Vorbilder so sehr von Semitismen durchsetzt, daß man den besonderen Sprachcharakter dieser Gruppe für den Wortsinn notwendig in Anschlag bringen muß, ohne deshalb das „Judengriechisch" als eigene Sprachform neben dem Hellenistischen anerkennen zu müssen.

In anderer Weise ist der literarische Charakter eines Textes für die Bestimmung der Wortbedeutung wichtig zur Beantwortung der Frage, ob ein Ausdruck im eigentlichen oder im übertragenen Sinne gebraucht wird. Es liegt auf der Hand, wie sehr das richtige Verständnis einer Quellenschrift davon beeinflußt wird, ob eine Erzählung in geschichtlichem Gewande als eigentliche Geschichte oder als Fabel oder Parabel aufzufassen ist. Im allgemeinen wird man dabei als Regel festhalten müssen, daß der eigentliche Sinn stets anzunehmen bleibt, solange nicht das Gegenteil durch klare Gründe bewiesen ist. Denn man muß voraussetzen, daß ein Autor die Worte in ihrem gewöhnlichen und eigentlichen Sinne verwendet, wenn nicht etwas anderes ausdrücklich von ihm bemerkt wird oder doch klar aus seinen Worten und aus der Berücksichtigung aller Umstände zu erschließen ist.

Wie schon in dieser Hinsicht so kommt die Persönlichkeit des Verfassers eines Textes bei der Bestimmung des allgemeinen Wortsinnes weiterhin auch wegen seines individuellen Sprachgebrauches in Betracht. Freilich hat noch lange nicht jeder Schriftsteller seinen individuellen Stil und zu gewissen Zeiten mag ein vorherrschender Formalismus mehr als sonst die individuelle Färbung des Ausdrucks bei den einzelnen Autoren zurückdrängen (vgl. *Bernheim* 369—72. 548—51). Es wird auch stets eine Sache von großer Schwierigkeit sein und viel Übung und Scharfblick erfordern, das sprachliche Privateigentum des einzelnen von dem zu sondern, was der ganzen Periode oder der besonderen Literaturgattung angehört, oder was er bewußt oder unbewußt von fremden Vorbildern erborgt hat. Trotzdem darf diese Prüfung des individuellen Sprach-

gebrauches und Stiles nicht unterlassen werden. Fortgesetzte Übung wird den Blick schärfen und das Auge für die Beobachtung der feinen Unterschiede empfänglich machen, denen die allgemeine Bedeutung eines Ausdruckes infolge der besonderen Eigenheiten eines Autors unterliegt.

Hilfsmittel zur Bestimmung der allgemeinen Wortbedeutung sind zunächst die Grammatiken und Wörterbücher der verschiedenen Sprachen sowie die philologischen Handbücher und Grundrisse von *I. Müller*, *H. Paul*, *G. Gröber*, *G. Bühler* (indo-arische Philologie), *W. Geiger* und *E. Kuhn* (iranische Philologie) u. a. Für die biblische Philologie finden sich die wichtigsten Hilfsmittel zusammengestellt bei *Hagenbach*, Encyklopädie[12] 196—201; *Kihn*, Encyklopädie 103—20; *Cornely*, Introductio I[2] 579—81; *Székely*, Hermeneutica 90—5. Über das hellenistische Griechisch ist besonders zu vergleichen der Artikel von *Adolf Deissmann* (mit ausführlicher Bibliographie) in: Realencyklopädie für prot. Theologie und Kirche VII[3] (Leipzig 1899) 627—39. — Für die Kenntnis des späteren Griechisch sind wichtig: *Henri Estienne* (Stephanus), Thesaurus linguae graecae. Paris 1835—56; *Charles du Fresne Sieur du Cange*, Glossarium ad scriptores mediae et infimae graecitatis. Lyon 1688; *E. A. Sophocles*, Greek Lexicon of the roman and byzantine periods (from B. C. 146 to A. D. 1100). New York und Leipzig 1888; *Henr. van Herwerden*, Lexicon Graecum suppletorium et dialecticum. Lugduni Bat. 1902 (nebst Supplement); ferner die Lexika von *Passow*, *Pape* u. a. — Für das spätere Latein leisten gute Dienste: *Du Cange*, Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis. Niort 1883—87; *Aegid. Forcellini*, Totius latinitatis lexicon, auctum . . . cura et studio *Vinc. de Vit*. Prati 1858—77; *C. Paucker*, Supplementum lexicorum latinorum I. Berlin 1885; die Lexica von *Freund*, *Georges* u. a. Der „Thesaurus linguae latinae", der von den vereinigten Akademien von Berlin, Göttingen, Leipzig, München und Wien herausgegeben wird und i. J. 1900 zu erscheinen begonnen hat, umfaßt den Wortschatz der lateinischen Schriftsteller, Inschriften und Glossare bis zum Ende des 6. Jahrhunderts n. Chr. — Weitere bibliographische Notizen vgl. bei *Bernheim* 260—2.

Übrigens bleibt das Hauptmittel für das Studium des Sprachgebrauches, namentlich bei weniger bearbeiteten Perioden und Autoren, das eigene Lesen und Vergleichen der Schriften, die der gleichen Zeit und Art angehören oder ihr nahe stehen. Übersetzungen können dabei zwar gute Dienste leisten, sollen uns aber nur den Weg zum Original zeigen, nicht das Original ersetzen. Ebensowenig dürfen wir uns einfach mit der Angabe eines Wörterbuches begnügen. Auch diese unentbehrlichen Hilfsmittel sollen nur Wegweiser zu den Quellen sein, in denen

wir die angeführten Zitate und Beweise für die Bedeutung eines Wortes selbständig nachzuprüfen haben. „Non credam, nisi viderim oculis meis"

2) Mit der allgemeinen Wortbedeutung ist der Sinn eines Satzes oder eines Ausdruckes auch nach seiner sprachlichen Seite hin in vielen Fällen noch längst nicht hinreichend festgestellt. Für eine bestimmte Quelle und einen gegebenen Text müssen wir ferner wissen, welche von den verschiedenen möglichen Bedeutungen hier zutrifft und festzuhalten ist. Die Bestimmung dieses besonderen Wortsinnes an einer gegebenen Stelle ist das zweite Erfordernis für das sprachliche Verständnis eines Textes.

Für die Erkenntnis dieses Wortsinnes ist es vor allem wichtig, auf den näheren und entfernteren Zusammenhang eines Satzes zu achten. Schon die alten Schriftsteller und Erklärer heben diese Notwendigkeit der Beachtung des Kontextes häufig hervor. „Prudentem semper admoneo lectorem", bemerkt der hl. *Hieronymus* (in Matth. 25,13. *Migne,* P. L. 26,193 B), „ut non superstitiosis acquiescat interpretationibus et quae commatice pro fingentium dicuntur arbitrio, sed consideret priora, media et sequentia et nectat sibi universa quae scripta sunt" (vgl. *Cornely,* Introductio I² 585. 587). Dabei ist zunächst auf den grammatischen Kontext zu achten, den man in jedem Text anzunehmen hat, solange nicht ein Anakoluth klar bewiesen ist. Der logische Zusammenhang kann sodann neues Licht über den Gedankengang einer Stelle verbreiten. Wo ein solcher scheinbar nicht vorhanden ist, wird man den psychologischen Kontext zu untersuchen haben, der nicht selten die Verbindung der Gedanken und Sätze aus den seelischen Bewegungen und Eindrücken des Sprechenden zu erklären geeignet ist. Für gewöhnlich wird diese allseitige Beachtung des Zusammenhanges vom größten Wert für die Bestimmung des richtigen Wortsinnes sein.

Durch den Zusammenhang lernen wir ferner den Gegenstand eines Textes sowie die Absicht und den

besonderen Zweck des Autors näher kennen. Beide Punkte können wiederum die allgemeine Bedeutung eines Ausdruckes oder Satzes genauer begrenzen und den wahren Sinn uns klar machen.

Ein sehr wichtiges Hilfsmittel ist weiterhin die Vergleichung von wort- oder sachgemäßen Paralleltexten desselben oder eines ihm nahestehenden Autors. Dabei werden die sachlichen Parallelen in der Regel von größerem Nutzen sein als ähnliche Wortverbindungen und ein zweiter Text des gleichen Autors führt besser und sicherer zum Ziele als Stellen verschiedener, wenngleich verwandter Schriftsteller.

Bei dieser Vergleichung von Paralleltexten werden sich für gewöhnlich zwei Regeln als zutreffend erweisen: a) Zweideutige und unklare Stellen müssen nach klaren und eindeutigen Worten erklärt werden. „Obscuriora per clariora explicanda sunt“; b) Kurze Erwähnungen und knappgefaßte Ausdrücke sind nach ausführlichen Erörterungen über denselben Gegenstand zu erläutern. „Breviora per longiora illustranda sunt“.

67. Das inhaltliche Verständnis. Die Bestimmung der allgemeinen Bedeutung und des besonderen Sinnes der Worte und Sätze eines Autors soll in der Regel nur ein Mittel sein, um zum rechten Verständnis des Inhaltes seiner Worte zu gelangen und dadurch seine Gedanken und Vorstellungen in unserem Geiste wieder aufleben zu lassen. Das volle sprachliche Verständnis wird uns zwar schon irgendwie mit diesem sachlichen Inhalte eines Textes bekannt machen. Aber es muß diese Kenntnis nach allen Seiten hin noch bedeutend vertieft werden, damit wir uns die Begriffe und Vorstellungen eines Autors möglichst vollkommen vergegenwärtigen können. Zu diesem erweiterten und vertieften inhaltlichen Verständnis reicht die sprachliche Betrachtung nicht mehr aus, mag sie auch noch so allseitig angestellt werden.

Wir müssen zu diesem Zwecke vorzüglich eine doppelte Seite berücksichtigen, die wir als persönliche und sachliche unterscheiden können.

1) Die persönliche Seite bezieht sich auf die Person des Autors und alles das, was in seinem Lebensgang und in seinen äußeren Lebensverhältnissen auf seine Anschauungen und seine Entwicklung einen Einfluß ausgeübt hat. Je klarer und wahrer das Bild ist, das wir uns von der Person eines Schriftstellers machen, desto vollkommener werden wir auch in seine Gedanken und Vorstellungen einzudringen vermögen.

Die einzelnen Züge zu diesem geistigen Bilde eines Autors müssen wir uns zunächst aus allen uns zugänglichen Nachrichten über seine Person, seinen Charakter, seinen Lebens- und Bildungsgang zusammensuchen. Auch seine eigenen Schriften werden uns manchen Zug zu diesem Bilde bieten, ohne daß wir deshalb den Vorwurf eines fehlerhaften Zirkelschlusses zu fürchten brauchen. Denn wenn an dieser oder jener Stelle dieser Schriften deutlich ein bestimmter Charakterzug hervortritt, so kann ich doch dieses Charakterbild, das sich allmählich immer klarer gestaltet, wiederum bei anderen weniger deutlichen Stellen verwenden, um tiefer in das sachliche Verständnis des Textes einzudringen. Ebenso werden persönliche Erlebnisse, die der Autor in seinen Schriften erzählt, oft neues Licht auf schwierige Textstellen werfen.

Ein Schriftsteller steht aber nicht allein in der Welt. Das Bild seiner Persönlichkeit dürfen wir ebensowenig isolieren. Wir müssen den Mann im Kreise seiner Familie sehen oder in der Gesellschaft seiner Freunde und Bekannten. Vielleicht zeigen sich da gewisse Strömungen, Tendenzen und Anschauungen, deren Spiegelbild uns in dem einen oder anderen Texte begegnet. Vielleicht mögen uns die Einwirkungen von seiten der Umgebung den lange vergeblich gesuchten Schlüssel zu manchem Rätsel an die Hand geben.

Doch auch außerhalb dieses nächsten Kreises müssen wir schon mit Rücksicht auf die Person des Autors Umschau halten bei seinen Volks- und Zeitgenossen, mit denen er in vielen Stücken die gleichen Ansichten und Meinungen teilte. Wenn wir uns etwas mit den vorherrschenden Ideen und Anschauungen der Zeit vertraut gemacht haben, wird uns das Verständnis der Gedanken und Vorstellungen eines einzelnen Mannes viel leichter werden, der durchgängig auf dem Standpunkt seiner Zeitgenossen steht und als „Kind seiner Zeit“ in Wort und Schrift sich äußert. Je weniger eine scharfe Scheidung zwischen den individuellen Ansichten des einzelnen und dem Gemeingut seiner ganzen Zeit möglich ist, desto notwendiger muß man die Anschauungen der näheren und entfernteren Umgebung eines Autors studieren, um sich ein klares Bild von dem Inhalt seiner Schriften zu machen.

Wie Zeit und Volk so haben auch Ort und Land in der Regel dem Autor ihren Stempel aufgedrückt. Schon in dem Charakter seines Volkes hat er einen Teil der physischen Einwirkungen seiner heimatlichen Landesnatur mit zu tragen. Sie werden auch in seiner Denkweise und in manchen seiner Bestrebungen zum Ausdruck kommen und infolge der geheimnisvollen Wechselwirkung zwischen Natur- und Geisteswelt vielfach seiner Auffassungs- und Ausdrucksweise ihre besondere Färbung geben.

Wer auf alle diese verschiedenen Momente hinsichtlich der Persönlichkeit eines Autors achtet, dem mag es vielleicht gelingen, sich ganz in den Kreis seines Denkens und Wollens und Fühlens hineinzuleben und so seine Eigenart in sich gewissermaßen zu reproduzieren. Diese Kongenialität befähigt ihn dann am besten, zum vollen Verständnis des Gedankeninhaltes eines Textes zu gelangen, soweit die persönliche Seite in Betracht kommt.

2) Neben dieser persönlichen Seite ist sodann für das inhaltliche Verständnis des Textes auch das sachliche Moment vorzüglich zu beachten.

Schon hinsichtlich der Persönlichkeit des Schriftstellers spielt freilich der sachliche Hintergrund, die äußeren Verhältnisse seiner Zeit, seines Volkes und Landes, eine große Rolle. Alles dieses, was man seit *Taine* und *Comte* als Milieu, als Umwelt oder Außenwelt des Schriftstellers zu bezeichnen pflegt, ist in Bezug auf die Person des Autors insoferne von Bedeutung, als es eine Einwirkung auf seine Individualität ausübt und in seiner Auffassungs- und Ausdrucksweise sich geltend macht. Für die theoretische Betrachtung ist davon aber die Behandlung der sachlichen Momente zu trennen, insoweit sie in einem Texte erwähnt oder angedeutet oder vorausgesetzt werden. Unter dieser Rücksicht liegt die Notwendigkeit noch viel klarer zu Tage, jene äußeren Tatsachen und Verhältnisse sorgfältig zu beachten, nicht bloß um die Individualität eines Autors zu begreifen, sondern auch um den Inhalt seiner Schriften zu verstehen.

Die Anforderungen, welche diese sachliche Seite an die Auslegung stellt, können wir mit *Bernheim* dahin zusammenfassen, daß „der Forscher die Verhältnisse von Zeit und Ort womöglich so kennen muß wie der einstige Leser oder Leserkreis, an welchen der Autor sich als an sein Publikum wandte“ (p. 547). Ähnlich spricht schon *Johann Jakob Wetstein,* auf den *Cornely* hinweist (Introductio I 589), die gleiche Forderung mit Bezug auf die Auslegung des Neuen Testamentes aus: „Si libros Novi Testamenti planius et plenius intellegere cupis, indue personam illorum, quibus primum ad legendum ab Apostolis traditi fuerunt; transfer te cogitatione in illud tempus et in illam regionem, ubi primum lecti sunt: cura ut, quantum fieri potest, illorum hominum ritus, mores, consuetudines, opiniones, sententias receptas, proverbia, parabolas, sermones quotidianos, modum et rationem aliquid alteri persuadendi et causis fidem faciendi, cognoscas“ (De interpretatione N. T., im Anhang zu seinem Novum Testamentum graece II [Amstelaedami 1752] 878).

Man muß daher zuvörderst die Zeit und den Ort der Entstehung einer Schrift und ihren ersten Leserkreis mög-

lichst genau zu bestimmen suchen; denn von der Beantwortung dieser Fragen hängt die ganze weitere Untersuchung ab. Man wird sich dann eingehend zu beschäftigen haben mit dem Lande, seiner Geschichte und seiner natürlichen und politischen Geographie, mit den Leuten und ihrem privaten und öffentlichen, politischen und religiösen Leben, mit ihren kulturellen Zuständen und Einrichtungen, ihren gewerblichen, künstlerischen, wissenschaftlichen, religiösen Bestrebungen, kurz mit allem, was sie uns in ihrem äußeren und inneren Leben näher bringen kann.

Eine sorgfältige Prüfung des Textes muß dann weiter zeigen, wo die Untersuchung von einzelnen Punkten aus der sozialen, politischen oder religiösen Geschichte oder von besonderen Zuständen und Einrichtungen auch außerhalb jener Grenzen notwendig ist, die durch Ort und Zeit der Entstehung und durch den ersten Leserkreis gegeben sind.

So fordert das volle Verständnis eines Textes allerdings große und gründliche Arbeit. Es ist aber eine Arbeit, die jeder mit gutem Willen, Fleiß und Beharrlichkeit leisten kann. Es ist eine Arbeit, die schon in sich selbst hohe Freude und Befriedigung gewährt und uns in den Stand setzt, im Dienst der Wissenschaft und zur Förderung der Erkenntnis der Wahrheit Ersprießliches zu leisten. Übrigens wird man sich auf einem enger begrenzten Gebiet, wie es besonders für den Anfang stets zu empfehlen ist, schon verhältnismäßig bald und ohne allzu große Anstrengungen hinreichend auskennen. „Dimidium facti qui coepit habet: sapere aude".

Als Hilfsmittel dienen für diesen Teil der wissenschaftlichen Arbeit die Handbücher der Archäologie, Geographie und Geschichte, insbesondere der Kulturgeschichte, für die verschiedenen Länder, Völker und Zeiten. Die wichtigsten werden in den früher (n. 66, 1 p. 194) genannten philologischen Handbüchern und Grundrissen angeführt. Für die Einzelfragen ist die Fachliteratur eines jeden Gebietes zu vergleichen.

Als Voraussetzung für das Verständnis des Textes bei handschriftlichen Quellen wäre noch die Schriftkunde (Paläographie und Hand-

schriftenkunde) zu behandeln, als deren Begründer *Jean Mabillon* mit seinem Werke „De re diplomatica libri sex" (Paris 1681) und *Bernard de Montfaucon* mit seiner „Palaeographia graeca" (Paris 1708) zu betrachten sind. Wir müssen uns bescheiden, auf die Behandlung der einschlägigen Fragen und die bibliographischen Angaben bei *Friedrich Blass*, Palaeographie, Buchwesen und Handschriftenkunde (in: Handbuch der klass. Altertumswissenschaft von *I. Müller* I [²München 1892] 299—355), *Ernst Bernheim*, Lehrbuch der historischen Methode (³263—79) und *K. Bretholz* in: Grundriß der Geschichtswissenschaft von *Al. Meister* I 1 (Leipzig 1906) 21—130 zu verweisen. Die wichtigsten Hilfsmittel für die griechische und lateinische Paläographie sind: *Edw. Maunde Thompson*, Handbook of Greek and Latin Palaeography. New edition. London 1903; *Wilh. Wattenbach*, Anleitung zur griechischen Paläographie.³ Leipzig 1895; *ders.*, Anleitung zur lateinischen Paläographie.⁴ Leipzig 1886; *Wilh. Arndt*, Schrifttafeln zum Gebrauch bei Vorlesungen und zum Selbstunterricht. ³Berlin 1897; *Franz Steffens*, Lateinische Paläographie. Freiburg i. S. 1903 ff.

68. Falsches Verständnis. Um auf dem Wege der sprachlichen und inhaltlichen Auslegung das Ziel des vollen Verständnisses zu erreichen, muß man die angegebenen Mittel gebrauchen, zugleich aber in der Anwendung derselben sich vor vielbetretenen Irrwegen hüten.

1) Ein Irrweg ist es zunächst, wenn man aus falscher Wißbegierde zuviel in den Text hineinlegt. Eine solche Auslegung findet in ganz nichtssagenden Kleinigkeiten große Geheimnisse und weiß jedem Texte wunderbare Mysteria zu entlocken, für die bei einer nüchternen methodischen Interpretation gar kein Anhaltspunkt gegeben ist. Sie legt nicht aus, sondern unter.

Klassische Beispiele dieser Interpretation per excessum bieten uns die Anhänger der allegorisierenden Methode, wie sie namentlich in der alexandrinischen Schule vor alters im Schwunge war. Für jede beliebige Zahl, die in einem Bibeltexte ihnen begegnete, wußten sie eine oder mehrere tiefe Bedeutungen anzugeben, auf deren Erklärung sie oft viel geistreichen Scharfsinn verschwendeten. Man begnügte sich dabei nicht mit den herkömmlichen Spielereien bei den gewöhnlichen Zahlen von 1 bis 10. Auch beim 38jährigen Kranken und bei den 153 Fischen des zweiten wunderbaren Fischfanges wußte man genau den tiefen Grund und die verborgene Bedeutung dieser Zahlen anzugeben. Und wie mit den Zahlen so versuchte man es fast mit jedem kleinen Zuge in einer geschichtlichen Erzählung der Bibel. Noch viel

weiter über jede Grenze einer vernünftigen und berechtigten Erklärung hinaus gingen die talmudischen Rabbiner mit ihren kabbalistischen Phantastereien.

Man könnte diese ganze Richtung als längst begraben und vergessen betrachten, wenn nicht einige Vertreter der modernen Wissenschaft in unseren Tagen ihr Andenken wieder aufleben ließen. Was *Alfred Loisy, Théodore Calmes* (in abgeschwächter Form) und andere Verteidiger der allegorischen Erklärung des vierten Evangeliums in die Berichte des Erzählers hineindeuten, ist auf dem Wege einer methodischen Auslegung gleich unerfindlich wie die alten symbolischen Deuteleien. Es steht aber noch um eine Stufe tiefer, weil jene alten Allegoriker mit wenigen Ausnahmen dem geschichtlichen Sinne des Textes doch noch volle Gerechtigkeit widerfahren ließen und ihre symbolische Interpretation erst auf der Grundlage einer historischen Erklärung aufbauen wollten.

Andere Beispiele phantastischer Hyperinterpretation aus dem Gebiete der Geschichte zitiert *Bernheim* 554—8.

2) Ein anderer Irrweg führt in entgegengesetzter Richtung vom Ziele ab. Man findet zuwenig in einem Texte und gelangt deshalb nicht zum vollen Verständnis desselben.

Auf diesen falschen Weg gerät man überhaupt durch oberflächliche Arbeitsweise und insbesondere durch Vernachlässigung oder oberflächliche Anwendung der verschiedenen Mittel der sprachlichen und inhaltlichen Auslegung. Jeder wird dafür auf seinem eigenen Arbeitsgebiete leicht zahlreiche Beispiele finden können.

3) Weit gefährlicher ist aber der Irrtum jener, die in einem Text etwas anderes als den Gedanken des Autors und wohl auch das gerade Gegenteil davon finden wollen.

Der Grund dieses verbreitetsten und verderblichsten Fehlers kann sehr verschieden sein. Zuweilen ist es Mangel an der notwendigen Sachkenntnis oder auch eine oberflächliche Arbeitsweise. Da beide Ursachen die gleichen Wirkungen haben, lassen sie sich im Einzelfall oft nur schwer voneinander unterscheiden.

Zuweilen wirken Beispiele solch falschen Verständnisses infolge mangelnder Sachkenntnis in wohltuend erheiternder Weise auf die ermüdeten Kopfnerven eines armen Bücherlinges ein. Wenigstens eines

möge hier zu gemeinem Nutz und Frommen Platz finden. Der kgl. ungarische Sektionsrat i. R. *Johann Jedlicska* versucht in seinem Buche „Die Entstehung der Welt" (Göttingen o. J. [1903]) eine „kritische Beleuchtung der Angaben des alten Testamentes gegenüber der Wissenschaft" zu geben. Auf Seite 128 spricht er von dem berühmten „Sonne, steh still" (Josue 10, 12), jener „kolossal dummen Behauptung", wie er sich ausdrückt, und bemerkt dabei gegen *Aemilian Schöpfers* „Bibel und Wissenschaft" folgendes: „Es hat ferner den begründeten Anschein, daß auch Ae. Schöpfer an dieses mythische Ereignis glaubt. Er schreibt nämlich aaO. S. 32, daß der Ausspruch des Alten Testamentes, daß sich die Sonne um die Erde bewege, wahr ist, weil der englische Lehrer (damit meint er den obskuren hebräischen Scribenten, den er mit den Engeln vergleicht) nur nach der sinnlichen Erscheinung schrieb". Ein einziger solcher Satz genügt ohne weitere kritische Beleuchtung der vielfachen tatsächlichen Irrtümer, die er enthält, vollkommen als Beweis dafür, daß der kgl. Sektionsrat i. R. sich ohne die nötige Sachkenntnis an ein theologisches Thema gewagt hat und infolgedessen zum rechten Verständnis seiner Quellen nicht gelangt ist.

Etwas ernster wird die Sache, wenn selbst Gelehrte wie *Adolf Harnack, Otto Zöckler, Adolf Jülicher* in vielen Punkten zu einem völlig falschen Verständnis ihrer Quellen gelangen, weil sie nicht mit der nötigen Sachkenntnis an manche Teile ihres sehr ausgedehnten Arbeitsgebietes herangetreten sind, oder aber diese Teile nur oberflächlich bearbeitet haben. Wer zB. das Kapitel über die Gnadenlehre des hl. Thomas von Aquin in Harnacks Lehrbuch der Dogmengeschichte (III [³Freiburg 1897] 550—73) mit den Quellen vergleicht, kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß hier in vielen Punkten zum Teil ganz unbegreifliche Mißverständnisse der Lehre des Aquinaten vorliegen, die bei gründlicherer Kenntnis der scholastischen Doktrinen oder bei sorgfältigerer Arbeitsweise hätten vermieden werden können. Schon gleich der Ausgangspunkt der Gnadenlehre des Thomas wird von Harnack ganz unrichtig angegeben. Der englische Lehrer handelt von der Gnade in der ersten Hälfte des zweiten Teiles seiner Summa theologica in der 109. bis 114. Quaestio. Harnack beginnt seine Darlegung und Kritik dieser Doktrin mit den Worten: „Thomas handelt zuerst (Q. 109) von der Notwendigkeit der Gnade. Art. 1 wird festgestellt, daß es unmöglich sei, ohne Gnade irgend eine W a h r h e i t zu erkennen" (Lehrbuch der Dogmengeschichte III³ 556 f). Man hat schon wiederholt darauf hingewiesen, daß Thomas den zitierten Artikel zwar mit den Worten beginnt: „Videtur quod homo sine gratia nullum verum cognoscere possit", daß er aber seiner Gewohnheit gemäß diese Ansicht im Hauptteil des Artikels bekämpft und zeigt, daß der Mensch ohne die Gnade nur die „altiora intellegibilia" nicht erkennen könne (vgl. *M. Notton,* Harnack und Thomas von Aquin. Paderborn. 1906).

Für den verstorbenen Greifswalder Professor Otto Zöckler sei auf die Darlegungen in: „Zeitschrift für kath. Theologie“ XXV (1901) 708—10 verwiesen. Adolf Jülicher gelangt in seinem zweibändigen Werk über „Die Gleichnisreden Jesu“ (Freiburg 1899) bei manchen Parabeln zu einer völlig falschen Auslegung, weil er das in Betracht kommende „Milieu“ Palästinas nicht hinreichend beachtet hat. Die Belege dafür habe ich an zahlreichen Stellen in meinen „Parabeln des Herrn“ vorgelegt.

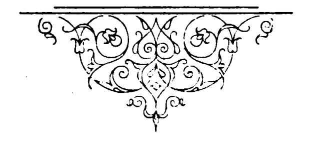
Ein anderer Grund unrichtiger Auffassung ist bei fremdsprachigen Texten nicht so selten in dem Mangel der notwendigen Sprachkenntnisse zu suchen. Wie manche Beispiele zeigen, gilt dies ebensowohl den alten wie den modernen Sprachen gegenüber. Zur vollen Beherrschung einer fremden Sprache und zum vollen Verständnis aller feinen Färbungen und Nuancen, deren sie fähig ist, gelangen doch nur wenige Ausländer, selbst wenn sie mit dem theoretischen Studium die praktische Übung im Gebrauch der Sprache verbinden konnten.

Viel bedauerlicher ist aber falsches Verständnis infolge von Vorurteilen und Voreingenommenheit für gewisse Anschauungen und Meinungen. Leider fehlt es nur zu häufig an der vielgepriesenen wissenschaftlichen „Voraussetzungslosigkeit“, namentlich wenn gewisse liebgewordene Grundsätze oder gar religiöse und konfessionelle Fragen zu erörtern sind. Nur zu oft zeigt sich bei solchen Untersuchungen der große Einfluß, den der menschliche Wille im Bunde mit Phantasie und Gefühl auf das Erkenntnisvermögen ausübt. Kommen noch Ansichten und Urteile über Personen und Einrichtungen hinzu, die man von Jugend auf stets von anderen wiederholen hörte und die man selber angenommen hat, ohne sie jemals einer ruhigen Prüfung auf ihre objektive Berechtigung unterworfen zu haben, so begreift sich leicht, daß es dem geistigen Auge schwer wird, durch all diesen Nebel hindurch das Licht der Wahrheit zu schauen und bei Texten, die ganz andere Anschauungen zur Voraussetzung haben, zum richtigen Verständnis durchzudringen.

Ein sehr lehrreiches Beispiel für die Macht der Vorurteile und ihren Einfluß auf die Interpretation der Quellentexte bietet die Geschichte der wissenschaftlichen Leben-Jesu-Forschung seit den Tagen des Wolfenbütteler Fragmentisten bis auf die Gegenwart. Wir sehen in diesen anderthalb Jahrhunderten eine Hypothese nach der anderen auftauchen und wieder verschwinden. Gegen die Betrugshypothese des Reimarus tritt Paulus mit seiner reinen Natürlichkeitserklärung auf, deren Vernichtung durch die Mythentheorie von David Friedrich Strauß er selbst noch erleben muß. Die Grundlage des Mythus wird zum guten Teile wieder zerstört durch die Tübinger Tendenzkritik, der sich Strauß selbst immer mehr zuwandte, bevor er sich ganz dem Materialismus in die Arme warf. Die Voraussetzungen beider Hypothesen wurden in unseren Tagen durch die moderne Evangelienkritik immer mehr als unhaltbar nachgewiesen. Vergebens bemühen sich die Anhänger dieser modernen kritischen Richtung, von einem mehr eklektischen oder vom extrem eschatologischen Standpunkt aus zum richtigen Verständnis der evangelischen Quellenschriften zu gelangen. Die mannigfach verschlungenen Irrpfade, auf denen sich alle diese Hypothesen bewegten und bewegen, haben alle einen und denselben Ausgangspunkt, das Vorurteil, als ob eigentliche Wunder und geschichtliche Tatsachen sich gegenseitig ausschließen müßten. Man mag noch so sehr den Fortschritt rühmen, den die moderne Wissenschaft in Behandlung der Wunderfrage gemacht hat, so lange man in dem rein geschichtlichen Kerne der evangelischen Berichte nicht wahre und wirkliche Wunder anerkennen will, wird man mit jeder neuen Hypothese den Berichten selbst nur auf eine neue Art Gewalt antun und sie schließlich völlig zerstören und vernichten, ohne zu einem richtigen Verständnis der Texte zu gelangen. — Wir werden bei Besprechung der Regeln der Kritik auf diese Wunderfrage noch zurückkommen müssen.

Wie sehr übrigens eine vorgefaßte Meinung selbst für das einfache sprachliche Verständnis hinderlich sein kann, zeigen zB. die Ausführungen *Otto Zöcklers* über einen Text des Epiphanius in der „Realencyklopädie für protest. Theologie und Kirche“ von *Herzog-Hauck* (XII³ 313 f): „Trotz der verherrlichenden Züge, womit man ziemlich frühzeitig das Bild und die Geschichte der Maria ausstattete, war man bis gegen Ende des 4. Jahrhunderts noch nicht geneigt, ihr einen Kult zu widmen oder gar Gebete an sie zu richten. Maria, sagt Epiphanius, werde in Ehren gehalten, aber nicht angerufen, dem Herrn allein gebührt Anrufung (προσκυνείσθω)“. Die ganze Beweisführung aus diesem Text des Epiphanius steht und fällt mit der Voraussetzung, daß unter προσκυνεῖν nur „Anrufung“ und nicht etwa die dem Herrn allein gebührende Anbetung zu verstehen ist. Diese letztere Bedeutung läßt sich aber nicht bloß aus dem klassisch-griechischen und dem neutestamentlich-hellenistischen Sprachgebrauch als durchaus gewöhnlich

und deshalb hier möglich, sondern auch aus dem ganzen Kontext des Epiphanius als hier ausschließlich von ihm gemeint nachweisen. Die Worte sind der Widerlegung der 79. Irrlehre in dem Hauptwerke des Bischofs von Salamis entnommen. Sie beschäftigt sich mit den Kollyridianerinnen, die Maria göttliche Ehre erwiesen, indem sie ihr Brotkuchen darbrachten und darnach eine Opfermahlzeit veranstalteten (Adv. Haereses, haer. 79. *Migne*, P. G. 42, 740—56). Wenn Epiphanius diesen nun entgegenhält: „Ἡ Μαρία ἐν τιμῇ, ὁ Κύριος προσκυνείσθω" (n. 9), so will er damit eben jenen Opferkult verurteilen, der Gott allein zukommt und den man als „Anbetung" bezeichnet. Nur eine vorgefaßte Meinung gegen den katholischen Marienkult kann in die Worte eine Verwerfung jeglichen Kultes und jeder Anrufung hineinlegen.



Siebzehntes Kapitel

Die Beurteilung der Quellen

Vgl. die Erörterungen und Literaturangaben über Kritik in: *Jean Mabillon,* Traité des études monastiques II ch. 13 (ed. lat. *Jos. Porta* p. 193—201); *Ign. Weitenauer,* De modo legendi et excerpendi libri II. Augustae Vind. 1775; *Jos. Fessler,* Institutiones Patrologiae ([2]ed. *Bern. Jungmann,* Oeniponte 1890) 57—81; *Ch. de Smedt,* Principes de la critique historique. Liège 1883 (besonders 17—47 [dispositions nécessaires au critique]. 83—98 [authenticité des textes]. 117—36 [autorité des textes]. 238—62 [de la conjecture]); *ders.,* Introductio generalis ad historiam ecclesiasticam critice tractandam (Gandavi 1876) 1—50; *Aug. Boeckh,* Encyklopädie und Methodologie der philolog. Wissenschaften ([2]Leipzig 1886) 169—254; *K. R. Hagenbach,* Encyklopädie und Methodologie der theolog. Wissenschaften ([12]Leipzig 1889) 164—80. 213 f; *Ad. Tobler* in: Grundriß der roman. Philologie von *G. Gröber* I ([2]Straßburg 1904—06) 318—46; *Friedr. Blass* in: Handbuch der klass. Altertumswissenschaft von *I. Müller* I ([2]München 1892) 149—71. 249—95; *Heinr. Kihn,* Encyklopädie und Methodologie der Theologie (Freiburg 1892) 120—63; *Herm. Paul* in: Grundriß der german. Philologie von *H. Paul* I ([2]Straßburg 1901) 184—200. 223—45; *Ernst Bernheim,* Lehrbuch der histor. Methode ([3]Leipzig 1903) 294—521; *Langlois-Seignobos,* Introduction aux études historiques ([3]Paris 1905) 51—179; *Al. Meister* in: Grundriß der Geschichtswissenschaft von *Al. Meister* I 1 (Leipzig 1906) 9—15.

69. Einleitendes. Nach den früheren allgemeinen Bemerkungen über den Begriff und die Aufgabe, den Zweck und die Bedeutung, die Voraussetzungen und Eigenschaften der rezensierenden Kritik (s. o. Kap. 8 p. 73—88) haben wir uns hier nur mehr mit der besonderen Aufgabe der Kritik zu befassen, die in der Beurteilung der Quellen und ihrer Texte besteht.

Man pflegt diese Art der Kritik als die philologisch-historische zu bezeichnen. Man teilt sie wohl in Quellen- und Textkritik ein oder unterscheidet in derselben mit Boeckh die gleichen vier besonderen Gruppen wie bei der Hermeneutik: Grammatische, historische, individuelle und generische (oder technische) Kritik. Es dürfte sich aber für unsere Zwecke mehr empfehlen, nach dem Vorgang von Bernheim u. a. nicht so sehr diese verschiedenen Funktionen der Kritik, als vielmehr die einzelnen besonderen Aufgaben kurz zu erörtern, die sie bei der Beurteilung der Quellen zu erfüllen hat und bei denen die genannten Funktionen der Reihe nach in Tätigkeit treten. Als solche einzelne Aufgaben bei der Beurteilung der Quellen können wir bezeichnen die Untersuchungen über die Entstehung und Echtheit, die Erhaltung und Unverfälschtheit, die Glaubwürdigkeit und Wahrheit eines Textes.

Für die Lösung dieser Aufgaben ist es vor allem wichtig, daß man mit gründlicher Sachkenntnis und mit der nötigen Vorbereitung an die Untersuchung herantrete und sich einzig und allein durch die Beweiskraft der tatsächlichen Gründe, nicht aber durch persönliche Rücksichten oder sachliche Voreingenommenheit, durch Abneigung oder Zuneigung oder vorgefaßte Meinungen in seinem Urteil bestimmen lasse. Bei all diesen Untersuchungen handelt es sich zumeist und zunächst um die einfache Feststellung von Tatsachen, mag nun das Thema philologischer oder historischer oder theologischer Natur sein. Dabei haben wir in erster Linie nicht die von den Quellen bezeugten, sondern die das Zeugnis der Quellen selbst betreffenden Tatsachen ins Auge zu fassen, um dadurch zu einem Urteil über den Wert dieses Zeugnisses mit Rücksicht auf unser Thema zu gelangen. Für die Feststellung dieser Tatsachen können aber nur die objektiv vorliegenden Gründe, nicht unsere subjektiven Stimmungen und Meinungen maßgebend sein.

Aus dem Charakter der Untersuchung ergibt sich noch ein weiterer beachtenswerter Grundsatz. Das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Tatsachen, die uns nicht

von der eigenen Erfahrung verbürgt sind, muß regelmäßig durch glaubwürdige geschichtliche Zeugnisse festgestellt werden. Rein innere Gründe können erst an zweiter Stelle, in Ermangelung von äußeren Zeugnissen oder zur Ergänzung derselben, in Betracht kommen, zumal der Wert dieser inneren Gründe vielfach sehr von dem subjektiven Ermessen des einzelnen abhängig bleibt. Der beste Beweis dafür ist die große Uneinigkeit und Verwirrung der Meinungen auf seiten der Vertreter einer Kritik, die sich hauptsächlich oder ausschließlich von inneren Gründen leiten läßt.

Besondere Umsicht und Vorsicht erfordert bei der kritischen Untersuchung die Verwendung des negativen Argumentes ex silentio. Um ein rein negatives Argument zur Grundlage einer Beweisführung nehmen zu können, müssen zwei Punkte feststehen: 1) daß ein Autor, dessen Schweigen man gegen eine behauptete Tatsache anruft, dieses Faktum notwendig hätte wissen müssen, wenn es wirklich geschehen wäre, und 2) daß er diese angebliche Tatsache in einer vorhandenen Schrift auch hätte erwähnen müssen (vgl. *Ch. de Smedt,* Principes de la critique historique 213—37). Die Schwierigkeit dieser Feststellungen, vorzüglich hinsichtlich des zweiten Punktes, fordert jedoch stets große Vorsicht bei der Verwendung des negativen Beweises insbesondere gegenüber wichtigen Tatsachen. Eine ausführlichere Behandlung dieser Frage gehört in das Gebiet der Geschichtsforschung.

70. Hilfsmittel. Für die Lösung der besonderen Aufgaben bei der Beurteilung eines Textes stehen uns teils äußere teils innere Hilfsmittel zur Verfügung. Die äußeren können wir unter der allgemeinen Bezeichnung von Textzeugen zusammenfassen. Es sind solche Nachrichten über den Text, die wir nicht der inneren Beschaffenheit desselben, sondern äußeren Zeugnissen über ihn entnehmen. Die inneren Kriterien werden uns hingegen durch die kritische Untersuchung des Textes selbst an die Hand gegeben.

1) Äußere Textzeugen. Man pflegt die äußeren Textzeugen für gewöhnlich nur als „Quellen der Lesarten“ eines Textes bei der grammatischen oder allgemein philologischen Kritik desselben zu behandeln. Wenngleich sie bei solchen Untersuchungen die wichtigste Rolle spielen, kommen sie doch auch bei allen anderen Erörterungen in der Beurteilung eines Textes (und zum Teil auch schon für das Verständnis der Quellen) mehr oder weniger in Betracht. Sie verdienen daher eine kurze allgemeine Erwägung (vgl. *A. Boeckh,* Encyklopädie[2] 195—204; *Friedr. Blass* in Handbuch des klass. Altert. I[2] 277—89).

Zu den äußeren Textzeugen gehören: a) die Handschriften (codices). Den größten Wert für die Beurteilung eines Textes hat natürlich die Originalhandschrift oder das Autograph des Verfassers. Gewöhnlich müssen wir uns aber bei den älteren Texten mit späteren Abschriften begnügen. Für die Verwertung der Handschriften ist wie bei allen Zeugen ihr Alter und ihre Herkunft, ihre Erhaltung und ihre Zuverlässigkeit maßgebend. Die älteren Manuskripte sind zwar in der Regel, aber noch längst nicht immer die zuverlässigeren Textzeugen, weil eine jüngere Handschrift auf eine bessere Vorlage zurückgehen und von einem zuverlässigeren Schreiber stammen kann als eine ältere.

Wer in der glücklichen Lage ist, unter alten Handschriftenschätzen ein noch nicht benütztes Manuskript aufzufinden, wird leicht dazu geneigt sein, seinen Wert zu überschätzen. Es ist zwar psychologisch leicht erklärlich, mahnt aber deshalb umsomehr zu großer Vorsicht.

Eine gute kritische Ausgabe mit ausführlichem kritischen Apparat macht bei vielen Texten für den gewöhnlichen Gebrauch bei einer wissenschaftlichen Arbeit das Zurückgehen auf die Handschriften überflüssig.

b) Die ältesten Drucke eines Textes (editio princeps oder auch spätere Ausgaben) müssen dann als Textzeugen berücksichtigt werden, wenn sie auf jetzt verschollene oder verlorene Handschriften zurückgehen.

c) Als Zeugen des ganzen Textes sind ferner die alten Übersetzungen wichtig, weil sie häufig aus viel älterer Zeit stammen als die meisten Handschriften. So würden wir zB. für den hebräischen Bibeltext des Alten Testamentes mit unseren Handschriften nicht viel über das zehnte Jahrhundert n. Chr. hinauskommen, während uns die griechische Übersetzung in das zweite vorchristliche, die syrische, lateinische und koptische Übersetzung in das zweite und dritte nachchristliche Jahrhundert hinaufführen. Für die Verwertung der Übersetzung muß aber außer den allgemeinen kritischen Faktoren noch besonders die Treue der Übertragung und ihr Verhältnis zum Original geprüft werden.

d) In ähnlicher Weise wie die Übersetzungen können auch die alten Kommentare und Scholien zu einem Texte wertvolle Aufschlüsse über das zugrunde liegende Original geben. Doch haben sie in vielen Fällen nur für den Gedankeninhalt und nicht für den Wortlaut des Textes größere Bedeutung, wenn sie nicht rein philologisch den Text interpretieren, oder bei der sachlichen Erklärung eine bestimmte Form des Textes voraussetzen.

Den Kommentaren und Scholien sind manche alte Paraphrasen beizuzählen, die von einer wörtlichen Übersetzung soweit sich entfernen, daß sie meist nur eine erklärende Umschreibung des Originals bieten.

e) Die ältesten Textzeugen sind nicht selten Zitate bei alten Schriftstellern. Es ist aber bei diesen wohl zu beachten, ob ein wirkliches Zitat oder nur eine Anspielung vorliegt, ob ferner das Zitat wörtlich oder nur dem Sinne nach und aus dem Gedächtnis gemacht wurde, ob das Zitat selbst nicht später einer anderen Textform zuliebe geändert worden ist. Ebenso muß die Zuverläßigkeit des zitierenden Zeugen nach den allgemeinen kritischen Regeln geprüft werden, bevor man sein Zeugnis als beweiskräftig verwerten kann.

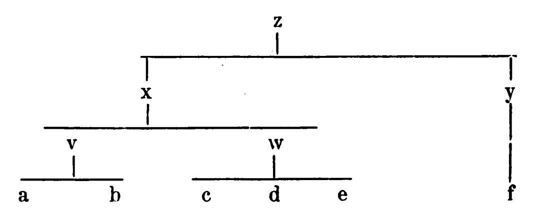
Um mit Hilfe dieser Zeugen zu einem richtigen Urteil über eine Quelle zu gelangen, müssen wir also zuvörderst jeden einzelnen Zeugen gründlich studieren und jeden Text rücksichtlich seiner Herkunft, Echtheit und Glaub-

würdigkeit untersuchen. Sodann müssen wir auch ihre Beziehung zueinander prüfen, um eine etwaige Abhängigkeit und Verwandtschaft unter ihnen festzustellen und darnach die zusammengehörigen Gruppen zu bilden und den Zeugenwert jeder Gruppe zu bemessen.

Diese Gruppierung der Textzeugen ist eine der hauptsächlichsten und schwierigsten kritischen Aufgaben. Nicht bloß die Handschriften, sondern auch alle übrigen Textzeugen müssen bei dieser Gruppierung notwendig berücksichtigt werden. Ihr Abhängigkeits- und Verwandtschaftsverhältnis kann zuweilen an äußeren Merkmalen erkannt werden zB. an der Schrift, dem Schreibmaterial, auch wohl direkten Nachrichten über die Entstehung einer Handschrift oder über die Lebensverhältnisse des Übersetzers oder Kommentators oder des zitierenden Schriftstellers. In der Regel ist man aber besonders bei den Handschriften auf innere Kriterien angewiesen. Charakteristische Kennzeichen sind auffallende übereinstimmende Lesarten und mehr noch gemeinsame Lücken und Fehler. Bei sorgfältiger Vergleichung und Abwägung aller Momente läßt sich dann mit Sicherheit oder doch mit hinreichender Wahrscheinlichkeit der Stammbaum oder das Stemma der Textzeugen herstellen. Am einfachsten liegt die Sache, wenn sich alle Zeugen auf eine noch vorhandene Quelle zurückführen lassen; die abgeleiteten Zeugen können dann neben dieser Quelle keinen Anspruch auf selbstständigen Wert erheben. Ist die gemeinsame Quelle verloren oder nicht bekannt, so muß der Stammbaum zeigen, welche von den vorhandenen Zeugen dem ursprünglichen Texte am nächsten stehen und wie man mit Hilfe derselben womöglich zur Herstellung dieses Urtextes gelangen kann.

Ein schematisches Beispiel eines einfachen Stemmas kann zur Erläuterung des Gesagten dienen. Von sechs Textzeugen a, b, c, d, e, f erweisen sich durch Vergleich der Lesarten, Lücken und Fehler, der Übereinstimmungen und der Unterschiede die beiden ersten a und b als aus der gemeinsamen Quelle v stammend; ebenso bilden c, d und e eine Gruppe, die aus der Quelle w abgeleitet ist, während f sich als eine Abschrift von y herausstellt. Durch Vergleich der Gruppen unter-

einander ergibt sich wiederum die Zugehörigkeit von v und w zu einem gemeinsamen Stamme x mit welchem y von der Wurzel z ausgeht. In Form eines Stammbaumes würde dieses einfache Verhältnis in folgender Weise dargestellt werden:



In umfassendster Weise hat zB. *Hermann Freiherr von Soden* in seinem noch nicht vollendeten Werke „Die Schriften des Neuen Testamentes" (Berlin 1902 ff) sämtliche Zeugen des neutestamentlichen Textes neu gruppiert und auf drei große Familien zurückgeführt, aus denen er die „älteste erreichbare Textgestalt" wiederherstellen will. Für die Bezeichnung der Codices verwendet er statt der unpraktischen großen und kleinen Buchstaben ausschließlich arabische Ziffern, bei denen die Gestaltung der Zahl als Merkzeichen für das Jahrhundert verwertet wird.

Jedenfalls ist diese Gruppierung der Textzeugen nach ihrer Familienzugehörigkeit und ihre Bewertung nach dem Verhältnis zu einer gemeinsamen Quelle ein bedeutender Fortschritt der Kritik in der Beurteilung der Quellen gegenüber der früher geltenden Weise, die Zeugen zu zählen und höchstens noch außer der größeren Zahl das Alter zu berücksichtigen und den älteren Texten vor den jüngeren den Vorzug zu geben.

2) Innere Kriterien. Andere Merkmale zur Beurteilung der Quellen werden den Texten selbst entnommen.

Diese inneren Kriterien lassen sich für die Beurteilung eines Textes in dieselben Gruppen zusammenfassen wie für die Interpretation der Quellen. Einerseits wird die Prüfung des sprachlichen Ausdruckes einer Schrift mit allen seinen grammatischen und stilistischen Eigentümlichkeiten als philologische Grundlage der Untersuchung die vollste Beachtung verdienen und andererseits kann eine sorgfältige Betrachtung des Inhaltes nach der persönlichen und sachlichen Seite hin reichen Stoff für die Kenntnis und Bewertung des Textes liefern.

Sprache und Stil helfen zunächst bei der Ermittlung der Entstehung eines Textes; denn die Kenntnis der

geschichtlichen Entwicklung einer Sprache befähigt uns, aus dem Vergleich einer fraglichen Schrift mit solchen, deren Ursprung bekannt ist, Zeit und Ort der Abfassung innerhalb gewisser Grenzen zu bestimmen und mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit den Autor festzustellen. Schon die sprachliche Seite kann aber auch für die Untersuchung der Texterhaltung von großer Bedeutung sein und selbst für die Beurteilung des Charakters eines Schriftstellers uns wertvolle Fingerzeige geben.

Mit Recht wird jedoch vor Überschätzung solcher Feststellungen und Urteile, die allein auf den sprachlichen Charakter einer Schrift Rücksicht nehmen, gewarnt. Denn gerade die sprachliche Eigentümlichkeit einer Schrift ist gewöhnlich am meisten dem verderbenden Einfluß der Überlieferung ausgesetzt. Selbst wenn wir aber auch eine alte Schrift in ihrer ursprünglichen Sprachgestalt besitzen, ist es doch immer eine sehr schwierige Sache, aus der Sprache allein Zeit und Ort und Verfasser genauer zu bestimmen. Die Unterscheidung des Gemeinüblichen und des eigenen Sondergutes im Stil und in der Sprache einer Zeitperiode wie eines einzelnen Schriftstellers ist eine so delikate Sache, daß Mißgriffe und Fehlschlüsse nur zu leicht vorkommen können und nur zu oft vorgekommen sind. Selbst wenn wir eine „genaue Statistik und Geschichte aller Konstruktionsverhältnisse und stilistischen Erscheinungen" besäßen, wie sie von *Ernst Bernheim* im Anschluß an *F. Bücheler* als wünschenswert bezeichnet wird (Lehrbuch 371), bliebe es doch mehr als zweifelhaft, ob dieselbe uns befähigen würde, „im Sprachgebrauch und in der Phraseologie jedes Schriftstellers Ererbtes und Eigenes, Gemeinübliches und Freierfundenes strengstens zu unterscheiden". Denn abgesehen von gewissen charakteristischen Ausdrücken sind die Konstruktionsverhältnisse und stilistischen Erscheinungen zu allen Zeiten und bei jedem Autor, und am allermeisten bei Männern mit stark ausgeprägter Individualität, so sehr abhängig vom Gegenstand und Zweck der Darstellung, von dem Alter, der Disposition und der freien Entscheidung des einzelnen, daß auch die genauesten statistischen Berechnungen zu einer solchen strengsten Unterscheidung kaum jemals hinreichen werden (vgl. *Ch. de Smedt,* Principes 91 f).

Wenn eine solche strenge Scheidung selbst in der eigenen Muttersprache ihre Schwierigkeiten hat, so muß es umsomehr als ein unsicheres Wagestück bezeichnet werden, in alten Texten einer toten Sprache die einzelnen Abschnitte, ja selbst kleine Sätze und Satzteile hauptsächlich nach dem Sprachcharakter einer Reihe von verschiedenen Autoren zuweisen zu wollen.

Der Inhalt einer Schrift kann in doppelter Weise ein Kriterium für die Beurteilung bieten. Im allgemeinen werden die Anschauungen, Interessen und Bestrebungen, die im Text ihren Ausdruck finden, uns auf gewisse Zeiten, Gegenden und Personen hinweisen können, für die sie besonders passen. Sie können auch zu Zweifeln über die Unverfälschtheit des Textes Anlaß geben, wenn sie mit anderen feststehenden Tatsachen nicht übereinstimmen, und ebenso ein Prüfstein für die Zuverlässigkeit des Schriftstellers und die Richtigkeit seiner Darstellung sein.

Im besonderen werden dann einzelne Angaben des Textes über Ereignisse, Personen, Einrichtungen, gelegentliche Zeitbestimmungen u. dgl. willkommenes Material zur Prüfung und zum Vergleich mit anderen Quellen bieten und so ein allseitig begründetes Urteil über den Text ermöglichen.

71. Entstehung und Echtheit des Textes. Die erste Aufgabe, die mit Hilfe dieser äußeren Textzeugen und inneren Kriterien bei der Beurteilung eines Textes zu lösen ist, betrifft die Untersuchung über seine Entstehung und Echtheit. Gegenstand derselben ist die Bestimmung der Entstehungszeit, des Entstehungsortes und des Verfassers. Von diesen drei sich ergänzenden Fragen hat vorzüglich die Kenntnis von Zeit und Person des Autors große Bedeutung für die Beurteilung einer Quelle.

Bei der Beantwortung dieser Fragen kann ein doppelter Fall vorliegen. Entweder ist Zeit, Ort und Verfasser einer Schrift unbekannt und muß erst auf kritischem Wege ermittelt werden, oder es ist eine bestehende, aber nicht ganz sichere Meinung über Zeit, Ort und Verfasser einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Das Verfahren ist in beiden Fällen das gleiche und kann daher kurz gemeinsam behandelt werden.

An erster Stelle sind die äußeren Textzeugen über Zeit, Ort und Verfasser der Quelle zu befragen. Ist das Autograph eines Werkes vorhanden, so kann es natür-

lich unmittelbar zur Bestimmung der Zeit und des Verfassers dienen. Bei den Abschriften, auf die wir meistens angewiesen sind, können öfters die Titel oder die Unterschriften sichere oder wahrscheinliche Anhaltspunkte geben. In der Regel sind diese handschriftlichen Angaben zwar bei älteren Texten nicht auf die Verfasser selbst zurückzuführen. Je näher sie aber der Entstehungszeit einer Schrift kommen und je weniger Grund zur Annahme einer Fälschung oder eines Irrtumes vorliegt, desto eher verdient ein solches Zeugnis über die Abfassung eines Textes Glauben.

Weiterhin sind auch alle direkten Nachrichten sorgfältig in Betracht zu ziehen, die vielleicht in anderen Quellen über die Entstehung des fraglichen Textes vorhanden sein können. Wo immer wir Zeugnisse von Zeitgenossen oder wohlunterrichteten und wahrheitsliebenden späteren Zeugen haben, die sich bei genauer Untersuchung als glaubwürdig erweisen, werden wir sie als maßgebend beachten müssen. Bieten uns solche Zeugnisse eine klare Nachricht über Zeit und Ort der Abfassung oder über die Person des Verfassers einer Schrift, so kann damit die Frage nach der Entstehung des Werkes für den betreffenden Punkt als entschieden betrachtet werden. Es wäre eine Anmaßung, unbekümmert um derartige Zeugnisse einzig auf Grund der inneren Kriterien den Ursprung eines Werkes bestimmen zu wollen.

In anderen Fällen können uns Übersetzungen und Erklärungen des Textes oder Zitate des Titels und Anführung oder Nachahmung und Benutzung von Stellen eines Werkes als Zeugnisse über Zeit und Verfasser desselben dienen. Schon die einfache Tatsache der Benutzung ist ein allgemeines Merkmal für die Zeitbestimmung, das in Ermangelung genauerer Angaben wenigstens für die Festsetzung des *terminus ante quem* dienen kann. Ferner kann zB. ein Schriftsteller in einem seiner Werke die fragliche Schrift als seine Arbeit anführen oder auf dieselbe verweisen, oder es kann in einem Werke eines anderen Schriftstellers ein Text als Ausspruch eines Autors angeführt werden, der sich wörtlich in jener Schrift findet. Auch solche mehr zufällige

Hinweise auf den Ursprung einer Schrift sind zu beachten. Doch unterliegen dieselben wie alle übrigen Zeugnisse einer genauen Prüfung auf ihre Zuverlässigkeit und Beweiskraft (vgl. *A. Boeckh,* Encyklopädie[2] 235—40).

Die ersten Zweifel an der Echtheit eines Textes werden nicht selten durch auffallende und verdächtige Umstände des Ursprunges oder der Auffindung desselben angeregt. Bei berühmten Fälschungen aus neuerer Zeit wie zB. bei den Moabitischen Altertümern führten solche Verdachtsmomente auf die Spur des Fälschers.

In vielen Fällen ist man für die Bestimmung des Ursprunges eines Textes ganz auf die inneren Kriterien angewiesen. Man wird dann zunächst Sprache und Stil der Schrift mit anderen bekannten und datierten Werken vergleichen müssen, denen sie am nächsten zu stehen scheint, um aus den lexikalischen, grammatischen und stilistischen Übereinstimmungen oder Differenzen Anhaltspunkte für die Bestimmung der Zeit und des Ortes der Abfassung zu gewinnen und vielleicht auch die Person des Autors mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit zu ermitteln. Steht die geschichtliche Entwicklung der Sprache für die einzelnen Perioden hinreichend fest und ergibt sich aus dem Vergleich des Textes ein genügendes charakteristisches Beweismaterial, so läßt sich schon durch die sprachliche Untersuchung entweder positiv die Entstehung innerhalb gewisser Zeitgrenzen oder auch die Abfassung durch einen bestimmten Autor wahrscheinlich oder sicher begründen, oder negativ zeigen, daß eine Schrift nicht einer fälschlich angenommenen Periode oder einem angeblichen Autor zugeschrieben werden darf. Wie schon bemerkt, wird man sich aber vor allzu großem Zutrauen zu solchen rein sprachlichen Untersuchungen hüten müssen und vor allem die verschiedenen Möglichkeiten bei der kritischen Prüfung nicht außer acht lassen, die bei den Übereinstimmungen wie bei den Differenzen durch Nachahmung oder individuelle Entwicklung oder persönliche Eigentümlichkeiten oder auch durch spätere Angleichung eines Textes und andere Textkorruptionen gegeben sein können.

In der Regel wird aus der Prüfung des Inhaltes einer Schrift sich ein größerer Gewinn für die Bestimmung ihrer Entstehung erzielen lassen. Schon der allgemeine Charakter des Werkes, der geistige Horizont, der sich darin zeigt, die besonderen Absichten, die Lehrmeinungen und Anschauungen, die darin zu Tage treten, lassen nicht selten einen Schluß zu auf gewisse Zeiten, Gegenden und Personen, für die sie als vorzüglich passend erscheinen. Als Kind seiner Zeit und seines Landes wird der Verfasser, ohne sich zu nennen, doch bewußt oder unbewußt sich oft kenntlich machen und auch leicht sein Alter, seinen Stand, seine Lebensverhältnisse verraten und so dem geübten Auge wenigstens die Festsetzung der Grenzen ermöglichen, innerhalb welcher die Entstehung der Schrift anzusetzen ist.

Außerdem werden sehr häufig auch besondere Angaben die genauere Bestimmung ermöglichen. Für die Zeit ist die Erwähnung von geschichtlichen Ereignissen, die sich aus anderen Quellen datieren lassen, ein wertvoller Anhaltspunkt. Oft wird der Verfasser sich auch durch das besondere Interesse für die Begebenheiten aus einem bestimmten Kreise und die genaue Kenntnis der Personen und Verhältnisse, durch Mitteilungen über ihre Absichten und Pläne als einen Angehörigen dieses Kreises und Mitbeteiligten an den geschilderten Ereignissen zu erkennen geben. Ebenso bietet die Benutzung von Schriften, deren Zeit bekannt ist, einen sicheren Beweis für die Zeitgrenze, über die wir die Entstehung einer Schrift nicht hinausrücken dürfen (*terminus post quem* oder *a quo*).

Bei sorgfältiger Prüfung dieser inneren Kriterien und gleichzeitiger Berücksichtigung der äußeren Textzeugen gelingt es nicht selten, auch in sehr dunkle und verwickelte Fragen Licht zu bringen und sie einer endgültigen Lösung entgegenzuführen.

Als Beispiele solcher Lösungen aus der letzten Zeit seien genannt: *Josef Stiglmayr,* Das Aufkommen der Pseudo-Dionysischen Schriften und ihr Eindringen in die christliche Literatur bis zum Lateranconcil 649. Feldkirch 1895 (Gymnasial-Programm). Die Schrift erbringt den Nach-

weis, der auch unabhängig von Stiglmayr durch *Hugo Koch* gleichzeitig geführt wurde, daß in dem Werke „De divinis nominibus" das Buch des Neuplatonikers Proklos (411—85) „De malorum subsistentia" benutzt und exzerpiert wurde und daß deshalb dieses Werk und die mit ihm zusammenhängenden sogenannten Dionysischen Schriften nicht von Dionysius Areopagita geschrieben sein können. — *Franz Diekamp* behandelt in seiner Arbeit „Hippolytos von Theben. Texte und Untersuchungen" (Münster 1898) in gleich gründlicher Weise die Entstehung der Schriften des Hippolyt von Theben, die nach seinen Ausführungen der Zeit von 650—750, und zwar eher der zweiten als der ersten Hälfte dieser Periode, angehören. — *Adolf Harnack* gelangt in seiner Schrift „Lukas der Arzt, der Verfasser des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte" (Leipzig 1906) (Beiträge zur Einleitung in das Neue Testament I) zu dem Ergebnis, daß zwischen den sogenannten „Wirberichten" der Apostelgeschichte und dem ganzen übrigen Werke mit Einschluß des Evangeliums eine vollkommene sprachliche Einheit und ebenso eine volle Übereinstimmung in den Absichten, Mitteln, Anschauungen und dem ganzen geistigen Gesichtskreis besteht und daß deshalb die Tradition mit der Annahme eines einzigen Verfassers des Werkes im Rechte ist. Die weitere traditionelle Meinung, daß dieser Verfasser Lukas der Arzt aus Antiochien gewesen sei, wird ebenfalls durch die kritische Untersuchung bestätigt. — Die Streitfrage über Kommodian von Gaza dürfte durch die Untersuchungen von *Heinrich Brewer* „Kommodian von Gaza. Ein Arelatensischer Laiendichter aus der Mitte des fünften Jahrhunderts" (Paderborn 1906) (Forschungen zur christlichen Literatur- und Dogmengeschichte VI 1 und 2) ihre endgültige Lösung gefunden haben.

Das Studium dieser und ähnlicher Schriften wird insbesondere den Anfängern den rechten Weg für eine historisch-kritische Untersuchung besser und klarer zeigen, als es durch theoretische Regeln geschehen kann.

72. Erhaltung und Unverfälschtheit des Textes. Zur Beurteilung unserer Quellen ist es an erster Stelle erfordert, ihren Ursprung zu kennen und möglichst genau zu wissen, von wem und woher und aus welcher Zeit sie stammen. Wir müssen uns aber auch über den uns vorliegenden Text sorgfältig zu unterrichten suchen, um bei der Beurteilung, die im ganzen wie im einzelnen an die konkrete Gestalt des Textes anknüpfen muß, nicht fehlzugehen. Zu diesem Zwecke ist die Untersuchung der Texterhaltung und die Prüfung seiner Unverfälschtheit notwendig.

Das Verfahren bei dieser textkritischen Untersuchung entspricht ganz dem Vorgehen bei der Prüfung des Ursprunges unserer Quellen. Zuerst müssen wir mit möglichster Vollständigkeit die äußeren Textzeugen vernehmen, um durch sorgfältige Kollation ein sicheres Urteil über die uns erhaltene Textüberlieferung zu gewinnen. Dabei haben wir vor allem, wie wir sahen, auf die Verwandtschaft der verschiedenen Zeugen zu achten, um aus dem Verhältnis der einzelnen Familien zueinander und zu ihrem gemeinsamen Urbild nach Möglichkeit die älteste erreichbare Textgestalt herzustellen. Glücklicherweise ist für sehr viele Texte durch gute kritische Ausgaben diese erste Arbeit schon bedeutend vereinfacht und erleichtert. Eine Nachprüfung des kritischen Verfahrens und eine sorgfältige Berücksichtigung der im Apparatus criticus angegebenen Textzeugen bleibt uns aber für die eigene wissenschaftliche Arbeit nicht erspart.

Zur Untersuchung der Textzeugen muß sodann die Prüfung der im Texte selbst gegebenen inneren Kriterien hinzukommen. Sie zeigen uns in Verbindung mit den äußeren Zeugen die verschiedenen Anlässe, an der Richtigkeit der überlieferten Textgestalt zu zweifeln. Der erste äußere Anlaß dazu ergibt sich aus den verschiedenen Lesarten oder Varianten, die von den Textzeugen angegeben werden. Der vorliegende Text selbst kann weitere sprachliche oder inhaltliche Anstöße bereiten, die unsere Aufmerksamkeit auf offenbare oder wahrscheinliche oder mögliche Fehler der Textüberlieferung hinlenken.

Die Aufgabe der textkritischen Untersuchung ist es also, den sicher überlieferten Text festzustellen, zwischen den Varianten die bessere Lesart zu wählen, die vorhandenen Fehler und ihre Quellen zu erkennen und soweit als möglich diese Fehler zu berichtigen.

Wo ein Text von allen Zeugen übereinstimmend überliefert ist, haben wir ihn als richtig anzuerkennen, wenn nicht schwerwiegende Gründe die Annahme eines Fehlers der Überlieferung nahelegen. Doch

selbst in solchen Fällen, die jedesmal erst zu beweisen sind, sollte die subjektive Verbesserung des Fehlers nicht ohne weiteres an die Stelle des überlieferten Textes gesetzt, sondern stets als neue Zutat gekennzeichnet werden, woferne es sich nicht um bloße Schreibfehler oder kleine orthographische Verstöße handelt. Sonst mag es freilich recht wohl geschehen, „daß man von der modernsten Ausgabe eines Autors unwillig und enttäuscht zu einer alten zurückgeht und die überlieferten Korruptelen schmackhafter findet als die neuen Konjekturen“ (*Fr. Blass* in: Handbuch der klass. Altert. I² 171).

Wenn verschiedene Lesarten vorliegen, ist die bessere zu wählen. Die Entscheidung darüber wird zuerst wieder auf die größere oder geringere Autorität der Textzeugen Rücksicht nehmen müssen. Die Lesart der älteren und glaubwürdigeren Zeugen hat in der Regel vor den übrigen den Vorzug. Doch können innere Gründe eine weniger gut bezeugte Variante als die bessere und angemessenere Lesart erscheinen lassen. Bestimmte einheitliche Regeln lassen sich für diese Wahl nicht aufstellen, da in jedem einzelnen Falle die verschiedenen Umstände und Verhältnisse zu berücksichtigen sind, von denen die Entscheidung beeinflußt wird. Im allgemeinen werden zwei Punkte Beachtung verdienen: 1) Von zwei Lesarten verdient jene den Vorzug, aus der sich die andere herleiten läßt; 2) Für gewöhnlich ist die schwierigere Lesart der leichteren vorzuziehen, wenn es sich nicht um rein mechanische Fehler handelt.

Der letztere Kanon wird in der Regel als von *Joh. Jak. Griesbach* (1745—1812) herrührend bezeichnet, der ihn bei der kritischen Bearbeitung des neutestamentlichen Textes besonders zur Anwendung brachte. Der gleiche Grundsatz hatte aber auch schon bei den alten Textkritikern Geltung. So bemerkt zB. der hl. *Augustin*, wo er die erleichternde Lesart „per prophetam dicentem“ statt „per Ieremiam prophetam dicentem“ im Texte von Matth. 27,9 zurückweist (De consensu Evangelistarum III c. 7 n. 29. *Migne*, P. L. 34, 1175): „Sed utatur ista defensione cui placet; mihi autem cur non placeat haec causa est quia et plures codices habent Ieremiae nomen, et qui dili-

gentius in graecis exemplaribus Evangelium consideraverunt, in antiquioribus graecis ita se perhibent invenisse; et *nulla fuit causa cur adderetur hoc nomen ut mendositas fieret, cur autem de nonnullis codicibus tolleretur, fuit utique causa ut hoc audax imperitia faceret, cum turbaretur quaestione quod hoc testimonium apud Ieremiam non inveniretur*".

Bei der Wahl der besseren Lesart verdient im allgemeinen auch jene Handschrift eine besondere Beachtung, welche durch sinnlose Worte oder andere sinnlose Fehler zeigt, daß der Abschreiber nichts von dem verstand, was er schrieb. Denn in einem solchen Falle kann man für gewöhnlich sicher sein, daß der Abschreiber keine absichtlichen Änderungen im Texte vornahm, um sich das Verständnis zu erleichtern. Außerdem können die sinnlosen Worte den Weg zur richtigen Lesart zeigen, da der Abschreiber das wiederzugeben suchte, was er in seiner Vorlage zu sehen glaubte.

In Bezug auf die Fehler sind die mannigfachen Arten und die verschiedenen Quellen derselben zu unterscheiden. Die Arten lassen sich auf drei Gruppen zurückführen: Auslassungen, Hinzufügungen und Veränderungen. Zu den Auslassungen gehören Verstümmelungen zu Anfang oder am Ende der Schrift und Lücken innerhalb des Textes. Durch Hinzufügung einzelner oder mehrerer Worte oder Sätze oder Abschnitte entstehen die sogenannten Interpolationen. Veränderungen betreffen entweder die Schreibart (Orthographie) oder die Worttrennung oder die Zeichensetzung (Interpunktion) oder die Wortstellung oder die Vertauschung von Worten und Sätzen.

Die Quellen der Fehler sind teils äußere oder zufällige, teils innere. Fehler, die aus äußeren Quellen hervorgehen, bezeichnet man als mechanische, weil sie vom Schreiber nicht frei gewollt und beabsichtigt sind. Ursache solcher Fehler kann ein Versehen beim Schreiben sein, indem das Auge von einem Wort auf ein benachbartes mit gleicher oder ähnlicher Buchstabenverbindung, besonders am Ende (Homoioteleuton), abirrt und deshalb die zwischen beiden Worten stehende Wortreihe ausläßt (Haplographie) oder wiederholt (Dittographie). In anderen Fällen ist die Ursache ein Verhören beim Diktieren, indem gleich oder ähnlich lautende, aber verschieden geschriebene

Buchstaben oder Wörter miteinander verwechselt werden. Ebenso kann durch die in alter Zeit übliche ununterbrochene Schreibung der Wörter und durch das Fehlen der Interpunktion ein unfreiwilliger Irrtum und Fehler entstehen. Auch durch falsche Auflösung von Abkürzungen einer Vorlage oder durch Mißverständnis der Schriftzeichen können Lesefehler in eine Abschrift sich einschleichen.

Bei den inneren Ursachen ist die Absicht und der freie Wille des Schreibers mit im Spiele. Es handelt sich dabei entweder um gutgemeinte aber unrichtige Verbesserungen oder um absichtliche Fälschungen. Bei ersteren ist sehr oft die „audax imperitia" beteiligt, die namentlich an maßloser und unberechtigter Konjekturalkritik ihre Freude hat.

Ist der Fehler und wo möglich seine Quelle erkannt, so bleibt der textkritischen Untersuchung noch die Berichtigung desselben übrig. Sie wird bei den rein mechanischen Fehlern in der Regel leichter sein als bei den absichtlichen. Das Ziel dieser Korrekturarbeit muß stets sein, den ursprünglichen Text oder die älteste erreichbare Textgestalt herzustellen oder doch statt des Fehlers eine angemessenere Form des Textes zu bieten. Hypothese und Konjektur können bei dieser Arbeit gute und große Dienste leisten, wenn sie sich innerhalb der Schranken ihrer Berechtigung halten und mit klugem Verständnis und diskretem Takt gehandhabt werden. Gerade bei diesem schwierigsten Teile seiner Aufgabe hat sich der kritische Meister zu zeigen und zu bewähren. Bei allseitiger Berücksichtigung der äußeren und inneren Kriterien, die durch die äußeren Zeugen und die Beschaffenheit des Textes gegeben sind, bei gründlicher Kenntnis aller in Betracht kommenden sprachlichen und sachlichen Verhältnisse und Umstände kann ein kritisch geschultes und geschärftes Auge die Verbindung von bekannten vorliegenden Tatsachen mit anderen noch unbekannten erkennen und daraus die angemessenere Berichtigung eines fehlerhaften Textes erschließen. So kann eine Konjektur von der Ursache auf eine noch nicht bekannte Wirkung oder umgekehrt von einer be-

kannten Wirkung auf eine unbekannte Ursache schließen oder auch für die Erkenntnis von unbekannten Umständen einer Tatsache sich auf die Analogie mit einer anderen ähnlichen Tatsache stützen. Die Hypothese selbst macht natürlich die angenommene Tatsache noch nicht zur Wirklichkeit. Sie kann aber eine Brücke zu neuen Erkenntnissen schlagen und den Weg bahnen, um aus dem Bereich der bekannten Tatsachen hinreichende Beweise für die Wahrscheinlichkeit oder Sicherheit der angenommenen Tatsache zu finden. Erst wenn diese Beweise als feste Stütze zur Konjektur hinzutreten, verliert sie ihren rein hypothetischen Charakter und kann je nach ihrem größeren oder geringeren Wahrheitsgehalt Anspruch auf Beachtung und Annahme erheben.

Über die Konjektur vgl. *Ch. de Smedt,* Principes de la critique historique 238—62 und die von ihm zitierte Schrift von *Ernest Naville,* La logique de l'hypothèse. Paris 1880.

Mit Recht wird aber immer wieder vor den Gefahren einer unbesonnenen und unbescheidenen Konjekturalkritik gewarnt, die das Wahre vom Spitzfindigen nicht unterscheiden kann und die eigenen willkürlichen Einfälle als notwendige und einzig wahre Berichtigungen ansieht. Mit Rücksicht auf abschreckende Beispiele dieser verkehrten Richtung auf dem Gebiete der altklassischen Philologie bemerkt *August Boeckh:* „Eine solche Bearbeitung der alten klassischen Schriften ist eine Art Verbrechen, eine Nichtachtung fremden Eigentums, ein frevelhafter Eingriff in fremde Individualität. Die Athener haben auf Antrag des Redners Lykurgos verboten, die Tragiker zu verändern; man möchte beinahe wünschen, daß alle alten Klassiker jetzt durch ein ähnliches Verbot geschützt würden" (Encyklopädie[2] 187).

73. Textgestaltung. Das Ergebnis der textkritischen Bearbeitung der Quelle wird schließlich die Herstellung und Gestaltung der ältesten erreichbaren Textform sein. Man pflegt diese Herstellung des Originaltextes als Rezension desselben zu bezeichnen. Sie bildet die Grundlage der Edition oder Ausgabe des Textes für weitere Kreise. Soweit dabei die Veröffentlichung selbst in Frage kommt, werden wir uns später damit zu beschäftigen haben. Zum Abschluß der Erörterung der textkritischen Bearbeitung des

Textes müssen aber schon hier einige Bemerkungen über die Weise der Textgestaltung Platz finden. Da dieselben Gesichtspunkte auch für die einfache Zitationsweise, wo es sich um wörtliche Anführung von Texten handelt, Geltung haben, dienen diese Bemerkungen zugleich schon als Vorbereitung für die Erörterung dieses höchst praktischen Teiles der wissenschaftlichen Arbeit.

Das Ziel der kritischen Textgestaltung ist die Herstellung des „idealen Originaltextes“ d. h. des Textes, „sowie er nach der Intention des Autors hat geraten sollen, ohne Schreib- und Druckfehler, mit Einsetzung mangelnder und Besserung mißratener Interpunktion“ (*E. Bernheim,* Lehrbuch[3] 416). Freilich muß auch bei diesen geringfügigen Abweichungen vom realen Originaltext „der gewissenhafte und methodisch geschulte Herausgeber über jeden subjektiven Eingriff durch Noten unter dem Text oder allgemeine Bemerkungen in der Einleitung Rechenschaft geben und den Leser in den Stand setzen, etwaige Mißgriffe zu redressieren“ (ebd.). Insbesondere darf der Sinn des Textes durch die Änderung der Interpunktion in keiner Weise berührt werden. Doch würde eine noch genauere, auch in materieller Hinsicht völlig getreue Wiedergabe des realen Originals nur in sehr seltenen Fällen dem Zwecke der Herstellung und Veröffentlichung des Textes entsprechen.

Schon hier macht sich aber gleich die Hauptregel für jede Textgestaltung geltend. Der Maßstab für die Übereinstimmung zwischen Textrezension und Originaltext innerhalb der Grenzen der erreichbaren Möglichkeit muß dem jedesmaligen Zweck der eigenen Arbeit entnommen werden. Das Vorgehen der einzelnen Bearbeiter wird in erster Linie sich darnach richten, ob für den Zweck ihrer Arbeit die sprachliche oder die sachliche Seite eines Textes die größere Bedeutung hat. Für den Philologen, der vorzüglich die sprachlichen Eigentümlichkeiten in jeder Quelle zu beachten hat, werden auch kleinere Differenzen der orthographischen Schreibung Wert haben, über die der Historiker, Jurist oder Theologe leichter hinweggehen kann. Bei den ver-

schiedenen Lesarten, die für den apparatus criticus notiert werden müssen, werden diese letzteren sich für gewöhnlich mit solchen begnügen, die den Sinn irgendwie beeinflussen, während der Philologe auch den verschiedenen Wortformen und kleinsten sprachlichen Unterschieden in den einzelnen Textzeugen volle Beachtung schenkt.

Außer dem Zweck wird speziell für die Herausgabe von Texten namentlich bei historischen Quellenpublikationen auch die Quellengattung und die Zeitperiode, der sie angehören, zu berücksichtigen sein, wie dies in den Lehrbüchern der historischen Methode ausführlicher behandelt wird.

Mit Rücksicht auf die ausschlaggebende Bedeutung des besonderen Zweckes lassen sich daher feste Regeln und Gesetze für alle Arbeiten kaum aufstellen. Doch dürften einige konventionelle Punkte als ziemlich allgemein gültig anerkannt sein. Wenngleich es sich dabei mehr um äußerliche und unwesentliche Kleinigkeiten handelt, ist es doch nicht recht, diese gemeinübliche wissenschaftliche Technik zu ignorieren. „Qui ignorat, ignorabitur."

Für diese technische Form der Textgestaltung ist folgendes zu bemerken:

1) Offenbare Schreib- oder Druckfehler des Originals werden ohne Bemerkung beseitigt.

2) Die Schreibweise des Textes ist im allgemeinen beizubehalten. Im Interesse leichterer Verständlichkeit empfiehlt es sich aber, wenn nicht der besondere Zweck der Arbeit etwas anderes erfordert, die Verbindung und Trennung der Worte nach dem heutigen Gebrauch einzuhalten, unrichtige oder willkürliche orthographische Eigenheiten sowie die willkürliche Setzung der großen Anfangsbuchstaben zu beseitigen, in lateinischen Texten *ii* statt *ij* einzusetzen und ebenso in deutschen Texten *i* statt des alten *y* außer in Fremdwörtern und Eigennamen, und *u*, wenn dafür *v* oder *w* steht.

3) Abkürzungen des Textes werden ohne weiteres aufgelöst, wenn über die Bedeutung kein Zweifel besteht; sonst wird die Auflösung in eckigen Klammern [. . .] bei-

gefügt. Die allgemein gebräuchlichen Abkürzungen können natürlich beibehalten werden.

4) Die Interpunktion ist sinngemäß zu gestalten. Deshalb werden fehlende Zeichen ohne Bemerkung eingesetzt und fehlerhafte verbessert, sofern der Sinn dadurch nicht geändert wird.

5) Absätze (Alinea) können der größeren Übersichtlichkeit halber weggelassen oder neu eingeführt werden.

6) Lücken in der Vorlage werden durch gebrochene Linien, Auslassungen des Herausgebers durch Punkte . . . . . angedeutet.

7) Einschaltungen der Vorlage und Ergänzungen, die sich unmittelbar aus dem Text der Vorlage ergeben, werden in runden Klammern (. . . . .), Zusätze des Herausgebers in eckigen Klammern [. . . . .] angegeben.

8) Unsichere Lesungen werden mit einem Fragezeichen in eckigen Klammern [?], befremdliche, aber gesicherte Ausdrücke mit einem Ausrufungszeichen in eckigen Klammern [!] bezeichnet. Beide Zeichen sollen aber nicht etwa nach unwissenschaftlicher Anfängerart die verschiedenen subjektiven Affekte des Herausgebers offenbaren, sondern nur die Unsicherheit der Lesung anzeigen oder die Verantwortung für einen auffallenden Ausdruck dem Verfasser selbst zuweisen. Statt des Ausrufungszeichens wird von anderen ein [so] oder [sic] im gleichen Sinne verwendet.

Innerhalb einer in runden Klammern (. . .) stehenden Parenthese werden bei Einschaltungen gewöhnlich die eckigen Klammerzeichen [. . .] verwendet.

9) Bei Zitaten widerspricht es nicht der notwendigen wissenschaftlichen Akribie, wenn ohne jede Änderung des Sinnes die Wort- oder Konstruktionsform dem das Zitat einleitenden Kontext entsprechend gestaltet und deshalb zB. der Nominativ mit dem Genetiv oder die erste Person bei dem Zeitwort mit der dritten vertauscht wird.

Für die vorstehenden Bemerkungen wurden besonders benützt die Ausführungen von *F. Stieve* über „Grundsätze, welche bei Herausgabe von Aktenstücken zur neueren Geschichte zu befolgen sind“ in: Bericht

über die dritte Versammlung deutscher Historiker (Leipzig 1895) 18—28. Vgl. ferner *E. Bernheim,* Lehrbuch[3] 413—29 und die dortselbst S. 414. 422 f. 424. 428 f angegebene Literatur.

Was außer der eigentlichen Textgestaltung noch für die Herausgabe selbst zu tun ist, soll im Kapitel über die Veröffentlichung der wissenschaftlichen Arbeit zur Sprache kommen.

74. Glaubwürdigkeit und Wahrheit des Textes. Die Beurteilung der Quellen muß durch die Bestimmung ihres Wertes, ihrer Glaubwürdigkeit und Wahrheit ihren Abschluß finden. Eine eingehende Behandlung des ganzen Gegenstandes müssen wir den ausführlichen Lehrbüchern der historischen Methode überlassen, von denen hauptsächlich *E. Bernheim* zu vergleichen ist ([3]429—510). Einige allgemeine Gesichtspunkte lassen sich aber auch für jede wissenschaftliche Arbeit aus dem Gebiet der geschichtlichen und der sprachlichen, der juridischen wie der theologischen Studien ins Auge fassen.

Es handelt sich bei dieser Untersuchung hauptsächlich um die Frage: Welcher Wert kommt dem Zeugnis einer Quelle über eine zu unserem Thema gehörige Tatsache zu? Wir müssen darüber durch Prüfung der äußeren und inneren Kriterien zu einem Urteil zu gelangen suchen. Da bei diesen Studien größtenteils schriftliche Quellen in Betracht kommen, müssen wir diese auch vorzüglich berücksichtigen.

1) Äußere Kriterien. Als äußere Kriterien haben wir zunächst die Zeugnisse über den Wert der Quellen zu beachten. Liegen uns von kompetenter Seite Urteile vor, die sich anerkennend darüber äußern, so wird es uns in der Regel leichter sein, ein solches Werturteil auf seine Berechtigung zu prüfen, als ohne solche Vorarbeit zu einem eigenen Urteil zu gelangen. Das gleiche gilt überhaupt von den Hilfsmitteln, die wir bei der Arbeit zu Rate ziehen und die im weiteren Sinne ja auch zu unseren Quellen gehören. Ein begründetes Urteil von zuständiger Seite wird uns bei der Wahl derselben sicherer vor Zeitverlust und Irrwegen bewahren, als wenn wir uns bloß

auf die eigene Erfahrung verlassen wollten. Dabei soll uns freilich nicht die Nachprüfung fremden Urteils erspart bleiben. Die Arbeit dafür erfordert aber weit weniger Zeit und Mühe, als wenn wir ganz allein auf uns selbst angewiesen sind.

Zu den äußeren Kriterien gehört auch die Benutzung und Verbreitung einer Quelle in weiten Kreisen. Wenngleich in früheren Zeiten ebensogut wie heutzutage mancherlei Umstände auf die größere oder geringere Verbreitung einer Quelle Einfluß haben konnten, so wird doch eine aufmerksame Prüfung aller Verhältnisse bald ergeben, ob die Verbreitung eine verdiente oder mehr zufällige ist. Bei älteren Quellen wird man auch aus der handschriftlichen Überlieferung einen Schluß auf die größere oder geringere Verbreitung und Benutzung eines Textes ziehen können.

Ein noch wichtigeres äußeres Kriterium ist uns durch den Vergleich eines Zeugnisses mit anderen Quellen an die Hand gegeben. Bei der gegenseitigen Kontrolle der verschiedenen parallelen Angaben und Berichte wird sich entweder durch Übereinstimmung eine Bestätigung des Zeugnisses ergeben, oder durch den Widerspruch eine erneute Prüfung als notwendig erweisen. Der Widerspruch stellt sich dann nicht selten als nur scheinbar heraus, indem zwei Aussagen über denselben Gegenstand sich miteinander vereinen lassen, oder zwei unvereinbare Berichte nicht denselben Gegenstand betreffen; in anderen Fällen läßt sich bei einem wirklich vorhandenen Widerspruch die eine Aussage als unglaubwürdig nachweisen und so die andere indirekt bestätigen.

2) Innere Kriterien. Aus der Prüfung der Quellen selbst ergibt sich eine Reihe von inneren Kriterien.

a) Zuvörderst ist die Beschaffenheit und der allgemeine Charakter der Quellen zu beachten. Wir können uns darüber ein Urteil bilden durch die Prüfung der Entstehung und des Alters eines Textes sowie durch die Untersuchung seiner Ausdrucksweise und seines allgemeinen Inhaltes. Entstammt die Quelle einer Zeit, einer Gegend, einer Gesellschaft, die den in Frage kommenden Tatsachen nahestehen, so sprechen diese Umstände weit

mehr für die Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit des Berichtes, als wenn es sich um eine späte und in einer entlegenen Gegend unter lauter fremden Menschen entstandene Erzählung handelt. Nach der sprachlichen Seite hin können uns gezwungene und gezierte Wendungen, gehäufte übertriebene Ausdrücke, allzu gefühlvolle und phantastische Schilderungen vor zu grossem Zutrauen zu derartigen Berichten warnen. Ebenso wird sich aus der allgemeinen Geistesrichtung, die im Texte zum Ausdruck kommt, aus den falschen Lehrmeinungen, einseitigen Parteiansichten u. ä. wenigstens im allgemeinen der Charakter der Quelle erkennen lassen.

b) Von grosser Wichtigkeit ist dann die Prüfung der Zuverlässigkeit des Autors. Es fragt sich dabei zuerst, ob er die Wahrheit in Bezug auf die berichteten Tatsachen wissen konnte. Es ist dafür zu beachten, ob er ein Zeitgenosse und unmittelbarer Zeuge war, oder doch aus glaubwürdigen Quellen seine Kenntnis schöpfte; ob er seiner Stellung nach zu den berichteten Tatsachen in besonderer Beziehung stand; ob er seinen geistigen Fähigkeiten und seinem Bildungsgrade nach in der Lage war, die Tatsachen richtig wahrzunehmen und aufzufassen, seine Wahrnehmungen korrekt zu verknüpfen, genau im Gedächtnis zu bewahren und ohne Entstellung mitzuteilen.

Es fragt sich dann zweitens, ob der Autor die Wahrheit auch sagen wollte. Wir müssen uns daher auch über seinen moralischen Charakter ein Urteil bilden und deshalb beachten, ob sich im Texte gewisse Tendenzen zeigen, die ein Grund zur Entstellung der Wahrheit sein könnten; ob der Verfasser vielleicht auch solche Dinge mitteilt, die für seine Person oder seine Freunde oder sein Volk ungünstig, oder umgekehrt für seine Gegner und Feinde günstig sind; ob sonst sein Charakter als der eines wahrheitsliebenden Mannes hervortritt.

c) Der wichtigste Punkt für die Beurteilung der Quellen ist die Frage nach dem Abhängigkeitsverhältnis des Textes. Wir müssen daher sorgfältig untersuchen, in

welcher Beziehung ein vorliegender Bericht zu den behandelten Tatsachen steht, ob er als eine ursprüngliche oder abgeleitete Quelle zu betrachten ist. Hinsichtlich der verschiedenen Textzeugen ist ihre verwandtschaftliche Beziehung zueinander und ihr Verhältnis zum ursprünglichen Text schon früher erörtert worden. Hier kommt es vorzüglich darauf an zu prüfen, ob eine vorliegende Quelle in der kritisch erreichbaren ältesten Textgestalt selbst wieder von anderen Quellen abhängig ist oder als ursprüngliches Zeugnis über eine Tatsache zu gelten hat. Ein Vergleich mit allen irgendwie einschlägigen Quellentexten und eine sorgfältige Prüfung aller Angaben wird ein Urteil darüber ermöglichen.

Eine ähnliche Frage ist übrigens wieder bei allen Hilfsmitteln der wissenschaftlichen Arbeit zu beantworten. Wie schon früher bemerkt wurde, richtet sich ihr Wert hauptsächlich nach dem Verhältnis, in welchem sie zu den ursprünglichen Quellen stehen, ob sie unmittelbar oder durch eine zweite, dritte oder noch spätere Hand aus ihnen schöpfen.

Für die sogenannte Quellenanalyse im engeren Sinne d. h. „die zerlegende Reduzierung der Quellen auf deren etwaige Quellen und Urquellen und die Untersuchung der Verwandtschaftsverhältnisse zwischen verwandten Quellen lediglich aus den uns vorliegenden Texten selbst“ betont *Ernst Bernheim* vorzüglich zwei psychologische Erfahrungssätze: „erstens, wenn zwei oder mehrere Menschen dasselbe noch so einfache Ereignis, geschweige denn einen ganzen Komplex von Ereignissen erleben und auffassen, so fassen sie nie alle Momente desselben in ganz gleicher Weise auf, geben also, wenn sie dasselbe berichten, nie alle Momente in ganz gleicher Weise wieder; zweitens, wenn zwei oder mehrere Menschen selbständig denselben Vorstellungsinhalt zu sprachlichem Ausdruck bringen, so geschieht das nie in ganz gleicher Form (abgesehen von formelhaften Wendungen, die gar kein selbständiger Vorstellungs- und Gedankenausdruck sind)“ (Lehrbuch[3] 381). Die beiden Sätze sind im allgemeinen sicherlich berechtigt und können bei der Quellenanalyse mit Nutzen verwendet werden. Auch der Schluß, den Bernheim daraus zieht, ist ganz berechtigt: „Wenn zwei oder mehrere Quellen dieselben Tatsachen in gleicher oder annähernd gleicher Form berichten (abgesehen von formelhaften Wendungen), so sind diese Berichte nicht unabhängig voneinander konzipiert, sondern hängen in irgendeiner Weise miteinander zusammen“ (ebd.). Die Worte müssen nur in dem richtigen Sinne verstanden werden, wie Bernheim sie ver-

standen wissen will, daß nämlich der Zusammenhang zwischen den Berichten nicht ausschließlich durch schriftliche Quellen, sondern auch durch mündliche Tradition hergestellt sein kann. Es ist dies zB. für die richtige Lösung der synoptischen Frage über die Abhängigkeitsverhältnisse der drei ersten Evangelien besonders zu beachten. Für dieselbe verdient jene Annahme wenigstens volle Berücksichtigung, welche die weitgehende sachliche und formelle Übereinstimmung der synoptischen Berichte nicht so sehr aus dem unmittelbaren Zusammenhang und der Abhängigkeit der schriftlichen Quellen voneinander, als vielmehr aus der langjährigen mündlichen apostolischen Heilsverkündigung herleitet.

d) Ein ferneres wichtiges Kriterium ergibt sich aus der Prüfung der Einzelangaben des Inhaltes eines Textes. In der Regel wird wenigstens für viele dieser Angaben ein Vergleich mit anderen Quellen möglich sein, soweit es sich um mehrfach bezeugte Tatsachen handelt. Erweist sich bei dieser Prüfung ein Text im allgemeinen als zuverlässig, so darf man ihn auch für gewöhnlich hinsichtlich solcher Angaben als zuverlässig und glaubwürdig betrachten, die sich auf nur einmal bezeugte und nicht kontrollierbare Tatsachen beziehen. Doch ist hier wie sonst eine sorgfältige Erwägung aller Umstände und der Vergleich des Zusammenhangs der Angaben mit den anderweitig bekannten Tatsachen oft ein gutes Mittel zur weiteren Prüfung der Glaubwürdigkeit eines Berichtes.

Trotz aller Sorgfalt und Mühe wird man doch nicht immer zu einem sicheren und abschließenden Urteil über eine Quelle gelangen können. Man muß sich dann damit bescheiden, die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit der einander gegenüberstehenden Gründe zu konstatieren, oder vielleicht auch auf ein „non liquet“ zu erkennen. Gerade in derartigen Fällen hat man, wie *Charles de Smedt* mit Bezug auf das Verständnis der Texte treffend bemerkt (Principes de la critique historique 115 f), einen fast untrüglichen Prüfstein für den Wert eines Kritikers. „S'il est médiocre, il ne manquera pas de s'attacher arbitrairement et avec une sorte d'acharnement au sens le plus favorable à l'opinion vers laquelle le portent ses affections ou ses préjugés, et il croira avoir tout fait lorsqu'il sera parvenu à établir

qu'on ne peut démontrer avec certitude la fausseté ni même l'improbabilité relative de ce sens. Le critique sérieux se gardera bien de semblables excès. Il conviendra loyalement de l'ambiguité du texte, quelque avantage qu'il puisse en retirer pour confirmer ses idées favorites, ou, s'il se prononce en faveur d'une interprétation déterminée, ce sera parce que cette interprétation est appuyée sur des raisons extrinsèques bien solides: si non, il se contentera de signaler la probabilité du sens vers lequel il incline, en attendant que le temps et l'étude apportent de nouvelles lumières pour le définir plus exactement".

Bei Quellen, die sich auf die Religion und ihre Geschichte beziehen, gehen die Kritiker je nach ihrem verschiedenen Standpunkt in der Regel am weitesten auseinander. Es ist dies immer wieder ein neuer Beweis für die große Macht der vorgefaßten Meinungen und für den großen Einfluß, den die Richtung des menschlichen Strebevermögens auf die Verstandestätigkeit ausübt.

Ein Hauptgrund für diese Meinungsverschiedenheiten liegt namentlich in dem wunderbaren Charakter vieler für die Religionsgeschichte wichtiger Ereignisse. Die Mehrzahl unserer heutigen Kritiker steht dieser Wunderfrage ablehnend gegenüber. Allerdings rühmt man es als „einen großen Fortschritt, den die geschichtliche Wissenschaft im letzten Menschenalter gemacht hat, daß sie jene Erzählungen verständnisvoller und wohlwollender zu beurteilen gelernt hat und daher auch Wunderberichte als geschichtliche Quellen zu würdigen und zu verwerten vermag" (*Ad. Harnack,* Das Wesen des Christentums [Leipzig 1900] 16).

Worin dieser große Fortschritt der geschichtlichen Wissenschaft in Bezug auf das Wunderproblem bestehen soll, kann man aus den etwas dunkeln Andeutungen, die Harnack den Studierenden aller Fakultäten „zu eigener Entwicklung" vorlegt, nicht so deutlich entnehmen als aus den Worten *Bernheims*, der die Wunderberichte in seinem Lehrbuch unter besonderer Berücksichtigung der Wunder des hl. Bernhard kurz streift (S. 298 f): „ . . . Was wird uns in all diesen Fällen denn eigentlich bezeugt? Gewisse Vorgänge, welche die Berichterstatter für wunderbare halten. An der Tatsächlichkeit der Vorgänge an sich ist in dem Falle des heiligen Bernhard und in hundert anderen Fällen gar nicht zu zweifeln, und niemand kann daran zweifeln wollen, der das Mittelalter verstehen will, sei er wess Glaubens er will. Was man bezweifeln kann, ist nur die Auffassung und Beurteilung dieser Vorgänge als wunderbarer. Wenn wir das tun d. h. uns in der Beurteilung der erzählten Tatsache auf Grund unserer abweichenden Anschauungen und Kenntnisse von dem Urteil der Berichterstatter emanzipieren, so tun

wir gar nichts anderes als das, wozu wir uns überall methodisch berechtigt halten, wo es sich um die Kritik und Interpretation von Autoren handelt. Wir würden diese Berechtigung nur überschreiten, sobald wir die unanfechtbar bezeugten Tatsachen selber in Zweifel zögen . . . In methodischer Hinsicht verfährt Hüffer (in der Behandlung der Wunder des hl. Bernhard) hiermit ganz ebenso wie wir, wenn wir auf Grund unserer Anschauungen uns noch weiter von dem Urteil der Berichterstatter emanzipieren und die Tatsachen, die diese als Wunder auffassen, soweit sie nicht als Betrug gelten können, mit Hilfe der Psychologie und Medizin als natürliche Vorgänge gewisser nervöser Erscheinungen erklären, ohne die Vorgänge in ihrer Tatsächlichkeit an sich zu bezweifeln".

Es ist zu diesen Anschauungen zu bemerken: 1) Sie sind identisch mit den schon vor hundert Jahren von *Heinrich Eberhard Gottlob Paulus* aufgestellten Grundsätzen und können daher nicht als großer Fortschritt der Wissenschaft im letzten Menschenalter gelten. Der alte Heidelberger Exeget betonte schon in seinem „Philologisch-kritischen und historischen Kommentar über das Neue Testament" (4 Bände über die Evangelien. Lübeck 1800—04) wie in seinem späteren „Exegetischen Handbuch über die drei ersten Evangelien" (3 Bände in 5 Teilen. Heidelberg 1830—33) und in seinem „Leben Jesu als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristentums" (2 Bände in 4 Teilen. Heidelberg 1828), daß man „bei jedem als Wunder geglaubten Erfolg die *Tatsache,* woran nicht zu zweifeln ist, von dem *Zeiturteil* unterscheiden könne" (Handbuch I 2 p. VII). Er erinnert zB. beim Bericht über den Seesturm „an die vorher schon bemerkte und oft anwendbare Regel, daß immer die erzählte Tatsache von dem erzählten Urteil der Teilhabenden wohl zu unterscheiden ist" (Leben Jesu I 1,229).

2) Die Theorie läßt uns ganz im Stiche in allen Fällen, die wir weder als Betrug noch auch „mit Hilfe der Psychologie und Medizin als natürliche Vorgänge gewisser nervöser Ercheinungen erklären können", wie zB. bei den durchaus glaubwürdig berichteten Naturwundern Jesu. Wenn man solchen Berichten nur die Behauptung entgegenhält: „Daß ein Seesturm durch ein Wort gestillt worden ist, glauben wir nicht und werden es nie wieder glauben" (*A. Harnack,* Das Wesen des Christentums 18), so wird man darin keine wissenschaftliche Kritik des Berichtes finden können.

3) Zu der unbezweifelbaren Tatsächlichkeit eines wunderbaren Vorganges gehören in sehr vielen Fällen nicht bloß das Wesentliche dieser Tatsache, sondern auch die von den gleichen zuverlässigen Zeugen mit derselben kritisch unanfechtbaren Glaubwürdigkeit berichteten Umstände, unter denen der Vorgang sich ereignete. Ein typischer Fall ist zB. die plötzliche und vollkommene Heilung des flämischen Arbeiters *Peter de Rudder,* welche am 7. April 1875 in dem

belgischen Örtchen Oostacker erfolgte, nachdem seit dem 16. Februar 1867 sein Schien- und Wadenbein etwas unterhalb des Knies völlig abgebrochen waren und zwei große eiternde und krebsartige Wunden sich an der Bruchstelle und auf dem Fußrücken gebildet hatten. Unbezweifelbare Zeugnisse bestätigen bei dieser Begebenheit nicht bloß das Wesentliche, nämlich die Heilung des zerbrochenen Beines, sondern auch die einzelnen Umstände, unter denen diese Heilung plötzlich und ohne Anwendung irgendwelcher natürlicher Mittel erfolgte. Die Zeugnisse und Aktenstücke nebst Photographien sind von drei Ärzten veröffentlicht worden in der Schrift: „Guérison subite d' une fracture. Récit et étude scientifique par *L. van Hoestenberghe*, Docteur en médecine, *E. Royer*, Docteur en médecine, *A. Deschamps* S. J., Docteur en médecine et en sciences naturelles" (Bruxelles 1900, L. Lagaert). Einen Auszug daraus bot *Erich Wasmann* in: „Stimmen aus Maria-Laach" LVIII (1900 I) 113—28. Eine Unterscheidung zwischen der Glaubwürdigkeit der Zeugnisse hinsichtlich der Heilung *an sich* und der Umstände, unter denen sie erfolgte, ist kritisch durchaus unzulässig. Diesen Umständen gegenüber aber nützt die Unterscheidung zwischen der Tatsächlichkeit des Vorganges und der Auffassung der Zeugen gar nichts. Denn eine Heilung des zerbrochenen Beines und der eiternden Wunden unter diesen konkret feststehenden und bewiesenen Umständen kann keine Psychologie und keine Medizin noch auch irgendeine andere Wissenschaft als natürlichen Vorgang gewisser nervöser Erscheinungen erklären. Die Einwendung aber, die mir ein Professor der Pathologie in Bezug auf diesen typischen Fall machte: „Wenn wir einen solchen Fall zugeben, welche Konsequenzen müßten wir daraus ziehen?", wird man auch nicht als wissenschaftlichen Grund für die Leugnung der Glaubwürdigkeit und Wahrheit des Wunderberichtes ansehen können.

Es bleibt schließlich als Grund dieser Leugnung nur die kritische Scheu vor der Wunderfrage bestehen, mit der sich, wie *Charles de Smedt* zutreffend bemerkt (Principes 35), nur die allerwenigsten Kritiker in ernster wissenschaftlicher Weise beschäftigt haben. Nicht auf seiten des Wunderglaubens, der historisch unanfechtbare Berichte auch bei einem Wunder als glaubwürdig anerkennt, liegt hier der Mangel an Voraussetzungslosigkeit, sondern auf seiten jener Wunderscheu, die philosophische Voraussetzungen von der angenommenen aber nicht bewiesenen Unmöglichkeit eines Wunders unberechtigterweise in die historische Untersuchung hineinträgt.

Für die ausführlichere Behandlung dieser Frage sei auf die Einleitung zu meiner Erklärung der „Wunder des Herrn" und die reichlichen Literaturangaben daselbst verwiesen (I² [Innsbruck 1907] 3—126).



Achtzehntes Kapitel

Die Sichtung des Stoffes

Vgl. *E. Bernheim*, Lehrbuch der hist. Methode[3] 510—5; *Langlois-Seignobos*, Introduction aux études historiques ([3]Paris 1905) 200—17.

75. Zeitliche Folge. Zum Abschluß der Verarbeitung des gesammelten Stoffes ist eine angemessene Ordnung desselben notwendig. Sie kann sich je nach dem Charakter und dem Bedürfnis der Arbeit nach verschiedenen Gesichtspunkten richten. Wir können an erster Stelle die zeitliche Reihenfolge ins Auge fassen.

Diese erste Ordnung wird sich 1) auf die Quellen erstrecken müssen, aus denen wir den Stoff zur Arbeit gesammelt haben. Die Untersuchung über die Entstehung der Quellentexte liefert von selbst das nötige Material zur chronologischen Bestimmung der einzelnen Quellen. Für die Sichtung des Stoffes empfiehlt es sich aber, die Angaben in zeitlicher Ordnung zusammenzustellen, um so einen Überblick über den Zusammenhang der Quellen zu erleichtern und sie bei der Verwertung für die Arbeit in ihrer Zusammengehörigkeit nicht auseinander zu reißen, soweit andere Rücksichten nicht eine Abweichung von der zeitlichen Reihenfolge nahelegen.

Ihre praktische Verwendung findet diese zeitliche Ordnung der Quellen schon bei den Literaturangaben, wenn diese nicht in Form einer alphabetischen Bibliographie vorgelegt werden.

2) Die zeitliche Ordnung betrifft ferner auch die einzelnen Zeugnisse, die den Quellen entnommen werden. Auch bei diesen wird die Übersicht und das Verständnis ihres Zusammenhanges vielfach durch die zeitliche Reihenfolge sehr gefördert. Sie verdient daher neben der sachlichen Anordnung eine besondere Berücksichtigung.

3) Weiterhin ist auch bei den Personen auf die chronologische Folge zu achten. Weil das nachfolgende Geschlecht die geistige Erbschaft des voraufgegangenen antritt und in mannigfacher Hinsicht unter dem Einfluß desselben steht, ist es nicht gleichgültig, in welcher zeitlichen Ordnung wir uns mit den einzelnen Personen beschäftigen.

4) Endlich können die Tatsachen durch die richtige chronologische Ordnung oft neues Licht erhalten. Das Nacheinander der Ereignisse wird häufig mit dem Verhältnis von Ursache und Wirkung zusammenhängen und umgekehrt wird dieses in jenem seinen Ausdruck finden. Wir werden deshalb die logische Entwicklung der Begebenheiten ohne Rücksicht auf ihren chronologischen Zusammenhang kaum richtig und allseitig erkennen können.

Es genügt aber nicht, das eine Moment der zeitlichen Reihenfolge für sich allein in Erwägung zu ziehen. Wir müssen es möglichst mit dem Gesichtspunkt der örtlichen und sachlichen Zusammengehörigkeit zu verbinden und aus den verschiedenen möglichen Kombinationen Licht für den Gegenstand unserer Arbeit zu gewinnen suchen.

76. Örtliche Zusammengehörigkeit. In ähnlicher Weise wie bei der zeitlichen Reihenfolge läßt sich auch hinsichtlich der örtlichen Zusammengehörigkeit eine gute Ordnung des gesammelten Stoffes erzielen.

Dieselbe muß sich wiederum auf die Quellen, ihre einzelnen Zeugnisse, die Personen und Tatsachen erstrecken. Solange man diese einzelnen Faktoren nur isoliert für sich allein betrachtet, wird einem ihr gegenseitiger Zusammenhang, ihre Bedeutung und Tragweite nur sehr unvollkommen klar werden können. Erst durch die örtliche Gruppierung der

zusammengehörigen Tatsachen erhält das Bild seine richtigen Farben und das volle Licht, das zum rechten Verständnis der einzelnen Züge erfordert ist.

Man bezeichnet diese Betrachtung nach der örtlichen Zusammengehörigkeit wohl als die topische. Durch die Verbindung mit dem chronologischen Ordnungsprinzip können wir auch jene Tatsachen zum Gegenstand unserer Betrachtung machen, die zur selben Zeit an verschiedenen Orten oder zu verschiedenen Zeiten an demselben Orte geschehen sind. Die erstere Betrachtungsweise nennt man die synchronistische; die zweite kann man mit *E. Bernheim* als die syntopische bezeichnen.

77. Sachliche Ordnung. Bei den meisten Untersuchungen ist die Ordnung des gesammelten Stoffes nach sachlichen Gesichtspunkten vor allem notwendig, um zu einer klaren Übersicht und zu einer sicheren Beurteilung des vorliegenden Materials zu gelangen.

Als solche sachliche Gesichtspunkte können in Betracht kommen: 1) die Bedeutung eines Gegenstandes im allgemeinen. Wir werden darnach die Hauptsache von den Nebenfragen, das Wichtige von dem minder Wichtigen, das Wertvolle von dem Wertlosen zu unterscheiden und unter dieser Rücksicht das Material für die Verwendung bei der Arbeit zu ordnen trachten. Der Maßstab für diese Bedeutung eines Gegenstandes ist bei jeder wissenschaftlichen Arbeit der besonderen Beziehung zum Thema zu entnehmen.

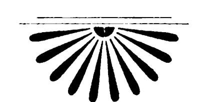
2) Mit besonderer Rücksicht auf die zu erörternde Frage wird die größere oder geringere Beweiskraft eines Argumentes bei der Ordnung beachtet werden müssen. Es ist wichtig, schon bei der Sichtung des Stoffes die entscheidenden Beweise besonders ins Auge zu fassen und von den weniger beweiskräftigen Gründen zu trennen.

3) Ein anderes Ordnungsprinzip ergibt sich aus der logischen Zusammengehörigkeit der verschiedenen Stoffe. Man wird den eigentlichen Gegenstand selbst mit seinen einzelnen Teilen von seinen Voraussetzungen, Ur-

sachen und Anlässen und ebenso von seinen Folgen und Wirkungen unterscheiden und diese Stoffe in besonderen Gruppen zusammenfassen.

4) Ferner läßt sich in dem gesammelten Stoff seiner Qualität nach dasjenige, was sich mehr auf die äußere Form oder auf die Methode der Behandlung bezieht, von den inhaltlichen und sachlichen Elementen trennen und überhaupt das Gleichartige und Ungleichartige voneinander scheiden und in eigenen Gruppen vereinigen.

5) Für jede einzelne Wissenschaft lassen sich endlich aus der systematischen Einteilung des ganzen Fachgebietes besondere Kategorien entnehmen und für die Ornung des Stoffes verwenden. So stellt zB. *E. Bernheim* für die Geschichtswissenschaft eine „thematische Einteilung" zusammen (Lehrbuch[3] 47 f) und *Ch. Seignobos* macht ebenfalls in der „Introduction aux études historiques" den Versuch einer umfassenden Einteilung der geschichtlichen Tatsachen ([3] 202 f).



Neunzehntes Kapitel

Die Disposition des Stoffes

Vgl. *E. Bernheim*, Lehrbuch der hist. Methode[3] 725—9.

78. Notwendigkeit. Die Disposition bildet den Übergang von der Verarbeitung zur Darstellung des Stoffes. Sie bringt jene zum Abschluß und bereitet diese vor. Man kann sie daher auch als einen Teil der Darstellung selbst betrachten, wie *Bernheim* es tut. Doch hat sie auch zum Schluß des Abschnittes über die Verarbeitung des Stoffes ihren berechtigten Platz.

Wir verstehen unter Disposition die dem Thema entsprechende planmäßige Einteilung der ganzen Darstellung und die zweckmäßige Verteilung des Stoffes auf ihre einzelnen Abschnitte. Sie setzt deshalb einerseits klare Erfassung des Themas voraus, das hier wie überall sich als maßgebend erweist; anderseits aber auch volle Beherrschung des ganzen Stoffes, der für das Thema in Betracht kommt. Bei der Sammlung, Durcharbeitung und Sichtung dieses Stoffes muß beides erreicht sein, um mit Erfolg die Darstellung beginnen zu können. Doch braucht deshalb nicht schon jede Kleinigkeit auch in nebensächlichen Dingen völlig bereit oder gar dem Gedächtnis gegenwärtig zu sein. Im Verlauf der Darstellung wird man sich darüber den notwendigen Aufschluß je nach Bedürfnis leicht verschaffen können.

Mit der klaren Erkenntnis des Themas und der vollen Beherrschung des Materials ist aber noch nicht alles getan, um die Arbeit der Darstellung gleich beginnen zu können.

Man muß sich auch über den Plan und die Anlage der Arbeit klar sein, wenigstens in ihren Hauptlinien. Die Sichtung und Ordnung des Stoffes hat noch nicht genügend dafür gesorgt. Bei dem Bau eines Hauses ist ja auch noch nicht alles für den Beginn der Arbeit bereitet, wenn Ziegel und Hausteine und Holz, Sand und Kalk und Zement und was sonst noch an Material notwendig sein mag, herbeigefahren und in Haufen und Gruppen geordnet sind. Der Baumeister muß seinen Plan fertig haben, bevor er mit dem Fundamente beginnen kann. Mag auch über die Ausführung einzelner Räume erst im Verlauf des Baues bestimmt werden, so muß doch die Einteilung des Hauses in ihren Hauptlinien feststehen, bevor der erste Stein zu den Mauern gelegt wird. Ganz ähnlich steht es mit der wissenschaftlichen Arbeit. Der Entwurf für die Anlage der ganzen Darstellung muß gemacht sein, ehe man mit der Ausführung des ersten Teiles beginnen kann.

Im Verlauf der Ausführung läßt sich dann die genauere Bestimmung des Planes für einzelne Teile nachtragen oder der eine oder andere Teil ändern und umstellen. Jedenfalls muß man sich aber auch hinsichtlich der Abschnitte und Unterabteilungen jedesmal vor Beginn der Ausführung über Plan und Anlage klar geworden sein. Wer ohne Steuer und Kompaß sein Schifflein treiben läßt, wird wohl kaum das Ziel der Fahrt erreichen. Ein blindes und zielloses Vertrauen auf die Eingebung des Augenblickes macht das Gelingen der wissenschaftlichen Arbeit vom Zufall abhängig und entspricht nicht der hohen Würde des Dienstes der Wahrheit.

79. Eigenschaften. Die Disposition ist bei jeder einzelnen Arbeit so sehr vom Thema und von dem verfügbaren Material abhängig, daß sich der einzelne Arbeiter seine Disposition notwendig selber machen muß. Eigenes Nachdenken unter genauer Berücksichtigung der Aufgabe und des Stoffes wird in der Regel schon jedem seinen

Weg zeigen. Auch kann das Vorbild anderer bei der Bearbeitung von ähnlichen Gegenständen manch nützlichen Fingerzeig geben.

Immerhin lassen sich aber einige Eigenschaften einer guten Disposition im allgemeinen angeben. Wir können dazu rechnen: 1) Durchsichtigkeit. Die wissenschaftliche Arbeit soll ja vor allem die Förderung der Erkenntnis der Wahrheit zum Ziele haben. Notwendige Voraussetzung dafür ist aber Klarheit und Übersichtlichkeit in der Darstellung des Stoffes und diese hängt großenteils von einer klaren Einteilung und Disposition der Arbeit ab. Ohne dieselbe verliert der Leser leicht den Zusammenhang und das Ziel aus den Augen. Das Verständnis wird ihm erschwert und er wird sich vielleicht überdrüssig von der Untersuchung abwenden.

Wo das Thema klar erfaßt und das Material gründlich durchgearbeitet ist, wird der Entwurf einer klaren und durchsichtigen Disposition nicht schwer werden.

2) Zielstrebigkeit. Das Geheimnis der übersichtlichen Klarheit liegt vorzüglich in der Zielstrebigkeit. Wenn man selber genau weiß, was man will, und überall bewußt dieses Ziel ins Auge faßt, wird man auch leicht die rechten Mittel in der rechten Weise wählen können, um andere zum gleichen Ziel zu führen. Ein Baumeister wird ja auch mit dem Plane eines Hauses dann am meisten Lob verdienen, wenn jeder einzelne Teil des Gebäudes genau dem Zweck und der Bestimmung des Baues als Museum oder Schule oder Wohnhaus entspricht.

3) Folgerichtigkeit. Weil das Ziel der Arbeit auf die Erkenntnis der Wahrheit gerichtet ist, wird man bei der Disposition auch alles berücksichtigen müssen, was das Verständnis erleichtern und fördern kann. Ein wichtiges Mittel dafür ist die logische Folge der einzelnen Teile. Wenn man bei der Sichtung des Stoffes auf die logische Zusammengehörigkeit der verschiedenen Gegenstände geachtet hat, wird sich auch die Anlage des Planes leicht so machen lassen, daß die Teile untereinander verknüpft sind,

sich gegenseitig vorbereiten und ergänzen und in logischer Folge sich auseinander ergeben. So wird die Darstellung zu einem organischen Ganzen, bei dem nicht das Nebeneinander der Teile, sondern das Ineinandergreifen und die lebendige Verbindung der einzelnen Glieder den geschickten Werkmeister erkennen läßt.

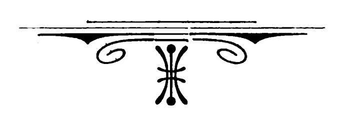
4) Zweckmäßigkeit. Bei der großen Verschiedenheit der Aufgaben muß die Disposition bei jeder einzelnen Arbeit notwendig dem besonderen Zwecke derselben angepaßt sein. Man wird daher den besonderen Anforderungen des eigenen Themas entsprechend für die Anordnung des Stoffes bald mehr auf die sachliche, bald auf die räumliche und zeitliche Folge Rücksicht nehmen. Eine jede Ordnung muß aber stets das Wichtigste in den Vordergrund stellen und das Nebensächliche zurücktreten lassen. Die Disposition soll uns ja, wie *E. Bernheim* bemerkt, „ähnliche Dienste leisten wie die Perspektive bei einem Gemälde: ähnlich wie diese das räumliche Vor- und Hintereinander, das Fern und Nah der Dinge durch künstliche Anordnung in dem zusammenhängenden Nebeneinander einer Fläche veranschaulicht, so muß die Disposition das zeitliche und räumliche Durcheinander der Erscheinungen durch künstliche Anordnung in dem Nacheinander der Erzählung vorstellig machen" (Lehrbuch[3] 726). Aber auch bei einem Gemälde muß der Beschauer bei richtiger Anordnung des Bildes und zweckmäßiger Anwendung der Perspektive keinen Augenblick über die Hauptpersonen und die Nebenfiguren im Zweifel bleiben.

5) Allseitigkeit. Bei der Wahl seines Themas wird man sich in der Bearbeitung einer Frage auf bestimmte Grenzen beschränken können, über die man sich im Titel oder im Vorwort der Arbeit aussprechen kann. Für die Darstellung des gewählten Stoffes muß aber die Disposition möglichst alle Seiten des Gegenstandes innerhalb des bestimmten Umfanges berücksichtigen. Einseitige Hervorhebung einzelner Teile wird leicht falsche Anschauungen und irrige Urteile veranlassen. Nur von einer möglichst er-

schöpfenden Behandlung einer Sache innerhalb der gesteckten Grenzen kann man eine wirksame Förderung der Erkenntnis der Wahrheit über diesen Gegenstand erwarten.

6) Schönheit. *Last and least* soll auch das ästhetische Moment bei der Disposition Beachtung finden, aber nur soweit die erkenntnistheoretischen Rücksichten es gestatten. Die klare Erkenntnis der Wahrheit muß ausschlaggebend bleiben. Die Schönheit mag als willkommener Schmuck hinzukommen. Sie darf sich aber nur als Begleiterin anschließen und kann keinen Anspruch auf den ersten Platz erheben.

Eine Forderung des ästhetischen Momentes betrifft vorzüglich eine gewisse Gleichmäßigkeit im Aufbau, ohne daß dieselbe in eine eintönige Gleichförmigkeit oder pedantische Gleichheit ausarten soll. Mit derselben kann sich vielmehr möglichste Mannigfaltigkeit verbinden, um allen Wünschen zu entsprechen, soweit der Hauptzweck der Arbeit es gestattet.



Vierter Abschnitt

Die Darstellung

Vgl. *E. Bernheim,* Lehrbuch der hist. Methode[3] 720—41; *Langlois-Seignobos,* Introduction aux études historiques[3] 256—73.

80. Vorbemerkungen. Nach der Sammlung und Verarbeitung des Stoffes erübrigt die schriftliche Ausführung der entworfenen Disposition, die wir mit dem Namen „Darstellung“ bezeichnen. Sie hat die Zusammenfassung der Ergebnisse und Beweisgründe unserer wissenschaftlichen Arbeit zum Gegenstand. Ihr Ziel ist für gewöhnlich die Mitteilung dieser Beweise und Resultate an andere.

Wir haben uns hier mit der Darstellung nicht vom Standpunkt der Stilistik und Rhetorik zu beschäftigen, wenn es auch nicht unnütz sein mag, an einige Regeln derselben kurz zu erinnern. Unser Augenmerk muß aber hauptsächlich auf die Anforderungen gerichtet sein, die der wissenschaftliche Charakter der Arbeit auch hinsichtlich der Darstellung zu stellen berechtigt ist. Wir können diese Anforderungen in zwei Gruppen zusammenfassen: allgemeine und besondere. Die ersteren betreffen teils die sprachliche Seite, teils den Inhalt; die letzteren beziehen sich auf gewisse äußere Punkte, die bei der wissenschaftlichen Darstellung nach allgemein üblichem Brauche zu beachten sind.



Zwanzigstes Kapitel
Allgemeine Anforderungen

81. Sprache und Stil. Als Anforderungen an die sprachliche Seite der wissenschaftlichen Arbeit kommen vorzüglich in Betracht: 1) die Sprachrichtigkeit. Es versteht sich zwar ganz von selbst, daß die Wissenschaft sich nicht von dieser ersten und elementarsten Forderung emanzipieren darf. Manche Beispiele mahnen aber daran, daß es nicht ganz überflüssig ist, diese Forderung wenigstens kurz zu erwähnen.

2) Klarheit. Nicht ganz mit Unrecht ist der „Gelehrtenstil" wegen seiner Dunkelheit und Schwerfälligkeit in einen gewissen Verruf geraten. Die so sehr wünschenswerte und notwendige und für das Verständnis so förderliche Klarheit läßt sich am besten erreichen, wenn man auf die rechte Wahl der gebräuchlichen und bezeichnenden und konkreten Wörter, auf die richtige Wortstellung und auf den Bau der Sätze und Satzgefüge, in allem aber auf ungesuchte Einfachheit achtet. Insbesondere ist die Häufung von Neben- und Zwischensätzen und von zu vielen Abstrakten eine gewöhnliche Ursache von Unklarheit und Schwerfälligkeit.

3) Angemessenheit. Auch innerhalb der Grenzen einer richtigen und klaren Sprache steht noch die Wahl zwischen verschiedenen Stilarten offen: man kann sich mit dem niederen Stil begnügen oder den mittleren, den pathetischen oder auch den erhabenen nehmen. Die Wahl muß vom rechten Takt geleitet sein, der alles dem Gegenstande, dem Zwecke, den Personen und den Umständen

anzupassen und darnach zu bemessen weiß. Mit Recht wird namentlich vor den verfehlten Stilblüten gewarnt, die besonders in einer wissenschaftlichen Arbeit gar nicht an ihrem Platze sind; es sind jene „zahlreichen bildlichen Redewendungen . . ., die im Lauf der Zeit durch übermäßigen Gebrauch die konkrete Anschaulichkeit gänzlich eingebüßt haben, Wendungen wie ‚die blutige Fahne des Aufruhrs erheben, den Stier bei den Hörnern packen, sich zwischen zwei Stühle setzen, das Kriegswetter tobt' u. dgl. m." (*Bernheim* 734).

4) Schönheit. Wie schon bei der Disposition so kommen auch hinsichtlich der Sprache die ästhetischen Forderungen bei der wissenschaftlichen Arbeit zuletzt an die Reihe. Unbeschadet der notwendigen übrigen Eigenschaften kann sich aber die Schönheit bei der sprachlichen Seite der Arbeit geltend machen in der Wahl von wohlklingenden, bedeutungsvollen, weniger abgenutzten Wörtern, im eigentlichen Redeschmuck durch Tropen und Figuren, Bilder, Vergleiche, Sentenzen und andere der künstlerischen Form entsprechende Eigenschaften.

Für die sprachliche Seite der Arbeit kann man mit Nutzen verwenden: *Daniel Sanders,* Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache. [22]Berlin 1892; *Karl Gustav Andresen,* Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. [9]Leipzig 1903; *A[nton] Schlessing,* Deutscher Wortschatz. [4]Stuttgart 1907; *Gustav Wustmann,* Allerhand Sprachdummheiten. [4]Leipzig 1908; *Otto Schroeder,* Vom papiernen Stil. [6]Leipzig 1906; *Friedrich Kluge,* Unser Deutsch. Leipzig 1907 (Wissenschaft und Bildung 1). Im einzelnen kann man natürlich über die eine oder andere „Sprachdummheit" anderer Meinung sein.

82. Inhalt. Hinsichtlich des Inhaltes sind vorzüglich folgende Punkte zu beachten: 1) Die Wahrheit. Es ist wiederum eine ganz selbstverständliche Forderung. Die Würde der wissenschaftlichen Arbeit macht es aber einem jeden zur ernsten Pflicht, sich immer wieder zu prüfen, ob er dieser Forderung stets voll und ganz entspricht und nicht vielleicht, ohne es zu wollen, sich von subjektiven

Anschauungen zu einer Nichtachtung der objektiven Rechte der Wahrheit verleiten läßt.

2) Anschaulichkeit. Die Anschaulichkeit wird zum Teil durch die rechte Wahl geeigneter Wörter und Ausdrücke erreicht werden und insofern zur sprachlichen Seite gehören. Sie kommt aber auch beim Inhalt zur Geltung. So wird man zB. bei der Darstellung statt der allgemeinen und abstrakten Wahrheiten möglichst die besonderen und konkreten bevorzugen, in welchen jene ihren Ausdruck finden; man wird sich nicht mit allgemein gehaltenen Urteilen begnügen, sondern die Einzelfälle auswählen, aus denen sie sich ergeben; ebenso kann man sonstige allgemeine Erscheinungen und umfassende Begriffe in ihre einzelnen Teile zerlegen und aus den konkreten Einzelbildern die Sache viel anschaulicher darlegen, als es bei einer allgemein gehaltenen Schilderung möglich wäre.

3) Zusammenfassung. Bei der Darstellung läßt sich nicht die ganze Masse des gesammelten Stoffes mit all seinen Einzelheiten und Wiederholungen in behaglicher Breite vorlegen. Es muß notwendig dem Zweck des Themas entsprechend das Gleichartige, das schon bei der Sichtung des Stoffes in gemeinsamen Gruppen vereinigt wurde, kurz zusammengefaßt werden, um das Wichtige klarer zum Ausdruck bringen zu können. So muß durchwegs bei allen einzelnen Teilen der Arbeit aus der Fülle des gesammelten Stoffes ein Auszug gemacht und für die zu behandelnde Frage verwendet werden, ähnlich wie bei einem Klavierauszug aus einem Orchesterwerk „trotz aller Fortlassung zahlreicher Tonmassen der fortlaufende Zusammenhang und melodiöse Inhalt des ganzen Werkes in gleichmäßiger Verkürzung mitgeteilt wird“ (*Bernheim* 724).

Es ist klar, daß diese „Konzentration“, wie die Zusammenfassung wohl auch genannt wird, der Anschaulichkeit des Inhaltes nicht entgegensteht.

Im übrigen können die bei der Disposition erwähnten Punkte auch für den Inhalt der Darstellung Anwendung finden.



Einundzwanzigstes Kapitel

Besondere Anforderungen: Die Schreibweise

83. Die wissenschaftliche Genauigkeit, die allen höchst erwünscht ist, wird in der Regel bei der Veröffentlichung der Arbeit nur dann erreicht werden, wenn man sich auch bei der schriftlichen Darstellung an ihre Vorschriften gewöhnt hat. Es mögen äußerliche und nach dem Urteil Fernstehender vielleicht kleinliche Punkte sein. Sie haben aber ihre Berechtigung und sollten bei der wissenschaftlichen Arbeit nicht vernachlässigt werden.

In Bezug auf die Schreibweise sei zunächst an die notwendige Gleichmäßigkeit bei der Anwendung der sogenannten lateinischen und deutschen Schriftgattung erinnert. Es macht einen eigentümlichen Eindruck, dieselben ohne hinreichenden Grund durcheinander gemischt zu sehen, sei es auch nur um jeden beliebigen Eigennamen durch lateinische Lettern hervorzuheben.

Wichtiger ist aber die dringend erwünschte Übersichtlichkeit in der Schreibweise. Sie läßt sich erreichen: 1) durch eine angemessene Texteinteilung. Man gewöhne sich von Anfang an daran, nicht bloß einige Hauptabschnitte oder Kapitel zu bezeichnen, sondern auch regelmäßige Abteilungen und Unterabteilungen zu machen.

2) Diese einzelnen Teile können durch Bezeichnung mit Nummern und Überschriften noch deutlicher kenntlich gemacht werden. Wenn jeder neue Abschnitt durch eine eigene Überschrift hervorgehoben wird, gewinnt

die ganze Darstellung außerordentlich an Übersichtlichkeit; zugleich zwingt diese Bezeichnung auch den Schreiber überall zu einer bestimmten und klaren Entwicklung seines Stoffes. Die Bezeichnung mit fortlaufenden Ziffern hat außer dem Nutzen der größeren Übersichtlichkeit auch noch den Vorteil, daß sich leicht auch schon im Manuskript auf jeden Teil der Arbeit verweisen läßt.

3) Ein weiteres Hilfsmittel zum gleichen Zweck der Übersichtlichkeit ist der Gebrauch, innerhalb der einzelnen Teile häufig einen Absatz zu machen und mit einer neuen Zeile zu beginnen (a linea). Es soll dem Sinne gemäß geschehen und darf nicht in eine gekünstelte Weise ausarten. Wo es aber zweckentsprechend geschieht, hilft es sehr zur größeren Klarheit und Verständlichkeit.

4) Innerhalb der einzelnen Abschnitte kann man ferner auch einzelne Teile durch Unterstreichen hervorheben, um die Aufmerksamkeit besonders auf sie zu lenken. Auch bei diesem Brauch muß man mit Maß und Takt vorgehen. Durch das Übermaß wird gerade das Gegenteil erreicht und Verwirrung angerichtet. Praktischen Nutzen hat es insbesondere, die Namen der zitierten Autoren zu unterstreichen.

5) Für die Übersichtlichkeit ist es ferner wichtig, sich an eine gute und genaue Anwendung der Satzzeichen zu gewöhnen. Die Interpunktion soll nach festen Prinzipien geregelt sein und der klareren Hervorhebung des Sinnes dienen. Die Klarheit wird aber auch hier wiederum mehr durch Konsequenz und weises Maßhalten als durch die Überfülle der Zeichen erreicht. Die Regeln in den orthographischen Wörterbüchern, zB. bei *Joh. Weyde,* Wörterbuch für die neue deutsche Rechtschreibung ([26]Wien 1902) 18—22, können mit Nutzen verwendet werden.

Abschreckende Beispiele von wenig übersichtlichen Darstellungen gibt es leider nur zu viele. Zwei gelehrte Schriften dieser Art charakterisiert *Heinrich Holtzmann* in der „Theolog. Literaturzeitung“ XXXII (1907) 377 f als Kundgebungen, die „auch formell die gleiche monströse Erscheinung eines, mit einziger Ausnahme des größeren Absatzes II

S. 115, ohne jede Gliederung, ohne Angabe von Abschnitten der Darstellung oder Stationen der Beweisführung, ja ohne Andeutung irgendwelcher Disposition fortlaufenden Monologes darbieten. Nicht einmal eine Inhaltsangabe am Anfang oder ein Register am Schluß erleichtern dem Leser den Gang durch ein Dickicht und Gestrüpp, darin keinerlei Bahnspur, durch Gehölz und Waldung, darin keinerlei Lichtung anzutreffen ist. Daher das Gefühl physischer Ermüdung, welches jede längere Beschäftigung mit dem einen wie mit dem anderen dieser Bücher zurückläßt. Während man sich durch die ganz erstaunliche Masse von Wissensstoff, der hier angehäuft ist, durcharbeitet, gesellt sich zu der Hauptfrage nach Wert und Fruchtbarkeit desselben immer die Nebenfrage: wie mag es zugehen, wo ein solches Buch geschrieben, ein solches Produkt geboren wird? Ich kann mir keine andere Vorstellung davon machen als die, daß der Verfasser, der fragelos ein Polyhistor ersten Ranges ist und eine beneidenswerte Belesenheit besitzt, wohl Jahre lang Lesefrüchte über Lesefrüchte, die ihm in einer gewissen Beziehung zu seinen Grundgedanken zu stehen schienen, gesammelt und dieselben schließlich nach einer vielfach vom Moment bedingten Ideenassoziation aneinander gereiht hat. Daher auch der aufmerksame Leser nie ahnen kann, wovon auf der nächsten Seite die Rede sein werde".

Mit Bezug auf die Texteinteilung würde auch das vielfach so vorzügliche „Lehrbuch der historischen Methode" von *Ernst Bernheim* viel gewonnen haben, wenn statt der langatmigen Paragraphen und Abteilungen die einzelnen Abschnitte bezeichnet oder wenigstens die Texteinteilungen auch durch Seitenüberschriften kenntlich gemacht wären. In der vorliegenden Form ist der Benutzer des Buches bei den sehr häufigen Verweisen auf frühere oder spätere Abschnitte immer wieder genötigt, sich über den Fundort des „§ 4, 1 c" erst aus dem Inhaltsverzeichnis Aufschluß zu verschaffen, oder „unten Abschnitt 4 am Anfang" durch vieles Umblättern herauszufinden, oder den „fünftnächsten Absatz" sich selber erst abzuzählen. Wie viel Zeit geht dabei unnütz verloren!



Zweiundzwanzigstes Kapitel

Die Abkürzungen

84. Für die Abkürzungen läßt sich zwar kein allgemein gültiges Schema aufstellen. Einige Punkte können aber als gemeinüblich gelten und Anspruch auf Beachtung erheben.

1) Im allgemeinen muß für die Kürzungen Deutlichkeit und Genauigkeit bestimmend sein. Es ist daher notwendig, die mehrdeutigen Abkürzungen möglichst zu vermeiden und bei der Verwendung mit Konsequenz vorzugehen.

2) Das Maß der Kürzungen, die unbeschadet der Deutlichkeit gebraucht werden können, richtet sich bei jeder Arbeit nach dem Leserkreis, den sie im Auge hat, und nach den Umständen und Verhältnissen, die für die Veröffentlichung in Betracht kommen. Bei einer Schrift, die sich nur an Fachgenossen wendet, kann ein ganz anderes Maß zur Anwendung kommen, als bei einer Veröffentlichung, die für weitere Kreise bestimmt ist. Bei Zeitschriften und Sammelwerken muß im Interesse der wünschenswerten Einheit die gemeinsame Norm eingehalten werden.

3) Es ist dringend zu empfehlen, mit den Abkürzungen Maß zu halten, sich möglichst mit den allgemein gebräuchlichen und herkömmlichen zu begnügen und nicht für jede Schrift eine Reihe von eigenen neuen Kürzungen dem Leser für die Lektüre und das Studium mit

auf den Weg zu geben. Die Menge der neuen Zeichen und Siglen macht die Lesung beschwerlich und bewirkt Ermüdung und Überdruß.

Wenn es sich nur um das Weglassen von einem oder zwei Buchstaben handelt, wird die Abkürzung im allgemeinen besser vermieden.

4) Bei den gebräuchlichen Siglen sollen die einzelnen Teile nicht durch Punkte oder andere Unterscheidungszeichen getrennt werden. Auch am Schluß des Sigels ist ein Punkt überflüssig, obwohl er häufig gesetzt wird. Man schreibe also nicht: Z. D. M. G. und nicht Z D M G., sondern einfach: ZDMG für: Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft.

5) Über alle Abkürzungen, die man bei der Arbeit verwendet, soweit es sich nicht um ganz selbstverständliche handelt, gebe man in einer eigenen Übersicht am Ende des Vorwortes oder nach der Inhaltsangabe genaue Rechenschaft und Aufklärung. Aus praktischen Gründen empfiehlt es sich nicht, diese Erklärung mit dem Text des Vorwortes oder der Einleitung zu verbinden, oder sie gar in einer leicht zu übersehenden Anmerkung unterzubringen.

Eine Zusammenstellung der gebräuchlichen Abkürzungen für Zeitschriften und Sammelwerke, die für die einzelnen Fachwissenschaften teilweise verschieden sind, findet sich in den meisten größeren Literaturberichten und Sammelwerken. Für das Gesamtgebiet der theologischen Wissenschaften sei beispielsweise verwiesen auf den ersten Band des „Kirchlichen Handlexikon“ von *Michael Buchberger* (München 1907) S. VI—XVI oder auf das alphabetische Verzeichnis der Abkürzungen, das jedem Bande des „Theologischen Jahresberichtes“ beigegeben ist.



Dreiundzwanzigstes Kapitel

Die Zitate

85. Bedeutung und Berechtigung des Zitates. Eines der besten äußeren Kennzeichen, um den Dilettanten auf irgendeinem Gebiete der Wissenschaft von dem methodisch geschulten Arbeiter zu unterscheiden, bietet wohl die Zitationsweise. Wir heben kurz einige wichtigere Punkte hervor.

Zitieren bedeutet im allgemeinen, aus den Quellen die Belege für eine Behauptung erbringen oder ein fremdes Wort oder Urteil anführen, um es einer Prüfung zu unterziehen oder zur Stütze der eigenen Anschauung zu verwenden. Gewöhnlich wird Zitat im letzteren Sinne aufgefaßt als eine Berufung auf das Urteil eines anderen zur Bestätigung der eigenen Ansicht. Es gehört also in diesem Sinne, wie wir es vornehmlich hier betrachten, zu den Autoritätsbeweisen.

In dieser Bedeutung liegt auch seine Berechtigung und deren Begrenzung. Durch die Autorität anderer die eigenen Ansichten stützen wollen, ist ein berechtigtes Streben, sofern das fremde Urteil einen wirklichen Wert als Autorität besitzt und mit unseren Anschauungen tatsächlich übereinstimmt. Es verliert seine Berechtigung, wenn die Bestätigung einer Meinung überhaupt unnötig und überflüssig ist, oder wenn es sich nicht um eine Autorität handelt, oder wenn deren Urteil nicht mit dem unseren übereinstimmt.

Über die Bedeutung und Berechtigung des Zitates ist zu vergleichen: *Wladislaus Switalski,* Die erkenntnistheoretische Bedeutung des Citates. Ein Beitrag zur Theorie des Autoritätsbeweises. Braunsberg 1905 (Verzeichnis der Vorlesungen am kgl. Lyceum Hosianum im Sommersemester 1905).

Außer dieser Hauptbedeutung kommt ferner noch in Betracht der Wert des Zitates als Literaturangabe, wodurch der Leser auf eine parallele oder eine ausführlichere oder auch eine abweichende Behandlung der Frage oder auf die einschlägigen Quellen hingewiesen werden soll. Daß auch unter dieser Rücksicht das Zitat seine volle Berechtigung hat, läßt sich nicht bestreiten, mag man auch über das rechte Maß verschiedener Ansicht sein.

86. Gegenstand. Aus den angegebenen Bedingungen der Berechtigung des Zitates ergibt sich unmittelbar als Regel für den Gegenstand des Zitates, daß wir 1) nicht ganz selbstverständliche Dinge durch Belege zu bestätigen suchen sollen. Einfach feststehende Tatsachen, sei es aus der Geschichte eines Volkes, oder aus der Grammatik oder dem Wortschatz einer Sprache, oder aus irgendeinem anderen Gebiet, über die jedes Handbuch und Nachschlagewerk der betreffenden Wissenschaft Aufschluß geben kann, brauchen nicht durch ein Zitat aus einer Quelle bestätigt zu werden.

2) Die fremde Autorität, welche zur Bestätigung einer Sache angerufen wird, muß für das betreffende Gebiet und für die fragliche Sache wirklichen Wert besitzen. Es ist deshalb verfehlt, Autoren anzuführen, die selbst wiederum nur durch eine zweite oder dritte Hand aus den Quellen geschöpft haben; oder ältere Schriften zu zitieren, die längst durch neue und bessere Bearbeitungen desselben Gegenstandes überholt sind, oder den Beleg für eine Angabe solchen Schriftstellern zu entnehmen, die sich nur ganz gelegentlich mit der Sache beschäftigen.

Man soll daher nicht zB. zur Erklärung der Maßangaben in einem alten Texte sich auf andere Erklärer berufen und deren Ansichten anführen, sondern entweder selbst aus den ersten Quellen schöpfen, oder

doch eine anerkannte Autorität auf dem Gebiete der Metrologie wie *Friedrich Hultsch* zitieren. — Noch viel weniger wird es angehen, zur Bestätigung einer Meinung in einer wissenschaftlichen Frage sich auf ein Konversationslexikon oder auf eine Tageszeitung zu berufen, wenn man diese auch für andere Untersuchungen je nach dem Thema mit Nutzen als Quelle verwenden mag.

I. Benzinger zitiert als Literatur zum Artikel „Edelsteine“ in der „Realenzyklopädie für prot. Theologie und Kirche“ V^3 (Leipzig 1898) 156 außer den allgemeinen Hinweisen auf die Kommentare zu den zwei hauptsächlichsten Bibelstellen über den Gegenstand sowie die Archäologien und biblischen Wörterbücher nur die beiden Werke von *Kluge,* Handbuch der Edelsteinkunde (1860) und *Hartmann,* Die Hebräerin am Putztisch (1810). Kluge ist durch die Edelsteinkunde von *M. Bauer* (1896) völlig überholt und eher als Hartmann wären die Spezialuntersuchungen über den Gegenstand von *J. Braun* und *J. J. Bellermann* zu zitieren gewesen.

3) Der Sinn des zitierten Urteils muß mit der Ansicht übereinstimmen, für die es angeführt wird. So selbstverständlich die Forderung ist, so wenig wird sie oft genug beachtet. Man verlasse sich daher nie auf die aus dem Zusammenhang gerissenen Worte, sondern berücksichtige den ganzen Kontext der Stelle, die man zitieren will, und suche sich über den Sinn volle Sicherheit zu verschaffen.

4) Im allgemeinen ist es sehr zu empfehlen, im Zitieren Maß zu halten und nicht allzu viel mit fremden Autoritäten zu operieren. Es ist aber nicht zu billigen, wenn man ganz oder fast ganz auf das Quellenzitieren verzichten will. Bequemer mag das allerdings sein, aber es entspricht nicht den Interessen der wissenschaftlichen Forschung.

Auf den Vorwurf der „Nachlässigkeit im Zitieren wichtiger Belege“, den *C. Kaufmann* gegen *E. Horn* erhoben hatte, erwiderte dieser im „Zentralblatt für Bibliothekswesen“ XI (1894) 201: „Ich habe nicht daran gedacht, den Kritikern ihr Geschäft zu erleichtern, sondern nur daran, den interessierten Lesern die Lektüre nicht zu erschweren. Die fortwährenden Quellenzitate sind nach meiner Auffassung gelehrter Aufputz für den Autor und Stolpersteine für den Leser. Der Kritiker weiß, wo Barthel den Most holt, und wenn er's nicht weiß, soll er nicht kritisieren“. *Ferd. Eichler* bemerkte dazu aber wohl mit Recht: „Die Einwendung gegen das Quellenzitieren wird Horn bei ruhiger Er-

wägung wohl selbst nicht aufrecht erhalten. Es ist doch ein bedeutender Unterschied zwischen kleinlicher Stellenklauberei und sachgemäßer Anführung von Belegstellen" (ebd. XIV [1897] 180 Anm. 2).

Wenn man mit Recht das Zuviel tadelt, soll man doch vor dem Zuwenig sich hüten und nicht in das andere Extrem fallen, bloß um „die Leser nicht durch ein Gewimmel von Zitaten und Auffassungen anderer Autoren zu erschrecken" (*Joh. Belser*, Das Evangelium des heiligen Johannes [Freiburg 1905] S. IX). Zur Empfehlung dieser extremen Meinung, die auf Quellenbelege ganz oder fast ganz verzichtet, ist es nicht hinreichend, daß sie schon von älteren Autoren vertreten wurde wie zB. von den Historikern *Georg Cruger* († 1671) und *Christian Hirschmentzel* († 1703). Vgl. die Notiz von *Nik. Nilles* in: Zeitschrift für kath. Theol. XXII (1898) 765 f.

87. Art und Weise. Für die Zitationsweise sind vorzüglich folgende Punkte zu beachten: 1) Als erste Regel befolge man streng das „Thomäische Gesetz", das wir schon wiederholt kennen lernten: „Non credam, nisi viderim oculis meis". Man mache es sich zur unverbrüchlichen Gewohnheit, niemals ein Zitat unbesehen aus einer anderen Schrift oder nach der Angabe eines anderen in die eigene Arbeit zu übertragen. Ist es aus irgendeinem Grunde nicht möglich, das Zitat zu vergleichen, so verzichte man lieber auf die Anführung desselben, oder überlasse die Verantwortung für seine Richtigkeit durch Angabe des Fundortes dem Gewährsmann, auf den das Zitat zurückgeht. „Νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν" lautete schon die Mahnung des alten Epicharm († c. 450 v. Chr.).

Trotz hundertfacher und hundertmal gerügter Erfahrung richtet das bequeme Abschreiben der Zitate doch immer wieder neues Unheil an. Am meisten ist es zu bedauern, daß auch die Mitarbeiter an großen Nachschlagewerken sich nicht die nötige Mühe geben, um durch die eigene Arbeit anderen Zeit und Mühe zu ersparen. In dem schon erwähnten Artikel „Edelsteine" in der „Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche" (V^3 [1898] 156) zitiert zB. *I. Benzinger* unter anderem: „Hartmann, Die Hebräerin am Putztisch I 278 ff; III 27 ff". Genau dasselbe Zitat findet sich in: *Georg Benedikt Winer*, Biblisches Realwörterbuch I (³Leipzig 1847) 281. Da beide Zahlenangaben falsch sind, ist das spätere Zitat einfach eine Kopie des früheren, das auch zB. in den Exodus-Kommentar von *August Dillmann*

([2]302) unbesehen unter Änderung von 27 in 37 herübergenommen wurde. Richtig müßte es heißen: I 276—91 und III 87—100.

Nur halb genügt den notwendigen Anforderungen das Verfahren, das zB. *François Martin* beobachtet in seinem Werke: Le livre de Hénoch (Paris 1906) S. LXIII Anm. 4. Er bemerkt daselbst, daß die Schrift von *Murray*, Enoch restitutus, in keiner Pariser Bibliothek zu finden sei, und fügt bei: „et quelques autres, v. g. ceux de Köstlin, Wittichen, Thompson etc."; deshalb zitiere er diese Schriften nach den Angaben von A. G. Hoffmann, Charles und Clemen. Gegen das Vorgehen als solches ist natürlich nichts einzuwenden. Aber den berechtigten Forderungen der wissenschaftlichen Akribie ist nicht Genüge geleistet, wenn man von den nach den Angaben anderer zitierten Werken beispielsweise drei nennt und die übrigen mit einem undefinierbaren „etc." einbegreift, dessen Inhalt anderswo nicht näher bestimmt wird. So wirft dieses „etc." einen Schatten auf die im übrigen recht sorgfältige Quellenbenutzung des Autors.

2) Eine Anwendung der gleichen Regel ist die Forderung, auch die eigenen Zitate bei der Drucklegung oder bei einer Neubearbeitung einer sorgfältigen Kontrolle zu unterziehen. Nur zu leicht schleichen sich auch gegen unseren Willen und ohne unser Zutun gerade in die Zitate Schreib- oder Druckfehler ein.

3) Mit der ersten Regel verwandt ist die Weisung, den zu zitierenden Text auch bei einer Quelle, die man selbst einsieht, genau hinsichtlich seines Ursprunges zu prüfen. Man setzt sich sonst der Gefahr aus, ein Plagiat oder ein stillschweigendes Zitat unter fremder Flagge weiterzuführen. Besonders notwendig ist dies bei älteren Schriftstellern, zu deren Zeit der Begriff des literarischen Eigentums noch nicht so ausgebildet war, oder doch noch nicht so streng beachtet wurde. Leider zeigen die nicht seltenen Fälle von „heimlicher Beraubung", wie *Paulsen* es genannt hat, daß wir auf literarischem Gebiete noch längst nicht zu idealen Zuständen gelangt sind.

4) Bei allen Zitaten verlangt die wissenschaftliche Genauigkeit, daß die angeführte Quelle bestimmt und klar und mit Ausschluß jeder Mehrdeutigkeit angegeben werde. Daher gewöhne man sich, stets den Verfasser mit Namen und Vornamen zu bezeichnen und den Haupt-

titel genau wiederzugeben. Bei selten angeführten und weniger bekannten Werken, oder wenn häufiger zu zitierende und nicht allgemein bekannte Schriften zum ersten Male genannt werden, füge man Ort und Jahr der Veröffentlichung hinzu. Unbedingt notwendig ist die Angabe der Auflage, des Bandes und der Seitenzahl oder von Kapitel, Nummer und Paragraph. Die Auflage wird am einfachsten durch die über der Zeile stehende arabische Ziffer bezeichnet; dabei genügt es, eine etwaige „dritte und vierte“ oder „fünfte bis siebte“ Auflage durch [3] oder [5] anzugeben. Für die Bandzahlen werden am besten die römischen Ziffern verwendet, während die arabischen für alle übrigen Bezeichnungen dienen. Selbstverständlich muß aber eine römische Seitenzählung der Quelle auch mit römischen Zahlen wiedergegeben werden. Aus praktischen Gründen wird auch bei größeren Sammelwerken wie zB. *Mignes* Patrologie die Bandzahl häufig mit arabischen Ziffern angegeben. Für die Seitenangaben empfiehlt es sich, stets die Anfangs- und Schlußseite für den zitierten Text genau zu verzeichnen; denn es entspricht dies schon der allgemeinen Forderung der genauen Anführung einer Quelle und es ist auch für den Leser durchaus nicht gleichgültig, ob er nur auf eine kurze Notiz oder auf eine ausführliche Behandlung von 50 oder 100 Seiten verwiesen wird.

Der regelmäßige Platz für die Auflage-Exponenten ist nach dem Titel und bei mehrbändigen Werken nach der Bandzahl oder auch vor dem Verlagsort; dem Verfassernamen wird der Exponent nur beigefügt, wenn derselbe ohne weiteren Titel zur Bezeichnung eines bekannten Werkes dient.

Die Angaben der Seiten oder Spalten brauchen in der Regel nicht durch ein vorgesetztes S. oder p. oder Sp. kenntlich gemacht zu werden, außer wenn es im Interesse der Deutlichkeit erforderlich ist. Dagegen müssen Kapitel, Nummern und Paragraphen durch ein vorgesetztes K. (c. oder ch.), N. oder n. und § bezeichnet werden. Ebenso wird bei Doppelspalten auf Seiten mit gleicher Seitenzahl die Spalte mit a oder b (zB. 259a, 259b) kenntlich gemacht. Wird der Text einer ganzen Seite durch Buchstaben in Abschnitte eingeteilt, so kann man auch diese beim Zitieren berücksichtigen.

Zu vermeiden ist für gewöhnlich die bequeme Weise, die Seiten durch bloße Nennung der Anfangsseite oder durch Hinzufügen von „ff“ anzugeben. Das einfache „f“ zur Bezeichnung einer einzigen folgenden Seite ist natürlich zulässig, da es bestimmt genug den Umfang des Textes zu erkennen gibt. Ganz unzulässig ist aber zB. ein Zitat, wie man es bei *H. von Soden* in: Kurzes Bibelwörterbuch von *H. Guthe* (Tübingen 1903) 264 s. v. „Heuschrecken“ findet: „Älteres über die Heuschrecken bei Oedmann, Sammlungen II 276 f und passim“. Zunächst ist die Angabe falsch, da es II 76 heißen muß; statt „f“ müßte wenigstens „ff“ stehen, da die 62 folgenden Seiten über den Gegenstand handeln; statt passim müßten die zwei einzigen Stellen, die sich noch bei Oedmann finden, angegeben werden. Richtig würde es also heißen müssen: *Samuel Oedmann,* Sammlungen II 76—149; III 84—90; VI 74—78“. Schon *Georg Benedikt Winer* war in dieser Hinsicht etwas genauer, obwohl er in seinem „biblischen Realwörterbuch“ noch mit „ff“ zitiert.

Bei der Angabe des Titels würde durch Zuviel gefehlt werden, wenn man für ein einfaches Zitat ein vollständiges Faksimile des Titels bieten wollte, wie es zB. im „Bessarione“ XI (1906—07) 153 mit Hesychius geschieht; ebenso wenn man bei häufiger angeführten Werken regelmäßig alle Bestimmungen und Angaben des Titels wiederholt, zB. wenn zu „A. Boeckh, Encyklopädie[2]“ regelmäßig beigefügt wird: „Encyklopädie und Methodologie der philosophischen Wissenschaften, herausgegeben von R. Klussmann 1886“, wie es teilweise auch von E. Bernheim des öfteren geschieht. Durch Zuwenig wird hingegen die Akribie verletzt, wenn bei einem einmaligen Zitat selbst der Haupttitel in ganz veränderter Form wiedergegeben wird. So findet man zB. in *K. Baedeker,* Palästina und Syrien[6] p. XCIV angeführt: „*Hilderscheid,* Das Klima Palästinas. ZDPV. XXV. 1902“ statt: „*H. Hilderscheid,* Die Niederschlagsverhältnisse Palästinas in alter und neuer Zeit, in: ZDPV XXV (1902) 1—105“. Zu wenig geschieht auch, wenn der Titel in einer unverständlichen Weise abgekürzt wird. Zwei klassische Beispiele bringt der schon früher erwähnte lesenswerte Artikel „Bibliothekserfahrungen“ in den Grenzboten XXXVII (1878 I 1) 258 f: „Man kann zB. ein sehr respektabler Philolog sein und doch durch Zitate wie ‚Cic. Arat.‘ oder ‚Her. π. μ. λ.‘ — die Fälle sind nicht erfunden — in einige Verlegenheit geraten. Der Bibliothekar wird vielleicht nach einiger Zeit dahinterkommen, daß das erstere sich auf die erhaltenen Fragmente von Ciceros Übersetzung der Sternerscheinungen (Phänomena) des Aratos, das letztere sich auf die Schrift des alexandrinischen Grammatikers Herodian περὶ μονήρους λέξεως beziehen soll“.

Für die genaue Angabe des Titels sind die früher bei den Bibliothekskatalogen besprochenen Regeln (p. 38—45) zu vergleichen. Da die Rücksicht auf die alphabetische Reihenfolge, welche für manche dieser Regeln maßgebend ist, bei den gewöhnlichen Zitaten nicht in Betracht

kommt, können auch die bibliothekarischen Normen nur mit mancherlei Ausnahmen eine sinn- und sachgemäße Anwendung auf die Zitationsweise finden.

5) Im Interesse der wissenschaftlichen Genauigkeit und Bestimmtheit sind Doppelverweisungen bei Zitaten möglichst zu vermeiden. Nur allzu oft wird die Geduld des Lesers durch solche Verweise auf eine harte Probe gestellt. Eine kurze Angabe des Haupttitels würde in den meisten Fällen ebenso schnell und mit aller wünschenswerten Bestimmtheit direkt auf den zitierten Text führen.

In gewissem Sinne gehört das oft gebrauchte und mißbrauchte „aaO." zu den Doppelverweisungen. Es wäre dringend zu wünschen, daß man mit demselben sparsamer umginge und es nur dort verwendete, wo seine Bedeutung durch den nächsten Zusammenhang ohne weiteres klar ist.

Noch weniger zu billigen ist die eigentliche Doppelverweisung wie sie von *Ernst Bernheim* in seinem Lehrbuch der historischen Methode häufig angewendet wird. Er verweist zB. S. 412 auf „H. Bloch in der oben S. 387 angeführten Recension"; nach einigem Suchen findet man S. 387 im kleingedruckten Text den Hinweis auf eine Note in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen, ohne daß das Suchen durch Hervorheben des Autornamens erleichtert oder die Note als Teil der gemeinten Rezension kenntlich gemacht wäre. Auf derselben Seite 412 wird an eine „eben erwähnte" Schrift von G. Monod erinnert, die auf Seite 411 angegeben wird als „die auf S. 376 angeführte Schrift". Nach längeren Bemühungen wird man schließlich auf der letztgenannten Seite im Kleindruck ohne jede Hervorhebung des Autornamens oder des Titels die gesuchte und zitierte Schrift angegeben finden. Sicherlich ist der Wunsch berechtigt, solche Doppelverweisungen möglichst vermieden zu sehen.

6) Bei wörtlichen Zitaten sind die Regeln zu beachten, die früher bei der allgemeinen Erörterung der Textgestaltung der Quellen (p. 224—8) berührt wurden. Für gewöhnlich ist die Übereinstimmung mit der idealen Urgestalt des Textes anzustreben, wie sie nach der Intention des Verfassers hätte sein sollen. Daher sind offenbare Schreib- oder Druckfehler einfach zu korrigieren; im übrigen ist die Schreibweise beizubehalten, soweit nicht das Interesse leichterer Verständlichkeit ein Abgehen davon

innerhalb der früher angegebenen Grenzen ratsam erscheinen läßt.

7) Bei fremdsprachigen Zitaten hängt es zumeist vom Zweck und Charakter der Arbeit ab, in welchem Umfange die Ursprache beibehalten werden kann. Bei streng wissenschaftlichen Arbeiten können die französischen, italienischen, spanischen, die englischen und holländischen, die lateinischen und griechischen Texte in der Regel beibehalten werden, außerdem je nach dem besonderen Fachgebiete bei philologischen Fragen auch die zur betreffenden Fachgruppe gehörenden Sprachen. Bei Arbeiten, die sich an einen weiteren Leserkreis richten, wird man wenigstens im Text besser die Übersetzung des Zitates geben und den Urtext, wenn nötig, in einer Anmerkung beifügen. Ähnlich kann man es mit Zitaten aus ferner liegenden Sprachen halten.

8) Bei periodischen Schriften empfiehlt es sich, die Zitate mit der Angabe der Bandzahl, des Jahrganges und der Seitenzahlen zu bestimmen. Die Nummern der Hefte und Lieferungen können dagegen für gewöhnlich unberücksichtigt bleiben. Die Jahreszahl wird am besten in Parenthese gesetzt in runden oder (innerhalb einer anderen Parenthese) in eckigen Klammern; umfaßt der Jahrgang mehrere selbständige Bände, so wird die römische Ziffer des betreffenden Jahresbandes innerhalb der Klammer der Jahreszahl beigefügt. Bei Zeitschriften, die nach Serien eingeteilt sind, muß der Bandzahl die Serienziffer vorausgehen.

Die römische Ziffer braucht von der arabischen weder durch einen Punkt noch durch einen Beistrich getrennt zu werden, da sie sich durch ihre Beschaffenheit von der vorausgehenden oder folgenden andersartigen Zahl genügend unterscheidet. Stehen aber zwei gleichartige Zahlen nebeneinander, oder werden mehrere Zitate mit gemischten Zahlenangaben aneinandergereiht, so ist eine deutliche Unterscheidung notwendig. Dieselbe läßt sich am einfachsten durch konsequente Anwendung der Interpunktion erreichen. Zwei oder mehrere gleichartige und gleichwertige Zahlen, die sich also nicht auf subordinierte, sondern auf koordinierte Teile beziehen, trennt man am besten durch Punkte, ungleichwertige, die subordinierte Teile bezeichnen, durch Beistriche,

gemischte Zahlengruppen durch Strichpunkte. Wenn der Zahl aber eine Bezeichnung für das Kapitel oder die Nummer oder den Paragraphen oder die Seite oder eine Anmerkung u. dgl. vorausgeht, können die unterscheidenden Satzzeichen bei den zum gleichen Zitat gehörigen Zahlen wegbleiben, da ohnehin die Trennung und Bedeutung der Zahlen deutlich hervortritt. Salvo meliore mögen diese Bemerkungen als Wegmarken dienen, ohne daß sie der Freiheit des einzelnen allzu enge Schranken setzen wollen.

Man wird also beispielsweise zitieren: Corpus Inscriptionum Latinarum (abgekürzt: CIL) I 1² 33 d. h. erster Band, erster Teil, zweite Auflage, Seite 33; oder: I 1, 45. 63. 87; 2, 93; II 110; oder: L. I c. 12 n. 29 bei lateinischen Texten für: Liber I caput 12 numerus 29 etc. Bei Zeitschriften: Natur und Offenbarung XLVI (1900) 513—25; oder: The Expository Times XIV (1902—03) 321 f; oder: The Expositor Ser. VI T. IV (1901 II) 194—9 etc.

9) Von der gewöhnlichen Zitationsweise sind hinsichtlich einiger Punkte ausgenommen die Texte aus der Bibel, aus der Summa theologica des hl. Thomas von Aquin und aus dem Corpus iuris. Obwohl manche neuere Autoren auch bei diesen Texten die sonst übliche Zitationsweise zur Anwendung bringen wollen, dürfte doch mit Rücksicht auf den besonderen Charakter dieser Quellen und im Interesse der leichteren Verständlichkeit die Ausnahme berechtigt sein.

Für die Bibel zitiert man die einzelnen Bücher am besten in den herkömmlichen leicht verständlichen Abkürzungen entweder im Anschluß an die Namen der Vulgata oder an die deutsche Bezeichnung. Zur Unterscheidung von mehreren gleichnamigen Büchern wird die entsprechende arabische Zahl ohne Trennungszeichen dem Namen vorausgesetzt. Die Texte werden nach Kapitel und Versen, bei den Psalmen nach der Reihenzahl des Psalmes und der Verse angeführt. Die Bezeichnung mit römischen Zahlen scheint weniger praktisch zu sein. Man schreibt also: 1 Reg 17,4 oder 1 Kön 17,4; 2 Kor 5,14; Mt (oder Matth) 17,24. 25. 27; 25,13 usw.

Die Summa des h. Thomas von Aquin wird durch Angabe von pars, quaestio, articulus und responsum zitiert; bei der Erklärung des Magister sententiarum wird statt der pars das entsprechende Buch des Petrus Lombardus und die Zahl der Distinctio angegeben. Man schreibt also: S. Thomas 1 q. 2 a. 3; 1,2 q. 3 a. 4 ad 1; 2,2 q. 5 a. 2 ad 3; 3 q. 4 a. 2 ad 1; In 1 sent. d. 2 q. 3 a. 1 etc.

Für das Corpus iuris canonici gibt *Simon Aichner* in seinem Compendium iuris ecclesiastici (¹⁰Brixen 1905) 52 f diesen „modus alle-

gandi" an: I. Für das *Decretum pars I:* c. 4 (Voventibus) dist. 27, oder: c. 4. D. 27; *pars II:* c. 17 (Petiisti) C. VII q. 1, oder: c. 17 C. 7 q. 1; *tract. de poenit.:* cap. 17 de poenit. d. 1, oder: c. 14 D. P. d. 1; *pars III:* c. 23 de consecr. d. 2. — II. Für die *Decretales Gregorii IX:* Die Texte werden durch den Zusatz „extra" oder den Buchstaben X als außerhalb des „Decretum" stehend bezeichnet; Buch und Titel werden von den neueren Autoren meistens in Klammern beigefügt: c. 1 X de cler. coni. (III 3), oder: c. 1 extra (III 3), oder: c. 1 X (III 3) d. h. Kapitel 1, Buch 3; Titel 3. — III. *Liber Sextus* und IV. *Clementinae:* Die Zitationsweise unterscheidet sich nur durch den Zusatz „in Sexto" oder „Clem." von der vorhergehenden: c. 1 *Licet* de const. (I 2) in Sexto (oder: in VI); c. 2 *cum lite* (II 5) Clem. oder c. 2 Clem. (II 5). — V. *Extravagantes:* Die Texte werden durch den Zusatz: „Extrav. (oder Xvag.) Joann. XXII" oder „Extrav. (Xvag.) commun." unterschieden: Xvag. Joann. XXII cap. un. De sent. excomm. (tit. 13), oder: Xvag. comm. c. 1 (I 7).

Für das Corpus iuris civilis gibt *Franz Laurin* im Anhang zu seiner „Introductio in Corpus iuris canonici" (Freiburg 1889) 235—77 eine kurze Zusammenstellung der Zitationsweisen für die verschiedenen Teile, aus der wir die folgenden Angaben entnehmen: 1) Die vier Bücher der Institutionen Justinians zerfallen in Titel, die mit wenigen Ausnahmen in eine Einleitung und Paragraphen gegliedert sind; man beginnt das Zitat mit der Paragraphenzahl oder der Bezeichnung „principium" oder „pr." für die Einleitung, fügt dann das Sigel J oder Inst. mit oder ohne Bezeichnung der Titelüberschrift hinzu und läßt Buch- und Titelzahl folgen: zB. § 1 J (oder Inst.) de patr. potest. I 9, oder: § 1 J I 9. — 2) Bei den 50 Büchern der Digesten oder Pandekten Justinians beginnt das Zitat mit der Zahl der anzuführenden lex vor dem Sigel „Dig." und schließt mit der Zahl des Buches und Titels, dem das Gesetz angehört. Eine Ausnahme bilden die Bücher 30. 31 und 32, die den einheitlichen Traktat „de legatis et fideicommissis" enthalten; diese Bezeichnung wird nach „Dig." mit den Ziffern I oder II oder III für die drei Bücher hinzugefügt: zB. l. 4 § 2 Dig. I 5; l. 5 pr. de leg. et fideicomm. II — 3) Die zwölf Bücher des Codex Justinians werden ähnlich zitiert wie die Institutionen; nur tritt an die Stelle von J oder Inst. das Sigel C (= Codex): zB. lex 1 C ne s. bapt. iteretur I 6, oder: lex 1 C I 6. — 4) Die Novellen werden heute nach ihrer Ordnungszahl nebst caput, praefatio oder epilogus, eventuell auch nach principium (pr.) und Paragraph zitiert, falls sie diese Unterabteilung aufweisen: zB. Nov. V praef.; Nov. V c. 2 pr. § 1.

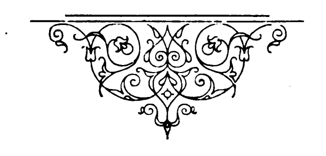
10) Wie für die wissenschaftliche Arbeit im allgemeinen so gilt namentlich für die Zitationsweise die Hauptregel,

mit peinlichster Sorgfalt auf das Kleinste zu achten. Diese alles durchdringende Akribie darf als vorzügliche Standestugend des zitierenden Schriftstellers bezeichnet werden.

88. Ordnung der Zitate. Wenn mehrere Zitate nacheinander angeführt werden, ist notwendig auf eine gewisse Ordnung zu achten. Aus den früheren Bemerkungen über die Sichtung des Stoffes (p. 236—9) läßt sich die verschiedene Gestaltung dieser Ordnung leicht entnehmen, ohne daß wir hier ausführlicher darauf einzugehen brauchen.

Bei der zeitlichen Reihenfolge, die für gewöhnlich sich am meisten empfehlen dürfte, ist die gleichzeitige Berücksichtigung von sachlichen Gesichtspunkten durch Zusammenstellung der sich ergänzenden Schriften desselben Verfassers u. dgl. nicht ausgeschlossen. Liegen von einer Schrift mehrere Auflagen vor, so bleibt für die zeitliche Folge in der Regel das Erscheinen der ersten Ausgabe maßgebend, wenn nicht die neue Bearbeitung überhaupt oder doch mit Rücksicht auf die in Betracht kommende Stelle als ganz neues Werk anzusehen ist.

Die rein äußerliche alphabetische Ordnung wird zumeist nur dort in Frage kommen, wo es sich um übersichtliche Literaturverzeichnisse oder Register handelt.



Fünfter Abschnitt

Die Veröffentlichung

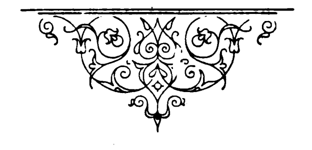
Vgl. *Osw. Bertram,* Manuscript und Correctur. Bemerkungen und Erläuterungen zum deutschen Buchdrucker-Normaltarif für Schriftsteller und Verlagsbuchhändler. Halle 1875 (ist nach dem neuen Tarif zu berichtigen). *Carl B. Lorck,* Die Herstellung von Druckwerken. Praktische Winke für Autoren und Buchhändler. [4]Leipzig 1883. *Hans Paul* und *Jul. Lehmann,* Hilfsbuch bei Herstellung und Preisberechnung von Druckwerken. [3]Leipzig 1891. *Alex Waldow,* Katechismus der Buchdruckerkunst (in: *J. J. Webers* illustrierte Katechismen). [6]Leipzig 1894; *ders.,* Lehrbuch für Schriftsetzer. [2]Leipzig o. J. *Heinr. Keiter,* Praktische Winke für Schriftsteller. [6]Essen 1899. *Deutscher Buchdrucker-Tarif* nebst Kommentar hgb. vom Tarif-Amt der deutschen Buchdrucker (zuletzt revidiert vom 25. September bis 2. Oktober 1906 in Berlin. Gültig ab 1. Januar 1907).

89. Einleitendes. Wenn die wissenschaftliche Arbeit die Forschung und die Erkenntnis der Wahrheit fördern soll, so darf sie nicht auf den Autor allein beschränkt bleiben. Seine mühevollen Untersuchungen und Sammlungen müssen auch anderen nutzbar gemacht werden, um ihr Ziel in vollem Maße zu erreichen. So wird die wissenschaftliche Arbeit ihren regelmäßigen Abschluß durch die Veröffentlichung finden, die sie den interessierten Kreisen zugänglich machen kann.

Dieser Abschluß der Arbeit bietet namentlich für den Anfänger manche neue Schwierigkeiten, für die er sich oft lange und vergeblich nach einer Lösung umschaut. Vielleicht mag es auch nicht gar so selten vorkommen, daß

das Schifflein noch am Eingang des Hafens an einer Klippe scheitert.

Einige Bemerkungen für diese letzte Station unseres Weges werden daher nicht ganz überflüssig sein. Wir müssen uns dabei wieder auf einige Hauptpunkte beschränken und besprechen deshalb zunächst einige allgemeine Fragen, erörtern dann die Drucklegung und Korrektur, um mit den Registern, dem Vorwort und Titel des Buches zu schließen.



Vierundzwanzigstes Kapitel

Allgemeine Bemerkungen

90. Das Manuskript. Die Veröffentlichung der Arbeit ist schon für die Gestaltung des Manuskriptes von Bedeutung. Zu den früheren Bemerkungen über die Schreibweise (p. 249—51) kommen deshalb mit Rücksicht auf die Drucklegung noch einige weitere praktische Punkte hinzu.

1) Hinsichtlich des Papieres empfiehlt es sich, einzelne Blätter, nicht zusammenhängende Bogen oder Hefte zu gebrauchen. Man erleichtert dadurch dem Setzer ganz wesentlich seine Arbeit und ist auch selbst bei der Überarbeitung des Geschriebenen ohne Schwierigkeit imstande, größere Änderungen, Umstellungen, Zusätze, Berichtigungen im Manuskript anzubringen.

Das Format der Blätter darf nicht zu groß sein, weil sonst die Übersichtlichkeit beeinträchtigt und die Setzerarbeit erschwert wird. Am praktischten dürften für gewöhnliche Arbeiten Quartblätter (etwa im Format von 170 : 220 mm) verwendet werden.

2) Die einzelnen Blätter müssen notwendig mit fortlaufenden Zahlen bezeichnet werden. Zusatzblätter werden mit der Zahl der Seite, wozu sie gehören, und fortlaufenden Buchstaben kenntlich gemacht zB. 22a, 22b, 22c als Zusätze zu Seite 22[1]. Die Blätter sind stets nur einseitig zu beschreiben.

---

[1]) Anderen erscheint es praktischer, die Seite, zu welcher Zusatzblätter hinzukommen, mit a zu kennzeichnen und dann bei den Zusätzen mit b, c, d fortzufahren.

3) Die Schrift muß vor allem klar und deutlich sein. Einer Begründung sollte diese selbstverständliche Forderung überhaupt nicht bedürfen. Die Drucklegung gibt aber noch einen unmittelbar einleuchtenden Grund an die Hand im § 36 des „Deutschen Buchdrucker-Tarifs“: „Für schwer leserliches, ungeordnetes oder durch Korrekturen (Streichungen, Einschaltungen usw.) erschwertes Manuskript ist der Setzer besonders zu entschädigen“.

4) Man versäume nicht, einen genügenden Rand und einen angemessenen Abstand zwischen den Zeilen frei su lassen. Für die leichtere Lesbarkeit des ganzen Manuskriptes und für notwendige kleinere Berichtigungen und Bemerkungen ist die Befolgung dieser Vorschrift von großer Bedeutung.

5) Mit besonderer Sorgfalt sind die vorkommenden Eigennamen zu schreiben. Es ist ratsam, dieselben in doppelter Schrift (lateinisch und deutsch) einmal im Text und einmal über der Zeile oder am Rande klar anzugeben, Ebenso müssen die Zitate, namentlich wenn sie fremdsprachige Texte enthalten, mit großer Klarheit und Genauigkeit geschrieben werden.

6) Berichtigungen und Zusätze geringeren Umfanges können leicht zwischen den Zeilen oder am Rande Platz finden; es ist nur darauf zu achten, daß die Stelle, wo sie im Text einzusetzen sind, durch Zeichen oder Ziffern, vielleicht auch mit dem Rot- oder Blaustift, deutlich kenntlich gemacht werde. Bei den am Rande stehenden Nachträgen und Korrekturen wird dann dasselbe Zeichen oder dieselbe Ziffer wiederholt. Für größere Zusätze ist es am zweckmäßigsten, neue Blätter mit der oben angegebenen Bezeichnung einzufügen. Auch bei diesen Nachträgen ist die Stelle, wohin sie gehören, im Text genau kenntlich zu machen.

7) Die gewünschte Hervorhebung eines Wortes oder einer Reihe von Wörtern läßt sich im Manuskript durch besondere Zeichen für den Setzer verständlich

machen. Um Mißverständnissen vorzubeugen, legt man am besten dem Manuskript ein besonderes Blatt mit der Erklärung der angewandten Zeichen bei, oder notiert jedesmal bei besonderen Hervorhebungen die Bedeutung des Zeichens. Es genügt deshalb auch, die einfache Unterstreichung im Text gleichmäßig anzuwenden und am Rande die gewünschte Schriftart dem Setzer anzugeben.

Die gewöhnlichen Zeichen sind: Einfaches Unterstreichen für anzuwendenden Sperrdruck (in der Druckersprache auch „spationierter Satz“ oder „Spatiensatz“ genannt).

Doppeltes Unterstreichen für Fettdruck, neben dem auch die schmal-halbfetten und halbfetten Schriften zur Verwendung kommen können.

Einfaches Unterschlängeln (mit gewundener Linie) für gewöhnlichen *Kursivdruck* bei der sogenannten lateinischen Schrift oder Antiqua.

Doppeltes Unterschlängeln für halbfette oder fette Kursivschrift, die ebenfalls nur bei der Antiqua zur Verwendung kommt.

Zur Bezeichnung eines Absatzes (alinea), wo im Manuskript fortlaufend geschrieben wurde, wird ein [vor das Wort gesetzt, mit dem die neue Zeile beginnen soll, oder auch das Wort „Absatz“ oder „Alinea“ (al.) hinzugefügt.

Wenn etwas in Kleindruck gesetzt werden soll, wird das Wort „Petit“ oder „Kleindruck“ am Rande beigefügt; wie weit sich derselbe erstrecken soll, wird durch einen senkrechten Strich am Rande angedeutet.

91. Die Anmerkungen. Bei wissenschaftlichen Arbeiten wird mancher nicht gerne auf Anmerkungen unter dem Text verzichten wollen. Es ist dabei zu beachten:

1) Die Sucht, wenige Zeilen des Textes mit recht vielen und langen und recht gelehrten Anmerkungen zu begleiten, ist eine nicht zu billigende Gewohnheit, die glücklicherweise schon ziemlich als überwunden gelten kann, mögen

auch heute noch nach dem Urteil *Heinrich Keiters* „junge Schriftsteller es lieben, in einer reichen Zahl von Anmerkungen mit ihrer Belesenheit zu prunken“ (Praktische Winke für Schriftsteller 15). In einzelnen Fällen werden sich längere Anmerkungen nur schwer vermeiden lassen. Alles Zuviel ist aber vom Übel. Man wird bald des Lesens überdrüssig, wenn man auf Schritt und Tritt vom Text auf die Anmerkungen verwiesen wird, um vielleicht dort „eine Belehrung einzuheimsen, die man gar nicht nötig hat“ (*Keiter* ebd.).

2) Das entgegengesetzte Extrem ist ebensowenig zu billigen. Man kann es in manchen neueren Schriften finden, die ohne jede Anmerkung und ohne Unterscheidung in den Typen alles in gleicher Weise in den Text aufnehmen. Es mag das allerdings für den Autor bequemer sein. Aber den Interessen des Lesers ist damit wenig gedient. Er muß sich überall zuerst einen Weg durch das pfadlose Dickicht bahnen und wird dieser beschwerlichen Arbeit leicht überdrüssig.

3) Es ist jedenfalls ein berechtigter Wunsch, daß der Verfasser bei der Drucklegung auf die klare Unterscheidung des Wichtigen und Unwichtigen, der Hauptpunkte und der nebensächlichen Bemerkungen achte und diesen Unterschied auch äußerlich hervortreten lasse. Solche Nebensachen gehören nicht auf gleicher Stufe in den Text hinein mit dem Hauptgegenstand der Untersuchung, und doch kann ihre Mitteilung oft wünschenswert und nützlich erscheinen. Dahin gehören zB. ausführlichere Literaturangaben, geschichtliche Notizen, sprachliche oder sachliche Erläuterungen zu einem Texte, längere Beispiele, Berücksichtigung abweichender Meinungen, fremdsprachige Zitate, die im Text nicht gut wiedergegeben werden können, auch der Wortlaut eines längeren Zitates in der Textsprache, das im Text nur inhaltlich angeführt wurde, u. dgl.

4) Für derartige nebensächliche Dinge würden nun die Anmerkungen an und für sich einen geeigneten Platz bieten. Es würde aber auch bei diesem Verfahren bald der Übel-

stand einer zu großen Häufung der außer dem Text stehenden Notizen sich zeigen. Daher erscheint es ratsamer, auch bei solchen Nebenpunkten zu unterscheiden zwischen den Bemerkungen, die zur Erläuterung des im Texte Gesagten unmittelbar dienlich sein können, und anderen nur lose mit dem Text zusammenhängenden Angaben. Erstere lassen sich bei der Drucklegung durch Kleindruck vom Text unterscheiden, ohne daß sie unter dem Text ihren Platz erhalten. Nur jene gelegentlichen Bemerkungen der zweiten Art kommen als Anmerkungen unter dem Text zu stehen.

Weniger empfehlenswert dürfte die Weise sein, die zB. von *Theodor Zahn* und *Johannes Belser* in ihren Einleitungen in das Neue Testament befolgt wurde, nämlich alle zu einem längeren Kapitel gehörigen Bemerkungen bis auf das Ende des Kapitels zu versparen und sie dort als Anhang zum Text zusammen unter eigenen Nummern vorzulegen, durch die im Text auf diese Anmerkungen verwiesen wird. Eine notwendige Folge dieses Verfahrens macht sich beim Lesen eines solchen Werkes sofort in sehr unliebsamer Weise bemerkbar: man ist genötigt, alle Augenblicke etwa 20 oder 30 Seiten umzublättern, um von dem Inhalt der Anmerkung Kenntnis zu nehmen, und dann den unterbrochenen Text bei der nicht leicht erkennbaren kleinen Ziffer wieder aufzunehmen. Wollte man zuerst den Text zu Ende lesen und dann die Anmerkungen im Zusammenhang durchnehmen, so würde die Verwirrung bei der Lektüre nur noch größer werden.

Es dürfte wohl praktischer und übersichtlicher sein, im Text selbst an der gehörigen Stelle mit neuem Absatz die wünschenswerte erläuternde Bemerkung in Kleindruck folgen zu lassen. Nur wäre darauf zu achten, daß solche Bemerkungen nicht den Gedankengang des Textes störend unterbrechen, sondern am Schluß eines inhaltlich zusammengehörigen Absatzes eingefügt werden.

5) Die Frage, wie die Anmerkungen im Manuskript niederzuschreiben sind, wird verschieden beantwortet. Die Hauptsache ist eine klare und unzweideutige Bezeichnung derjenigen Teile, die als Anmerkungen oder im Kleindruck zu setzen sind. Es steht daher nichts im Wege, die für den Kleindruck oder die Anmerkungen bestimmten Sätze oder Seiten im fortlaufenden Zusammenhang und auf den gleichen Blättern mit dem übrigen Text niederzuschreiben, wenn nur durch die Angabe: „Petit“ oder „Anmerkung“

und einen senkrechten Strich am Rande der Charakter und die Ausdehnung der entsprechenden Stelle des Manuskriptes für den Setzer deutlich gemacht wird. Geschieht dies in konsequenter Weise und wird es gleich zu Beginn des Manuskriptes mit einer kurzen Bemerkung dem Setzer erklärt, so ist kaum eine Verwechslung oder Verwirrung bei der Drucklegung zu befürchten.

Anderen scheint es besser, die Anmerkungen am Rande oder auf ein besonderes Blatt zu schreiben oder sie am Fuße der Seite anzubringen. Wenn die Hauptsache einer klaren und deutlichen Kennzeichnung des Charakters des Textes gewahrt bleibt, wird auf die Weise der Niederschrift nicht so großes Gewicht zu legen sein.

6) Eine besondere Behandlung erfordern die Anmerkungen für die kritische Ausgabe eines Textes. Es ist ratsam, dafür zunächst die textkritischen von den erläuternden Anmerkungen zu trennen. Erstere dienen dazu, die Lesarten der verschiedenen Textzeugen geordnet vorzulegen als „apparatus criticus", während die letzteren die notwendigen sprachlichen oder sachlichen Erklärungen bieten sollen.

Der textkritische Apparat muß unter dem Texte seinen Platz erhalten und nicht etwa in einem Anhang oder in einer besonderen Vorrede. Man wird dabei am besten die verschiedenen Gruppen von Textzeugen in eigenen Absätzen zusammenstellen, Handschriften, Übersetzungen, Zitate bei späteren Schriftstellern usw. (*Fr. Blass* in: Handbuch der klass. Altertumsw. von *I. Müller* I² 286). Für die nötige Auswahl der Varianten ist die Natur der Arbeit und die Rücksicht auf ihren Zweck ausschlaggebend, wie wir früher schon sahen. Jedenfalls wird man es mit Blass als dringend wünschenswert bezeichnen müssen, den Apparat möglichst zu vereinfachen und daher im allgemeinen nur die selbständigen Textzeugen zu berücksichtigen und auch aus diesen nur das für den Zweck der Arbeit Wichtige mitzuteilen.

In den erklärenden Anmerkungen ist besonders zu achten auf die Kontrolle und Richtigstellung der Zitate des Autors, wobei für die angeführten Texte etwaige neuere kritische Ausgaben zu berücksichtigen sind; ferner auf die benutzten sonstigen Quellen der Darstellung, auf andere parallele Ausführungen, auf die Benutzungen und Nachahmungen bei späteren Autoren, soweit dieselben nicht bloß als Zeugen des Textes zu beachten sind; endlich auf die Erläuterung von dunklen und schwer verständlichen Texten. Auch das praktische Moment kann je nach der besonderen Beschaffenheit der Arbeit Berücksichtigung finden.

Hier wie sonst wird das Studium geeigneter Vorbilder am sichersten auf den rechten Weg führen.

Von älteren Textausgaben sind insbesondere die Veröffentlichungen der Väterwerke durch die französische Benediktinerkongregation vom hl. Maurus (Mauriner) größtenteils mustergültig und zum Teil noch heute unübertroffen. Von neueren Editionen sind vorzüglich die „Monumenta Germaniae historica" (abgekürzt MG) mit ihren fünf Abteilungen Scriptores (SS), Leges (LL), Diplomata (DD), Epistulae und Antiquitates sowie die Veröffentlichungen der „Historischen Kommission bei der kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften" vorbildlich geworden (vgl. *E. Bernheim,* Lehrbuch[3] 235—9).

92. Berechnung des Manuskriptes. Die Frage, wie viel Seiten ein Manuskript im Druck ausmachen wird, tritt an jeden Schriftsteller heran. Der Umfang läßt sich auf verschiedene Weise leicht ermitteln.

Die einfachste Weise ist folgende. Man läßt von dem Manuskript eine Probeseite in dem gewünschten Format und Satz herstellen oder nimmt ein Buch in dem gleichen Format und Satz und zählt die Silben in etwa fünf geschriebenen und fünf gedruckten Zeilen. Die geschriebenen ergeben zB. zusammen 104 Silben; im Durchschnitt hat also die geschriebene Zeile 21 Silben. Die gedruckten 5 Zeilen enthalten 76 Silben: durchschnittlich kommen also 15 Silben auf die gedruckte Zeile. Sodann zählt man die Zeilen auf einer geschriebenen und auf einer gedruckten Seite; es seien auf jener beispielsweise 40, auf dieser 36 Zeilen.

Auf einer Seite des Manuskriptes stehen demnach 40 × 21 = 840 Silben, auf einer gedruckten Seite 36 × 15 = 540 Silben. Umfaßt nun das Manuskript zB. 100 Seiten, so würde die Zahl der Silben 84.000 betragen. Teilt man diese Zahl durch 540, so ergibt sich, daß das Manuskript etwa 155 Seiten im Druck ausmachen wird.

Freilich ist ein solches Ergebnis nur als annähernd richtig zu nehmen. Denn die Handschrift wird häufig nicht vollkommen gleichmäßig sein und ebenso wird die Zeilen- und Silbenzahl sich nicht immer gleich bleiben, besonders wenn gemischter Satz angewendet werden soll. Das annähernde Resultat kann aber für die meisten Fälle schon genügen.

Wollte man eine genauere Rechnung haben, so könnte man statt der Silben die Buchstaben zählen und den Durchschnitt aus einer größeren Anzahl von Zeilen berechnen und die Verschiedenheit der Handschrift und des anzuwendenden Drucksatzes in Betracht ziehen. Bei vielen Korrekturen und Nachträgen in der Handschrift wird die Berechnung oft nur von einem Fachmann mit annähernder Sicherheit gemacht werden können.

Ist der Umfang einer Arbeit vorgeschrieben, so wird man auf die gleiche Weise vorher berechnen können, wie viel Seiten das Manuskript enthalten darf, um die vorgesteckte Grenze nicht zu überschreiten.

Am sichersten ist die Berechnung natürlich bei Schreibmaschinenschrift zu machen, da sie absolut gleichmäßig ist. Nur bei dieser trifft es in der Regel auch zu, daß zB. 100 Manuskriptseiten 150 Druckseiten ergeben können.

Eine etwas andere Berechnungsart nebst einer Berechnungstabelle bietet *A. Waldow,* Lehrbuch für Schriftsetzer² 134—6.

93. Art der Veröffentlichung. Für die Veröffentlichung bieten sich dem Autor verschiedene Wege dar. Er kann seine Arbeit entweder als Artikel in einer Zeitschrift oder als Teil einer Sammlung von wissenschaftlichen Studien oder als selbständige Schrift erscheinen lassen.

1) Für eine kleinere Arbeit ist eine passende und angesehene Fachzeitschrift in der Regel der angemessenste Platz zur Veröffentlichung. Man darf aber schon etwas wählerisch sein und sich erst die Gesellschaft ansehen, in deren Mitte man bei einer Zeitschrift auftreten würde. Zwar richtet sich die Wahl zumeist nach dem Geschmack des einzelnen und läßt sich nicht gut mit allgemeinen Regeln entscheiden. Jedenfalls ist es aber ratsam, sich vorher über den Charakter einer Zeitschrift und den Kreis ihrer Mitarbeiter zu erkundigen.

Mit der Veröffentlichung in einer Zeitschrift muß man sich auch die Bedingungen gefallen lassen, die als allgemeine Norm für die Mitarbeiter Geltung haben. Man wird den Wünschen des vielgeplagten Redakteurs nach Möglichkeit zu entsprechen suchen und nicht gleich mit einem „Sint ut sunt aut non sint“ antworten. Hinsichtlich der äußeren Form, namentlich in Behandlung der Zitate, Abkürzungen und Anmerkungen, wird man sich nach den bestehenden Gepflogenheiten des Organs zu richten haben und auch bezüglich des Inhaltes wird die Rücksicht auf den Leserkreis in manchen Punkten maßgebend sein müssen.

Dafür kann man dann auch seiner Rechte sich freuen und insbesondere das festgesetzte Honorar und die übliche Zahl der Sonderabdrücke in Empfang nehmen. Sollte eine größere Anzahl dieser Abzüge erwünscht sein, so kann man dieselben gewöhnlich leicht erhalten bei rechtzeitiger Meldung seines Wunsches und gegen Abzug der Druckkosten vom Honorar.

In der Regel wird es beiderseits wünschenswert erscheinen, daß der Verfasser nach der Drucklegung wenigstens eine Korrektur seiner Arbeit zur Durchsicht und allenfallsigen Berichtigung erhält.

Mit Recht hat man hinsichtlich der Zeitschriften einen bibliographischen Mißbrauch gerügt, der leider noch vielfach besteht, nämlich das „Bandwurmsystem“ oder die über Gebühr sich hinausschleppenden Fortsetzungen von Aufsätzen über dasselbe Thema. Die Leser können

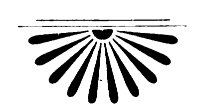
bei solchem Verfahren, bei dem ihnen ein wissenschaftliches Werk von 150 oder mehr Seiten in einer endlosen Reihe von Fortsetzungen mit monatlichen oder vierteljährigen Unterbrechungen vorgesetzt wird, unmöglich auf dem Laufenden bleiben. Auch der beste Magen wird schließlich dabei doch den Appetit verlieren. Es ist daher mit *Josef Sickenberger* (Theol. Revue V [1906] 96 f) im Interesse der Zeitschriften wie der Mitarbeiter und Leser sehr zu wünschen, daß solche Mißbräuche möglichst abgestellt werden.

2) Hat die Arbeit einen größeren Umfang, so empfiehlt sich in manchen Fällen wie schon früher bemerkt wurde, die Veröffentlichung in einer Sammlung von gleichartigen wissenschaftlichen Studien aus dem entsprechenden Fachgebiet.

Die mannigfachen Vorteile, welche diese Art der Veröffentlichung bietet, haben besonders in den letzten Jahrzehnten zu einer großen Zahl von derartigen periodisch erscheinenden Sammlungen unter dem Titel „Veröffentlichungen" oder „Studien" oder „Ergänzungshefte" o. ä. Veranlassung gegeben. Die Veröffentlichung in einer solchen Studienreihe nimmt gewissermaßen die Mitte zwischen Zeitschriftartikel und ganz selbständiger Schrift ein. Aus bibliographischen und anderen praktischen Gründen verdient sie namentlich bei Schriften kleineren Umfanges, die doch für einen Artikel in einer Zeitschrift zu groß sind, den Vorzug vor der ganz selbständigen Veröffentlichung.

3) Wenn die Arbeit sich weder für eine Zeitschrift, noch für eine Sammlung von Studien eignet, bleibt der dritte Weg der selbständigen und unabhängigen Veröffentlichung übrig.

Insbesondere für diese dritte Art der Publikation gelten die folgenden praktischen Bemerkungen. Auf die meisten Punkte macht schon *Heinrich Keiter* in seinen „praktischen Winken für Schriftsteller und Zeitungskorrespondenten" aufmerksam.



Fünfundzwanzigstes Kapitel

Autor und Verleger

94. Wahl des Verlegers. In der Regel wird man für eine wissenschaftliche Arbeit einen Verleger suchen müssen und nicht von einem Verleger gesucht werden. Bei der Wahl hat man auf einige Punkte zu achten, die für die Veröffentlichung von Wichtigkeit sein können.

Man wird zunächst auf den guten Ruf des Verlaghauses sehen, dem man seine geistigen Kinder anvertrauen will. Je inniger die Beziehungen sind, in die der Verfasser zu seinem Verleger zu treten hat, desto mehr muß er vor der Entscheidung die Augen aufmachen. Bei selbständigen Schriften ist diese Vorsicht noch viel nötiger als bei Veröffentlichungen in periodischen Blättern.

Man muß insbesondere auch über die Person des Inhabers eines Verlags sich volle Klarheit verschaffen. Denn ohne diese genaue Kenntnis seines Charakters und seiner Eigenschaften wird man ihm kaum das volle Vertrauen schenken können, das von der Stellung des Verfassers zum Verleger erfordert wird. Mit vollem Recht bemerkt *H. Keiter* über diese Stellung: „Wenn der Verfasser eines Buches dessen Vater genannt wird, so kann man den Verleger gewiß als die Mutter bezeichnen; den ohne dessen Einverständnis [und Mitwirkung] erblickt kein Buch das Licht der Welt“ (Praktische Winke 23). Darum muß der Autor seinem Verleger auch volles Vertrauen entgegenbringen können.

Weiterhin muß die Schrift auch dem gewöhnlichen Kreis der Verlagstätigkeit einer Firma entsprechen. Befaßt sich ein Verleger bloß mit belletristischer Literatur, so werden ihm für gewöhnlich streng wissenschaftliche Schriften nicht in den Verlag passen. Häufig fehlen ihm auch die nötigen Einrichtungen und Verbindungen, die für einen wissenschaftlichen Verlag erforderlich sind. Zu einem ersten Versuchsobjekt wird nicht jeder seine Schrift herzugeben bereit sein. Es macht immer doppelte Mühe, auf einem noch ungebahnten Wege glücklich voranzukommen.

Wenn möglich wird man auch, unter sonst gleichen Verhältnissen, einen Verlag bevorzugen, der gerade für das Spezialfach unserer Studien und Arbeiten sich besonders eignet durch seine Einrichtungen und seine bewährte Tätigkeit auf diesem Gebiete.

95. Die Honorarfrage. Die fertige Arbeit ist für den Verfasser das Kind vieler Mühen und Sorgen gewesen und hat in der Regel auch große materielle Opfer gefordert. Er kann daher mit vollem Recht auch einen materiellen Ersatz und Entgelt vom Verleger erwarten, für den seine Schrift vielleicht eine gute Erwerbsquelle werden wird.

Es wäre aber ein Irrtum, wenn der Autor die Höhe seines Honorars in erster Linie mit dem Maßstab der aufgewandten Mühe und Opfer bemessen wollte. Der Verleger muß sich, um überhaupt existieren zu können, notwendig auf den geschäftlichen Standpunkt stellen und vor allem fragen, welchen Absatz wird das Buch voraussichtlich haben und zu welchem Ladenpreis soll es verkauft werden. Diese beiden Faktoren, Absatz und Ladenpreis, sowie die Höhe der Herstellungskosten sind deshalb auch für die Höhe des Honorars an erster Stelle maßgebend. Im Zusammenhang damit können dann auch andere Gründe und Rücksichten in Erwägung gezogen werden, über die Autor und Verleger sich zu einigen haben.

Ein anderer Irrtum wäre es, wenn der Verfasser sein Honorar nach dem inneren Wert seiner Schrift bemessen wollte. Er kennt denselben natürlich am besten und wird ihn auch recht hoch anschlagen. Aber je wissenschaftlicher seine Arbeit ist, desto kleiner wird auch nicht selten der Kreis sein, auf den der Verleger für die Abnahme des Buches rechnen kann. Da zugleich die Herstellungskosten bei streng wissenschaftlichen Arbeiten oft erheblich teurer zu stehen kommen als bei anderen Büchern, so ist es nicht zu verwundern, daß das Honorar nicht selten im umgekehrten Verhältnis zum wissenschaftlichen Wert einer Arbeit steht.

Die Bemessung der Höhe des Honoras kann auf verschiedene Weise geschehen. Sehr häufig wird ein bestimmter Betrag für jeden einzelnen Bogen vereinbart, zB. 20 oder 30 Mark oder Kronen pro Bogen, oder es wird ein Teilbetrag des festgesetzten Netto- oder des Ladenpreises für jedes Exemplar dafür bestimmt, zB. ein Fünftel oder ein Sechstel oder ein Siebtel, oder es wird für die ganze Auflage zusammen zB. der hundertfache Betrag des Netto- oder des Ladenpreises eines Exemplars gezahlt. Die letztere Art stimmt schließlich überein mit der anderen Weise, eine feste Summe als Honorarbetrag für die Schrift zu bestimmen. Der Verfasser kann sich auch mit dem Verleger in den Erlös aus dem Verkauf der Schrift teilen, wobei jährliche Abrechnung erforderlich ist, oder einen etwas höheren Betrag festsetzen mit der Bestimmung, daß die Hälfte davon erst nach Verkauf einer gewissen Anzahl von Exemplaren zu bezahlen ist. „Hoffnungsfrohe Verfasser“, bemerkt *H. Keiter* dazu (S. 27) „mögen auf ein solches Abkommen eingehen: sie erreichen indessen nicht viel damit“.

Wenn keine besondere Vereinbarung getroffen ist, erfolgt die Zahlung des Honorars gleich nach Vollendung des Druckes oder beim Erscheinen des Werkes.

96. Höhe der Auflage. Der Autor wird die Bestimmung der Höhe der Auflage seines Werkes nicht leicht

dem Belieben des Verlegers überlassen. Er muß sich aber wohl mit ihm darüber beraten und eine Vereinbarung darüber treffen.

Für die Bestimmung der Zahl der Exemplare wird insbesondere der Gegenstand, Zweck und Umfang der Arbeit, ferner die Höhe des Verkaufspreises und in etwa auch die Person des Verfassers zu berücksichtigen sein. Behandelt die Schrift ein sehr aktuelles Thema, für das sich weite Kreise interessieren, so kann die Auflage eine viel höhere sein, als wenn sie sich mit der Untersuchung einer weniger bekannten wissenschaftlichen Frage beschäftigt. Ist ein Werk für den Unterricht in der Schule oder für Vorlesungen auf der Universität bestimmt und wird es voraussichtlich in manchen Anstalten als Handbuch zugrunde gelegt werden, so muß die Auflage wiederum eine ziemlich hohe sein. Kleinere Schriften können im allgemeinen leichter in größerer Zahl verlegt werden als umfangreiche mehrbändige Werke. Insbesondere ist der Verleger bei Broschüren meistens auf eine höhere Auflage angewiesen, wenn nicht der Preis ein unverhältnismäßig hoher werden soll. Ebenso wird der Ladenpreis des Buches auch sonst für die Höhe der Auflage sehr in Erwägung zu ziehen sein. Schulbücher müssen zB. zu niedrigem Preise verkauft werden und erfordern auch deshalb eine höhere Auflage. Hat sich ferner der Verfasser schon durch frühere Veröffentlichungen einen guten Ruf erworben, so wird in der Regel für ein neues Werk von ihm ein guter Absatz zu erwarten sein. Daher kann der Verleger leichter eine größere Anzahl Exemplare von demselben herstellen lassen.

Die regelmäßige Zahl einer Auflage ist 1000 Exemplare. Bei streng wissenschaftlichen Schriften wird man sich aber oft mit 500 oder noch weniger begnügen müssen, während der Verleger von gutgehenden Werken leicht 1500 oder 2000 oder auch mehr drucken lassen kann.

Bleibt die Bestimmung der Auflage dem Verlger überlassen so soll er nach den Bestimmungen der Verlagsordnung für den deutschen Buchhandel ohne Einwilligung des Verfassers nicht

mehr als 2000 ausgeben und vor Beginn des Druckes den Autor von der Höhe der Auflage in Kenntnis setzen.

97. Neue Auflagen. In der Regel wird dem Verleger gleich beim ersten Druck das Verlagsrecht auch für etwaige spätere Auflagen übertragen. Wenn nichts anderes vereinbart wird, gelten dann für diese die gleichen Bestimmungen hinsichtlich des Honorars und der Zahl der Exemplare und die übrigen Punkte wie für die erste Auflage.

Die Vorbereitung einer etwa notwendigen neuen Auflage muß wenn möglich so zeitig in Angriff genommen werden, daß das Werk ohne Unterbrechung im Buchhandel verkauft werden kann. Daher muß der Verleger den Autor zeitig genug von der Notwendigkeit eines Neudruckes in Kenntnis setzen, während der Autor für die Fertigstellung des korrigierten Manuskriptes rechtzeitig zu sorgen hat.

Für diese Korrektur des alten Druckes, die in den meisten Fällen notwendig oder doch ratsam sein wird, läßt man sich am besten jede Druckseite aufkleben; die beiden dazu nötigen Exemplare wird man vom Verleger für diesen Zweck wohl erhalten können. Man kann sich auch damit begnügen, ein Exemplar mit weißem Papier durchschießen zu lassen; doch ist dann ein Zerschneiden und Umstellen einzelner Teile des Textes bedeutend erschwert.

Für die Bezeichnung der neuen Auflage ist es bibliographisch höchst unpraktisch, die moderne Gewohnheit nachzuahmen und bei der doppelten Anzahl von Exemplaren von einer „dritten und vierten Auflage“ zu reden. Für die Zitate und Literaturangaben sollte man derartige Benennungen überhaupt nicht dulden. Die Bezeichnung der Doppelauflage wird noch eindrucksvoller erreicht durch die Angabe: „dritte Auflage, drittes und viertes Tausend“. Ebenso unpraktisch ist es, gleich beim ersten Druck die „erste und zweite Auflage“ anzukündigen, oder bei einer neuen Ausgabe einfach von einer „neuen“ (früher auch wohl „neuesten“) Auflage zu reden. Leider kann man

solche verfehlte Bezeichnungen in allen Sprachen auf den Titeln wissenschaftlicher Werke antreffen.

98. Andere Vereinbarungen. Außer den erwähnten Punkten sind noch einige andere Stücke durch Übereinkommen zwischen Autor und Verleger zu regeln. Dahin gehören:

1) Die Zahl der Rezensions- und Freiexemplare. Es liegt im beiderseitigen Interesse, für die Bekanntmachung des Werkes durch Versendung von Rezensionsexemplaren an geeignete Zeitschriften und Zeitungen zu sorgen. Gegebenen Falls kann es von Nutzen sein, auch Behörden oder sonstigen Personen, deren Mitwirkung für die Verbreitung der Schrift von Wichtigkeit ist, ein Exemplar zukommen zu lassen. Über die Zahl dieser Rezensionsexemplare und die Zeitschriften, Zeitungen und Personen, an die sie zu versenden sind, muß zwischen Autor und Verleger eine Vereinbarung getroffen werden. Die Auswahl der Zeitschriften und Zeitungen geschieht bei wissenschaftlichen Werken am besten durch den Verfasser.

Ebenso muß die Anzahl der dem Autor zustehenden Freiexemplare durch Übereinkommen festgesetzt werden. Die Verlagsordnung des deutschen Buchhandels bestimmt dafür ein Exemplar von hundert, doch nicht mehr als fünfzehn im ganzen. Autor und Verleger können aber auch in anderer Weise diesen Punkt vereinbaren und zB. bei geringerem Honorar eine größere Zahl von Freiexemplaren bestimmen.

Sowohl die Rezensions- als auch die Freiexemplare werden gewöhnlich über die festgesetzte Auflage hinaus ohne Honorar gedruckt.

2) Preisermäßigung für Bestellungen des Verfassers. Für Exemplare, die der Verfasser auf eigene Rechnung beim Verleger bestellt, bewilligt dieser in der Regel eine Ermäßigung von 20 oder 25 Prozent vom Ladenpreise. Ausländische Verleger gewähren auch wohl einen Rabatt von 30 oder $33^1/_3$ Prozent.

3) Umfang des Manuskriptes, Ablieferung, Zeit des Erscheinens. Wird die Vereinbarung vor der Fertigstellung des Manuskriptes getroffen, so bestimmt man meistens auch den ungefähren Umfang des Werkes und die Zeit der Ablieferung der Handschrift in die Druckerei. Man wird sich vor allzu engen Grenzen bei diesen Bestimmungen hüten müssen. Säumigen Verfassern gegenüber ist der Verleger berechtigt, eine Erklärung über die Lieferzeit zu verlangen und bei Nichteinhaltung derselben nach Verlauf einer angemessenen Wartefrist die Fortsetzung eines schon begonnenen Werkes einem anderen Verfasser zu übertragen.

Umgekehrt kann es auch im Interesse des Autors gelegen sein, die Zeit des Erscheinens wenigstens durch Festsetzung eines äußersten Termines mit dem Verleger zu regeln.

4) Bestimmungen für den Todesfall. Für den Todesfall besteht zunächst die allgemeine Klausel, daß die Rechte und Verpflichtungen auf die beiderseitigen Rechtsnachfolger übergehen.

Außerdem wird aber meistens noch eine besondere Bestimmung für die Vorbereitung eines etwaigen Neudruckes getroffen. Wird ein geeigneter Bearbeiter von den Erben gestellt, so fällt ihnen in der Regel das ganze Honorar zu mit der Verpflichtung, die Mühen des Bearbeiters selbst zu entschädigen. Muß hingegen der Verleger die Vorbereitung der Neuauflage besorgen lassen, so kann er vom Honorar die Entschädigung für diese Vorbereitung in Abzug bringen.

5) Buchausstattung. Es empfiehlt sich, auch über die Ausstattung des Buches eine Vereinbarung zu treffen. Am einfachsten nimmt man ein schon gedrucktes Werk als Muster für das Format, das Papier und die anzuwendende Druckschrift. Sonst muß man sich Proben vorlegen lassen, um darnach die Bestimmung zu treffen.

6) Korrektur. Der Verfasser hat für gewöhnlich eine Korrektur der Druckbogen und eine Revision zu lesen

und übernimmt diese Arbeit ohne besondere Entschädigung. Wenn nötig kann er noch eine weitere Revision verlangen. Ohne seine Einwilligung darf kein Bogen im Reindruck fertiggestellt werden. Er gibt diese Einwilligung durch den Vermerk „druckfertig“ auf der letzten Revision eines jeden Bogens.

99. Verlagskontrakt. Über die genannten und etwa sonst noch notwendigen Punkte wird zwischen Autor und Verleger vor dem Beginn des Druckes ein Verlagskontrakt geschlossen. *Heinrich Keiter* gibt in seinen „Praktischen Winken“ den folgenden Entwurf eines solchen Vertrages (S. 34—6):

„Zwischen . . . . als Verfasser des § 1 erwähnten Buches einerseits und . . . . als Verleger desselben andererseits ist am heutigen Tage nachstehender für beide Teile und deren Rechtsnachfolger gültiger Verlagskontrakt abgeschlossen worden.

§ 1. . . . . überläßt . . . . das Verlagsrecht des von ihm unter dem Titel: . . . . verfaßten [oder: zu verfassenden] Werkes für die erste und alle nachfolgenden Auflagen. Die Verlagsbuchhandlung ist berechtigt jede Auflage in der Höhe von . . . . Exemplaren herstellen zu lassen, außerdem . . . . (Rezensions- und) Freiexemplare über die honorarpflichtige Auflage hinaus honorarfrei drucken zu lassen.

§ 2. Die Verlagshandlung verpflichtet sich, an den Verfasser für die erste Auflage von . . . . Exemplaren ein Honorar von . . . . zu zahlen und außerdem . . . . Freiexemplare zu gewähren, jede fernere Auflage von . . . . Exemplaren und . . . . Freiexemplaren mit . . . . zu honorieren.

Die Honorarzahlung erfolgt . . . .

§ 3. Das Werk soll in . . . . erscheinen, im Satz, Druck und Format von . . . . und im ganzen . . . bis . . . Bogen umfassen; übersteigt das Werk ohne Einwilligung des Verlegers die Bogenzahl von . . . ., so hat der Verfasser keine Honoraransprüche für das Mehrgelieferte als verabredet. Der Verfasser hat die Ablieferung des vollständigen druckfertigen Manuskriptes, bei einer Konventionalstrafe von . . . ., bis zum . . . . zu bewirken; der Verleger die Drucklegung bei derselben Konventionalstrafe bis zum . . . .

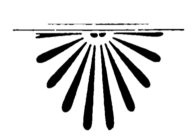
§ 4. Der Verfasser übernimmt eine Korrektur der Druckbogen sowie diejenige der Revision ohne besondere Entschädigung. Die durch umfangreichere Satzänderungen verursachten besonderen Korrekturkosten trägt der Verfasser; der Betrag dafür wird bei der Honorarzahlung in

Abzug gebracht. Der Verleger darf ohne Genehmigung des Verfassers keine Änderung an der Handschrift vornehmen.

§ 5. Von der bevorstehenden Notwendigkeit einer neuen Auflage hat die Verlagshandlung dem Verfasser möglichst frühzeitig Kenntnis zu geben. Etwa notwendig werdende Änderungen bezw. Neubearbeitungen für dieselbe soll der Verfasser verpflichtet sein so zeitig zu liefern, daß die Verlagshandlung in der Lage ist, ein Fehlen des Buches zu vermeiden. Will der Verleger eine neue Auflage nicht veranstalten, so darf der Verfasser die neue Auflage in einem anderen Verlage erscheinen lassen.

§ 6. Nach dem Tode des Verfassers ist die Verlagshandlung befugt, selbständig für die sachgemäße Bearbeitung neuer Auflagen zu sorgen. Den Erben des Verfassers steht alsdann nur derjenige Teil des in § 2 vereinbarten Honorars zu, welcher nach Befriedigung des bezw. der neuen Bearbeiter verbleibt. Sollten die Kosten für die Neubearbeitung jedoch die Hälfte des in § 2 bedungenen und den Erben zustehenden Verfasser-Honorars überschreiten, so fällt der bezügliche Überschuß jedesmal der Verlagshandlung zur Last. Sind die Erben indessen imstande, dem Verleger einen Bearbeiter zu stellen, der ihm geeignet erscheint, so bleibt ihnen das volle Honorar, aus welchem sie den Bearbeiter selbst honorieren.

§ 7. Der Verfasser verpflichtet sich, kein größeres oder kleineres Buch über denselben Gegenstand ohne Einverständnis der Verlagsbuchhandlung in einem anderen Verlage erscheinen zu lassen."



Sechsundzwanzigstes Kapitel

Drucklegung und Korrektur

100. Format, Papier und Satz. Für die Drucklegung des Manuskriptes müssen Autor und Verleger, wie bereits erwähnt, zunächst die dem Buche zu gebende Ausstattung vereinbaren. Es gehört dazu vor allem die Bestimmung von Format, Papier und Satz.

Die Bezeichnung des Formates wird eigentlich nur durch die Zahl der Druckseiten bestimmt, die auf einen Bogen gehen. Es heißt Folio, wenn ein Bogen 4 Seiten umfaßt; Quart bei 8, Oktav bei 16, Duodez bei 24, Sedez bei 32 Seiten. Häufig denkt man aber bei diesen Formatbezeichnungen mehr an die herkömmliche Größe eines solchen Bogens als an die Zahl seiner Druckseiten. In größeren Bibliotheksbetrieben ist dann diese Größe aus praktischen Rücksichten auch genau nach Zentimetern bestimmt worden. Doch bleibt eine derartige Bestimmung naturgemäß nur eine konventionelle und willkürliche.

Für wissenschaftliche Veröffentlichungen kommt am meisten das Oktavformat in seinen verschiedenen Abstufungen in Betracht. Das unbequeme Folio- und Quartformat wird heutzutage gewöhnlich nur mehr gewählt, wenn Tabellen oder Karten oder Tafeln es wünschenswert erscheinen lassen.

Wie schon früher bemerkt wurde, wird sich der Autor über die Frage des Formates sowie des Papieres und der sonstigen Ausstattung seines Werkes die Entscheidung am

leichtesten machen, wenn er unter Berücksichtigung des fachmännischen Rates seines Verlegers ein Druckwerk, das seinen Wünschen und Anforderungen am besten entspricht, zum Muster nimmt.

Hinsichtlich des Satzes oder der Typen hat er zunächst die Wahl zwischen der sogenannten deutschen (Fraktur) und der lateinischen Schrift. Für wissenschaftliche Werke, die auch auf ausländische Leser etwas Rücksicht zu nehmen haben, wird der lateinische oder Antiqua-Satz den Vorzug verdienen. Auch für die Bestimmung der Größe und der besonderen Art der Schrift innerhalb der beiden Hauptklassen wird der Rat des Verlegers und das Muster anderer gedruckter Werke am leichtesten den rechten Weg finden lassen. Für die gewöhnlichen Oktavformate kommen vorzüglich die sogenannten *Cicero-, Korpus-* und *Borgis*-Schriften in Betracht, für die Anmerkungen und den Kleindruck das gewöhnliche *Petit* oder das noch kleinere *Nonpareille.* Größere Schriftarten werden in der Regel nur bei den Überschriften und Titeln Verwendung finden.

Genaueren Aufschluß geben die zu Anfang dieses Abschnittes (p. 266) angeführten Werke. Es genüge hier, von den fünf Schriftarten eine kurze Probe vorzulegen:

Nonpareille: Labor omnia vincit improbus.
Petit: Labor omnia vincit improbus.
Borgis: Labor omnia vincit improbus.
Korpus: Labor omnia vincit improbus.
Cicero: Labor omnia vincit improbus.

Wenn dem Werke Karten oder Illustrationen oder andere Beigaben hinzugefügt werden sollen, so müssen darüber besondere Vereinbarungen getroffen werden. Ebenso wird eine Bestimmung zu treffen sein über die Ausführung des Titeldruckes, den äußeren Umschlag und seine Ausstattung sowie über etwaige Anzeigen oder Mitteilungen auf demselben. Alle diese Punkte sollen nicht leicht dem Belieben des Verlegers überlassen bleiben.

101. Korrekturregeln. Mit dem Anfang des Druckes beginnt auch für den Verfasser die oft recht lästige und beschwerliche Arbeit des Korrekturenlesens.

Im weiteren Sinne heißt „Korrektur“ jeder Abzug des Satzes vor dem Beginn des Reindruckes. Im engeren Sinne führt nur der erste Abzug diesen Namen, während der zweite als „Revision“, ein dritter als „zweite Revision“ oder als „Superrevision“ bezeichnet wird. Ein Abdruck des Satzes vor der „Formierung“ oder Brechung der Seiten wird „Fahne“ genannt. Die ersten im Reindruck abgezogenen Bogen heißen „Aushängebogen“.

Als allgemeine Korrekturregeln sind vorzüglich die folgenden zu beachten: 1) Man vermeide beim schon formierten Satz möglichst alle größeren Änderungen, insbesondere Zusätze und Auslassungen, wenn dieselben sich nicht gegenseitig ungefähr aufheben. Der Satz kann sonst erhebliche Mehrkosten verursachen. Sind voraussichtlich größere Änderungen notwendig, so lasse man sich vor der Brechung der Seiten einfache Fahnenabzüge geben.

2) Jeder Fehler muß durch ein deutliches Zeichen im Text kenntlich gemacht und unter Wiederholung desselben Zeichens am Rande korrigiert werden. Für dieselbe Zeile müssen bei mehreren Fehlern verschiedene Zeichen zur Anwendung kommen.

3) Die Korrekturen sind in der Regel am äußeren und nicht am inneren Rande der Seite anzubringen; nur bei zweispaltigem Druck sind sie auf den äußeren und inneren Rand zu verteilen.

4) Man soll im Text nicht mehr wegstreichen und am Rande nicht mehr hinschreiben, als die Korrektur selbst oder die unzweideutige Bezeichnung derselben erfordert. Ist also bloß ein Buchstabe zu berichtigen, so durchstreicht man nicht das ganze Wort, sondern nur den falschen Buchstaben und schreibt nur diesen auf den Rand. Ist aber ein Buchstabe ausgelassen, so durchstreicht man den vorhergehenden oder folgenden gedruckten Buchstaben und wiederholt denselben unter Hinzufügung des ausgelassenen am Rande.

5) Sind bei der zweiten Korrektur oder Revision noch irgendwie erheblichere Fehler zu berichtigen, so schließe man nicht leicht mit „druckfertig“ oder „nach Berichtigung druckfertig“ ab, sondern verlange zuvor noch die Berichtigung der Fehler in einer neuen Revision zu sehen. Ist nichts Bedeutendes mehr zu korrigieren, so wird jedem einzelnen Bogen durch den Vermerk „druckfertig“ das Imprimatur gegeben.

102. Korrekturzeichen. Für die Bezeichnung der Fehler und der notwendigen Berichtigungen kann jeder Verfasser sich zwar seine eigenen Zeichen wählen. Vorausgesetzt daß er deutlich und konsequent dieselben verwendet, wird der Setzer keine besonderen Schwierigkeiten haben. Es ist aber doch ratsam, die konventionellen Zeichen für die Korrekturen zu kennen und sich an dieselben zu halten, solange man nichts Besseres an deren Stelle zu setzen hat.

Die häufiger vorkommenden Zeichen sind folgende: 1) Ein überflüssiger Buchstabe oder ein überflüssiges Satzzeichen oder Wort wird im Text durchstrichen und am Rande durch ein geschweiftes d (= *deleatur*) als zu tilgen bezeichnet.

2) Ein Buchstabe oder Wort, das im Text auf den Kopf gestellt ist, wird durchstrichen und am Rande mit einem geschweiften v (= *vertatur*) als umzuwenden bezeichnet.

3) Ein falscher Buchstabe oder ein falsches Wort wird im Text durchstrichen und am Rande neben dem gleichen Zeichen richtig wiederholt. Zur Unterscheidung von anderen Zeichen in derselben Zeile fügt man dem Strich am oberen oder unteren Ende ein oder mehrere Häkchen hinzu.

4) Die unrichtige Wortfolge wird bei zwei Worten durch das einfache Umstellungszeichen, bei mehreren durch Bezeichnung mit arabischen Zahlen im Text berichtigt und

am Rande durch Wiederholung des Zeichens und der Zahlen (ohne die Worte) dem Setzer angemerkt.

5) Sind zwei zusammengehörige Worte oder Wortteile durch den sog. Ausschluß irrtümlich getrennt worden, so verbindet man den ersten und letzten Buchstaben mit einem kleinen Bogen über und unter der Zeile (⊂⊃).

6) Ist dagegen irrtümlich etwas verbunden worden, was getrennt bleiben muß, so werden die beiden Buchstaben durch einen senkrechten Strich mit einem umgekehrten kleinen Bogen über und unter der Zeile oder durch zwei parallele senkrechte Striche als voneinander zu trennen bezeichnet. In beiden Fällen wird allein das betreffende Zeichen am Rande für den Setzer wiederholt.

7) Soll ein mit gewöhnlichem Satz gedrucktes Wort (oder auch mehrere Worte) gesperrt oder halbfett oder fett oder kursiv (in *Italiques*) oder in einer anderen Schriftart gesetzt werden, so unterstreicht man es im Text einfach oder doppelt oder mit geschlängelter Linie und notiert am Rande die gewünschte Schriftart. Ebenso kann man verfahren, wenn ein gesperrt gedrucktes oder anderswie hervorgehobenes Wort in gewöhnlichem Satz wiedergegeben werden soll. Aufhebung oder Anwendung von Sperrdruck wird auch durch besondere Zeichen angedeutet, die aus der beigefügten Schriftprobe (S. 293) zu ersehen sind.

8) Zu hoch oder zu tief oder schief stehende Buchstaben oder Worte werden durch eine gerade Linie über und unter der Zeile als korrekturbedürftig angemerkt und mit demselben Zeichen am Rande notiert.

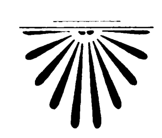
9) Ist der Abstand (Durchschuß) zwischen zwei Zeilen zu groß geraten, so werden sie durch zwei kleine senkrechte Bogenlinien am äußeren und inneren Rande miteinander verbunden; ist hingegen der Abstand zu klein ausgefallen, so wird zwischen den beiden Zeilen eine horizontale, am Rande etwas überstehende Linie gezogen.

10) Das Einrücken oder Herausrücken einer Zeile wird mit einer Art eckigen Klammer [bezeichnet.

11) Neu einzuführende Absätze werden durch dasselbe Zeichen vor dem ersten Wort des gewünschten Absatzes angedeutet; soll dagegen ein Absatz ausfallen, so wird das erste und letzte Wort in den beiden fraglichen Zeilen durch eine gewundene Linie verbunden.

12) Folgen die Seiten eines Bogens nicht richtig aufeinander, so wird der Bogen auf der ersten Seite als „verschossen“ notiert.

Das Nähere über die Korrekturzeichen ist aus der nebenstehenden Schriftprobe eines korrigierten Textes zu entnehmen.



Schriftprobe eines korrigierten Textes

Bezeichnung der Fehler	Text	Korrekturzeichen
Überflüssige Buchstaben u. Lesezeichen	Wo immer, der, Wanderer,	
	dem Gestades Palästinas sich naht,	
Überflüssiges Wort (Hochzeit)	da entbietet ihm den den ersten	
Verkehrt stehende Buchstaben	Gruß des Orients das echte Kind	
	des morgenländischen Landes und	
Verkehrt stehendes Wort	der morgenländischen Sonne, die	
Falsche Buchstaben	herrliche Dattelpalme. Der Same,	N
	mit den Griechen und Lateiner	m
Falsches Wort	diese „Fürstin der Oasen" bezeich-	König
Ausschluss zu hoch (Spiess)	nen, deutet schon an, daß dieser	#
	prächtige Baum vorzüglich als	#
	der Bewohner palästinischen Küsten	
Wortstellung ändern	dem Abendland wurde bekannt;	de
	nicht denn ohne Grund ward er	2 1 4 3 5
Schriftart ändern	„der Phönicier" (Phoenix) zube-	Kursiv
Neuer Absatz	benannt. Schon in ihrem eigent-	a linea
	lichen Heimatland Babylonien galt	de
Sperrdruck (spationieren)	die Dattelpalme als „Gnadenbaum",	
	als „Baum, der voll Huld ist ge-	
Durchschuss fehlt	gen die Menschen". Denn als frei-	
	gebigste Wohltäterin stellt sie alle	
	ihre Teile bis zum letzten Tropfen	
Durchschuss zu gross	ihres Saftes und bis zur letzten	
	Faser ihres Bastes in den Dienst	
Ausschluss fehlt (auseinanderrücken)	des Menschen und spendetihm zu-	
	gleich mancherleiSpeise und Trank,	
Zusammenrücken	Schat ten und Obdach, Na hrung	
	für seine Haustiere, Feuerung, al-	
Nicht spationieren	lerlei F l e c h t w e r k für Seile und	
Umgekehrte Buchstaben (Fliegenköpfe)	Matten und Körbe und Säcke und	n e
	noch manch anderen Nutzen. Leistet	
In gerade Linie bringen	sie doch nach einem alten orien-	
	talischen Hymnus den Menschen	
Kein Absatz	360fältig verschiedene Dienste.	
	Kein Wunder, dass sie von den	
	alten Babyloniern als heiliger Got-	
Zeile herausrücken	tesbaum verehrt wurde und auch	
Unreine und lädierte Buchstaben	bei den Ägyptern von alters her	
	liebevolle Pflege fand.	
Zeile einrücken	Ebensowenig kann es uns wundern,	
Fehlendes Wort (Leiche)	daß dieser herrliche in den heiligen	Baum
	Büchern eine so ehrenvolle Stel-	
Buchstaben aus anderer Schrift	lung einnimmt.	g n

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Zugaben zum gedruckten Text

103. Seitenüberschriften. Als Zugaben zum gedruckten Text möchten wir die verschiedenen kleinen Punkte bezeichnen, die bei einem gutgedruckten Werke nicht fehlen sollten und die für den praktischen Wert und die Brauchbarkeit des Buches von einiger Bedeutung sind. Als ersten dieser Punkte nennen wir die Seitenüberschriften.

Für die Übersichtlichkeit einer Schrift muß zwar in erster Linie durch eine klare Einteilung und gute Disposition gesorgt werden, die man auch äußerlich durch deutliche Hervorhebung der Hauptteile und kurze Überschriften der einzelnen Abschnitte, Kapitel, Paragraphen und Nummern hervortreten lassen sollte. Es ist aber auch von einer gewissen Bedeutung, daß der Leser und Benutzer eines Buches nicht bloß dann sich in demselben auskennt, wenn er es in fortlaufender Lektüre durchnimmt; er muß sich auch sonst leicht darin zurecht finden, wenn er es nur gelegentlich zu Rate ziehen will, um über irgendeine Frage schnellen Aufschluß zu erhalten. Ein wichtiges Hilfsmittel dafür sind gute Seitenüberschriften.

Es mag freilich wiederum fast selbstverständlich scheinen, daß für diese Überschriften der einzelnen Seiten eines Buches in entsprechender Weise gesorgt werde. Wenn man sich aber nur etwas umschaut gerade in der neuesten wissenschaftlichen Literatur auf den verschiedensten Gebieten, so wird man die Erinnerung an diese selbstverständliche

Forderung doch kaum als ganz unnötig bezeichnen können. Wie viele gelehrte Bücher bieten überhaupt gar keine Seitenüberschrift! Selbst *Ernst Bernheim* scheint dieselben in seinem sonst so brauchbaren Lehrbuch der historischen Methode für überflüssig zu halten. Kaum besser als gar nichts ist eine durch das ganze Werk sich gleich bleibende wirklich „tote“ Überschrift. Was hat man denn schließlich davon, wenn *Leo Meyer* durch vier starke Bände hindurch auf jeder Seite wiederholen läßt: „Griechische Etymologie“? oder wenn eine Zeitschrift durch den ganzen Jahrgang hindurch nichts anderes als „The Expository Times“ oben auf jeder Seite bietet? Auch 300 Seiten lang den Titel eines Hauptabschnittes wiederholen, ohne die Unterabteilungen anzudeuten, hat wenig praktischen Wert.

Sicherlich wird es dem Leser sehr erwünscht sein, wenn er durch die Überschrift auf den Hauptinhalt der Seite kurz hingewiesen wird. Will der Autor ihm die Übersicht noch mehr erleichtern, so kann er auf der einen Seite (am besten auf der linken) in einer allgemeineren Überschrift den Abschnitt, das Kapitel oder den Paragraphen mit seinem Inhalt kurz angeben und auf der gegenüberstehenden Seite den Inhalt des auf den beiden Seiten enthaltenen Textes mit ein paar Worten bezeichnen oder auch bei jeder einzelnen Seite den Inhalt in eine kleine Überschrift zusammenfassen. Natürlich können solche Überschriften erst bei der Korrektur angebracht werden, wenn die Seiten gedruckt und gebrochen vorliegen.

Bei Textausgaben hat man bei diesen Seitenüberschriften vor allem auf die gebräuchliche Einteilung des Textes zu achten und diese am besten nach dem Anfang und Ende jeder Seite kurz anzugeben. Wie lästig der Gebrauch einer Ausgabe ohne diese Bezeichnung ist, wird jedem klar, wenn er zB. des öfteren die prächtige kritische Ausgabe des syrischen „Tetraevangelium sanctum“ von *Phil. Edw. Pusey* und *Gg. Henry Gwilliam* (Oxford 1901) zur Hand nehmen muß. Da hat er zwar oben auf jeder Seite am Rande genau die 15 oder mehr Kodizes ver-

zeichnet, aus denen der Text entnommen ist, aber außer dem allgemeinen „*Mattai*“ etc. findet er nicht die mindeste Angabe über Kapitel und Vers, nach denen er die Seiten zu durchsuchen hat. Ebenso unpraktisch ist es zB. bei einer kritischen Ausgabe des Lukaskommentars von Ambrosius (Corpus Scriptorum Eccl. Lat. 32) zwar die alten Einteilungen des Kommentars, nicht aber die Kapitel und Verse des evangelischen Textes anzugeben, auf den sich der Kommentar bezieht. Unter hundert Benutzern werden doch neunundneunzig die Erklärung nach der Einteilung des Textes und nicht nach den Abschnitten des Erklärers einsehen und zitieren wollen.

Außer den Seitenüberschriften bringt man noch wohl die sogenannten Marginalien oder kleine Noten am äußeren oder inneren Rande oder auch Ziffern zum Bezeichnen der Zeilenzahl an. Nach dem deutschen Buchdruckertarif (§ 28) werden solche Marginalien und Zeilenzähler bis zur Breite von neun Nonpareille-Buchstaben als zur Formatbreite gehörend berechnet; bei breiteren Marginalien kommt ein Aufschlag von 100 Prozent hinzu. Außerdem wird dem Setzer noch für die sogenannte Justierung 1 Mark pro Bogen vergütet. Mit Rücksicht auf diese erhebliche Verteuerung des Satzes wird man breitere Marginalien nur dann anwenden, wenn einem höheren Verkaufspreis nichts im Wege steht und das Interesse der Arbeit und die Übersichtlichkeit wesentlich gefördert wird.

Erwähnt sei noch, daß jeder Druckbogen auf der ersten Seite unter dem Text links mit dem kürzesten Haupttitel des Buches, der sog. Norm oder Signatur und rechts mit der Bogenzahl bezeichnet wird. Sie dienen zur leichteren Kennzeichnung und Unterscheidung der einzelnen losen Bogen.

104. Inhaltsverzeichnisse. Die Rücksicht auf zweckmäßige Einrichtung und praktische Brauchbarkeit darf auch bei wissenschaftlichen Werken nicht außer acht gelassen werden. Sie müssen deshalb zunächst selbstverständlich ein gewöhnliches Inhaltsverzeichnis nach der Reihenfolge und Anordnung des Stoffes haben. Es dürfte sich dabei empfehlen, nicht bloß die Überschriften der Kapitel und der Hauptabschnitte wiederzugeben, sondern auch auf die einzelnen Paragraphen und Nummern einzugehen, um so einen raschen Überblick über den ganzen Inhalt der Schrift

zu ermöglichen und auch auf die behandelten Detailfragen aufmerksam zu machen. Dabei genügt es nicht, einfach die Nummern der Kapitel und Paragraphen und einzelnen Abschnitte zu verzeichnen, oder bloß die Anfangsseite zu notieren. Man sollte überall die Seitenzahl, und zwar mit Anfangs- und Schlußseite angeben, um den Überblick so genau als möglich zu gestalten.

Dieses erste allgemeine Inhaltsverzeichnis kann man schon nach dem Manuskript herstellen und die Seitenangaben bei der Korrektur hinzufügen. Seinen Platz erhält es am zweckmäßigsten nach dem Vorwort und vor dem Beginn des eigentlichen Textes. Da es in allgemein üblicher Weise mit römischen Zahlen paginiert wird, kann es ohne Schwierigkeit nach Beendigung des Textdruckes gesetzt werden.

Außer dem allgemeinen Inhaltsverzeichnis ist in den meisten Fällen bei wissenschaftlichen Werken auch ein alphabetisches Register sehr wünschenswert. Man beginnt mit demselben erst während der Drucklegung, aber sofort nachdem man den ersten Reinbogen (Aushängebogen) erhalten hat. Man notiert beim Durchlesen desselben jeden einzelnen Namen der vorkommenden Personen, Gegenstände und Orte nebst der zugehörigen Seitenzahl auf je einen kleinen Zettel. Dabei übergehe man nichts, was irgendwie bedeutsam erscheint oder für die verschiedenen Klassen von Lesern von Interesse sein kann. Man scheue auch nicht davor zurück, in zweifelhaften Fällen ein doppeltes Schlagwort zu nehmen und bei jedem die betreffende Seitenzahl zu notieren. Dagegen sollten bei einmaligen Seitenangaben einfache Verweise von einem Schlagwort auf ein anderes in diesen Registern möglichst vermieden werden; die Seitenzahl nimmt noch weniger Raum ein als der Hinweis und einzig einem Prinzip zu liebe braucht man doch nicht andere Leute unnötig zu plagen. In besonderen Fällen, wo es sich um größere Angaben handelt, kann ein Hinweis angebracht sein.

Die Zettel mit den Schlagwörtern und Seitenzahlen läßt man bis zur Beendigung des Druckes sich sammeln, um sie erst dann zu ordnen. Man kann dabei entweder Personen-, Sach- und Ortsregister trennen oder alle drei in ein Alphabet vereinigen. Für und gegen beide Weisen lassen sich Gründe anführen. Die Hauptsache bleibt immer, daß ein möglichst reichhaltiges und übersichtliches alphabetisches Register geboten wird.

Für die Drucklegung kann man die geordneten Zettel entweder einfach zusammenbinden oder der Reihe nach auf größere Blätter aufkleben oder sie abschreiben oder abschreiben lassen, um sie so zum Druck zu befördern. Seinen Platz erhält das alphabetische Register am besten ganz zu Ende des Buches nach dem Text und den etwaigen Anhängen.

105. Literaturverzeichnis. Zwar nicht von der gleichen Bedeutung, aber doch vielfach praktisch und nützlich ist neben dem Inhalt auch ein Verzeichnis der Literatur über das behandelte Thema.

Unmittelbar praktischen Nutzen für die Lektüre und das Studium eines Buches hat ein solches Verzeichnis, wenn es die im Verlauf der Arbeit häufiger zitierten Quellen und Hilfsmittel übersichtlich zusammenstellt und die für die Zitation zur Anwendung kommenden Abkürzungen für dieselben angibt. In dieser Hinsicht erleichtert es dem Verfasser bedeutend die Mühe des genauen Zitierens und dem Leser wird die Bedeutung der abgekürzten Zitate in leicht und sicher auffindbarer Weise erklärt.

Im allgemeinen wird man das Literaturverzeichnis auch auf eine solche Zusammenstellung der häufiger zitierten Werke beschränken können. Man sollte dabei die alltäglichen Hilfsmittel eines jeden Fachgebietes nicht leicht in das Verzeichnis aufnehmen, wenn nicht besondere Rücksichten auf Anfänger oder auf den Unterricht es doch ratsam erscheinen lassen.

Aus ähnlichen praktischen Gründen wird man das Verzeichnis in einzelnen Fällen auch über den Kreis der häufiger zitierten Werke hinaus auf die ganze einschlägige Literatur zur behandelten Frage ausdehnen. Doch ist dabei Maßhalten geboten, namentlich wenn es sich um Fragen von mehr allgemeinem Charakter handelt. Gewöhnlich verrät sich dabei der Anfänger nur zu leicht in dem Streben, ein möglichst vollständiges und ausgedehntes Verzeichnis von irgendwie benutzten Werken zu bieten.

Für die Ordnung bei diesem Verzeichnis verdient im allgemeinen auch die alphabetische Reihenfolge den Vorzug. Sie schließt aber sachliche Gruppierung nicht aus. Im Gegenteil dürfte es namentlich bei einer großen Zahl von Schriften sehr zu empfehlen sein, die gleichartigen und zusammengehörigen auch in besondere Gruppen zu vereinigen und innerhalb dieser Einzelfamilien alphabetisch zusammenzustellen. Inwieweit auch die chronologische Ordnung in besonderen Fällen zu berücksichtigen sei, wird sich nur aus den Umständen und der Natur der einzelnen Arbeit entscheiden lassen.

Ihren Platz erhält die Literaturübersicht am besten nach dem Inhaltsverzeichnis und vor dem eigentlichen Text. Jedenfalls sollte man es nicht einfach mit den Ausführungen des Vorwortes oder der Einleitung verbinden, weil das Aufsuchen der Literatur und ihrer Abkürzungen dadurch oft erheblich erschwert wird.

106. Vorwort. Ein gutes Vorwort, wenn es auch nur kurz ist, hat seine volle Berechtigung und sollte in keiner Schrift fehlen.

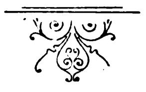
Zweck des Vorwortes ist es vorzüglich, über die Entstehung des Buches in Kürze dasjenige zu berichten, was für weitere Kreise von Interesse sein kann; ferner sich über den besonderen Zweck einer Schrift und die nähere Begrenzung ihres Themas sowie die Anlage der Arbeit auszusprechen, soweit dies nicht in der Einleitung der

Arbeit geschehen kann; endlich auch persönlichen Bemerkungen von allgemeinerem Interesse sowie der Dankespflicht für Teilnahme und Unterstützung bei der Arbeit Ausdruck zu geben.

Die Mitteilungen, die diesem Zwecke entsprechend im Vorwort gemacht werden, sind nicht selten für die Beurteilung des Werkes von Bedeutung. Es liegt daher ebensosehr im Interesse des Autors, sich darüber auszusprechen, als im Interesse des Lesers, diese Bemerkungen im Vorwort nicht zu übergehen. Freilich, wenn man nichts anderes zu sagen wüßte, als daß die Schrift einem dringenden und tief empfundenen Bedürfnisse abzuhelfen berufen sei, so könnte man sich ein eigenes Vorwort unbedenklich sparen.

Es ist im Vorwort auch nicht der geeignete Platz für ausführlichere Mitteilungen über die Literatur zur behandelten Frage oder über die einzelnen Quellen oder gar für den ganzen apparatus criticus. Darüber sollen das Literaturverzeichnis oder die Einleitung oder die Anmerkungen unter dem Text Aufschluß geben.

Je nach den Umständen wird dem Vorwort auch eine Liste von Berichtigungen und Zusätzen angeschlossen werden können. Man darf ja kaum hoffen, von dem bösen Druckfehlerteufel gänzlich verschont zu bleiben. Doch wird man auch bei dieser Zugabe sich vor dem Zuviel hüten müssen und deshalb keine ganz selbstverständlichen kleinlichen Ungenauigkeiten in dem Verzeichnis korrigieren und ebensowenig ganz unnötige und unwichtige Nachträge als Zusätze notieren.



Achtundzwanzigstes Kapitel

Der Titel

107. Verkehrte Titelmoden. Das erste, was dem Leser bei dem fertigen Buche vor die Augen tritt, ist für den Verfasser nicht selten das letzte, worüber er sich selbst klar wird. Denn einen guten Titel zu finden, ist nicht leicht und für den Erfolg der Schrift nicht gleichgültig.

Wie man den Titel nicht zu wählen hat, können manche verkehrte Titelmoden zeigen. Schon *Aulus Gellius* macht sich in der Praefatio zu seinen „Noctes Atticae" (Praef. 5 und 9) über die „tituli exquisitissimi" und die „inscripta nimis lepida multasque prorsum concinnitates redolentia" etwas lustig und zählt einige dreißig dieser schönen Büchertitel seiner Vorgänger auf. *Heinrich Meisner* gibt in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" (VIII [1904-05] 1,38—43 unter der Überschrift „Büchertitelmoden" eine interessante Auslese von älteren und neueren Büchertiteln, denen sich manche andere Beispiele von gleicher Art anreihen lassen.

Vgl. auch *Rob. F. Arnold,* Zur Bibliographie der deutschen Restaurationszeit, in: Zeitschrift für Bücherfreunde V (1901—02) 1,141—7; 2,358—60. 479—81 (von *Gustav Gugitz*); *K. Bader,* Vom Büchertitel einst und jetzt, ebd. VI (1902—03) 1,68—73; *Egon v. Komorzynski,* Zur Geschichte der Blume im deutschen Buchtitel, ebd. VII (1903—04) 2,284—7; *Rob. F. Arnold,* Zur Geschichte des Buchtitels, in: Mitteilungen des österr. Vereins für Bibliothekswesen VII (1903) 167—73; VIII (1904) 28—31; *S. Frankfurter,* Unrichtige Büchertitel, ebd. IX (1905) 230—44;

Eb. Nestle in: Zentralblatt für Bibliothekswesen XIV (1897) 240—2; XIX (1902) 466—8; XX (1903) 373—5; *Osk. v. Gebhardt* ebd. XVII (1900) 94—6.

Ein lehrreiches „Wort über Büchertitel" schrieb auch *Franz Hülskamp* im „Literarischen Handweiser" XXVI (1887) 449—54.

Zu meidende Moden in Titeln sind vorzüglich: 1) Die allzu wortreichen Titel früherer Zeiten, die freilich noch längst nicht völlig ausgestorben sind. 117 oder gar 175 Wörter für den Titel, wie sie beim „wahrhaften Farbenkoch ohne Maske" etc. (Brünn 1794) zu zählen sind, dürften des Guten doch etwas zuviel sein.

2) Die allzu bildreichen Titel nach altem Geschmack. Es ist noch ein Glück, wenn „die geistlich gerührte Harpffen David's" im Untertitel als „das hl. Psalterbuch eingerichtet zur Erbauung" verdeutlicht wird. Wer vermöchte aber zu ahnen, daß das talmudische „Buch des Arzneihändlers" von der Liebe Gottes handelt und unter den „Lippen des Schlafenden" sich ein Verzeichnis rabbinischer Schriftsteller verbirgt?

3) Die absonderlichen Titel, die leicht die Grenze der Geschmacklosigkeit streifen oder auch überschreiten.

4) Die nichtssagende und gezierte Nachahmung alter Titel, wie wenn zB. *Johannes von Müller* nach dem Muster der „Titi Livii ab urbe condita libri" seine Weltgeschichte „24 Bücher allgemeiner Geschichten" nannte; „der Buchbinder macht daraus in der Abkürzung den sinnigen Rückentitel: ‚Müller, 24 Bücher'" (*F. Hülskamp* 450).

5) Die einfache Wiederholung fremder Titel, vorzüglich wenn es sich um nicht ganz gewöhnliche handelt. Wenn zB. *Ludwig Schneller* sein bekanntes Buch über Palästina „Kennst du das Land?" betitelte und es damit 1899 auf 16 Auflagen brachte, so gebührte doch *Sebastian Brunner* die Priorität und das Eigentumsrecht bei diesem Titel, den er 1857 seinem Buche über Italien gab. „Ein Buchtitel", bemerkt *Heinrich Keiter* mit Recht (Praktische Winke 18), „ist doch auch gewissermaßen ein Privateigentum, das man achten soll".

6) Die irreleitenden Titel, vor denen *Eberhard Nestle* an den oben angeführten Stellen wiederholt und mit Recht gewarnt hat. Irreleitend sind Titel von Doppeldrucken ohne Hinweis auf die parallelen identischen Veröffentlichungen und Titel von gleichen Drucken mit verschiedenen Angaben auf dem Titelblatt.

In gewisser Weise gehören zur letzteren Klasse auch die sogenannten Titelauflagen, bei denen die neue Auflage sich einzig und allein auf die Bemerkung: „zweite Auflage“ o. ä. oder auf eine andere Fassung des Titels erstreckt, während der Text überhaupt gar nicht neu gesetzt wurde.

7) Irreführend ist auch das Verfahren, auf dem Vortitel oder auf dem äußeren Umschlag dem Titel eine andere Fassung zu geben als auf dem eigentlichen Titelblatt. Das Buch von *T. K. Cheyne* „Job and Solomon, the Wisdom of the Old Testament“ (London 1887) wird zB. auf dem Vortitel bloß „The Wisdom of the Old Testament“ genannt; *H. Clay Trumbull's* „Jonah in Nineveh“ (Philadelphia 1892) heißt auf dem äußeren Umschlag: „Light on the story of Jonah“.

8) Zu meiden ist endlich die Mode, auf dem Titel die Jahreszahl auszulassen und ferner die Gewohnheit, den ganzen Titel mit lauter gleichmäßigen Versalien (grossen Anfangsbuchstaben) zu schreiben. *Eberhard Nestle* hat auch in diesem Punkte ganz recht, wenn er mit aller Entschiedenheit seine „Bitte um Jahreszahlen“ stellt und fordert, daß man bei den Titeln die großen Anfangsbuchstaben hervortreten lassen solle (Zentralbl. für Bibl. XIV 241 f; XIV 466 f).

Zu den verkehrten Titelmoden läßt sich in gewißem Sinne auch rechnen die wohl nicht ganz zufällige Erscheinung, daß der Titel in nicht seltenen Fällen durch Sprach- und Druckfehler verunziert erscheint. Bei ausländischen deutschen Drucken mag man es ja noch leichter verzeihen, obwohl es stets einen ungünstigen Eindruck macht, wenn man gleich auf dem Titel derartigen sprachlichen Schnitzern begegnet. Auch bei lateinischen Titeln wird man den Gelehrten ob seiner sprichwörtlichen Zerstreutheit noch eher entschuldigen, wenn er selbst

bei einer Festschrift eine „disquisitio historico-critica de *palearum* [sic], quae in Gratiani decreto inveniuntur" herausgibt, wie es dem älteren *Johann Wilh. Bickell* in Marburg 1827 passierte. Weniger schön ist es jedenfalls, wenn die Festschrift der Universität Heidelberg vom Jahre 1903 im ersten Bande auf dem Titel eines Teiles von den Heidelberger morgenländischen Studien und Professuren „*vor* und besonders *im* 19. Jahrhundert" redet; ebenso ist es nicht ganz korrekt, wenn *Eberhard Nestle* seine „Philologica sacra" im Untertitel als „Bemerkungen über die Urgestalt der Evangelien und Apostelgeschichte" bezeichnet. Leider hat es der Druckfehlerteufel nicht gerade selten sogar auf den Namen des Verfassers abgesehen. *Ernst Rowe* zählt 17 Beispiele von „Druckfehlern in Verfassernamen" auf in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" VII (1903—04) 2,424—8 und die Reihe ließe sich durch neue Beispiele leicht erweitern.

Hinsichtlich der Verfassernamen ist es eine andere üble Titelmode, nur den halben Namen auf den Titel zu setzen, nämlich den Familiennamen ohne den Vornamen oder den letzteren bloß in einer unverständlichen Abkürzung, die wieder längere bibliographische Nachforschungen nötig macht. Solche interessante Forschungen sind natürlich stets sehr willkommen, zumal sie einem regelmäßig recht gründlich zeigen, womit man sich in seiner überflüssigen freien Zeit beschäftigen könnte. Von den Anonymen und Pseudonymen wollen wir hier lieber gar nicht reden.

Schließlich sei noch einer überflüssigen Mode gedacht, die allmählich wenigstens bei den Titeln ihre Alleinherrschaft verliert. Es ist der Gebrauch, jedesmal nach dem Haupt- und Untertitel, nach dem Verfassernamen, dem Erscheinungsort und Jahr einen schönen Punkt zu machen. Er dürfte in allen Fällen, wo es sich nicht um einen eigentlichen vollen Satz handelt, gänzlich überflüssig sein ebensowie bei den Kapitel- und Seitenüberschriften im Buche selbst. Möglichste Vereinfachung der Zeichensetzung schadet nicht nur der Deutlichkeit nicht, sondern kann derselben nur förderlich sein.

108. Eigenschaften eines guten Titels. Die Eigenschaften eines guten Titels lassen sich mit *Franz Hülskamp* in folgende drei Punkte zusammenfassen (Lit. Handw. XXVI [1887] 451):

1) Kongruenz. Der Titel soll weder zu eng noch zu weit sein, sondern muß sich mit dem Inhalt möglichst decken. Ein zu weiter oder zu enger Haupttitel wird auch noch nicht dadurch entschuldigt, daß er durch den Untertitel berichtigt wird.

Zur Kongruenz können wir ferner auch rechnen, daß die Art des Titels der Natur und Beschaffenheit des Themas der Arbeit und dem Leserkreise entspreche. Eine rein wissenschaftliche Untersuchung darf auch mit Bezug auf den Titel nicht mit einem Roman auf gleiche Stufe gestellt werden. Für eine populärwissenschaftliche Darstellung über den Vogel und sein Leben wäre der ursprünglich von *Bernhard Altum* gewählte Titel: „Teleologische Ornithologie" viel zu gelehrt gewesen.

2) Klarheit und Bestimmtheit. Der Titel soll den ganzen Inhalt möglichst deutlich zum Ausdruck bringen. Es ist wiederum eine Forderung, die schon an den Haupttitel allein zu stellen ist. Denn das Buch soll durch seinen Titel auch dann klar gekennzeichnet sein, wo nur durch ein Zitat darauf hingewiesen wird; das Zitat muß sich für gewöhnlich aber mit dem Haupttitel begnügen. Der Untertitel kann höchstens eine Ergänzung dazu bringen zur näheren Bestimmung des Zweckes oder des Leserkreises oder durch Hervorhebung von besonders nützlichen Teilen oder Beigaben.

3) Einfachheit und Kürze. Möglichst knappe Form bei völlig entsprechender, klarer und bestimmter Bezeichnung des Inhaltes macht den Titel vollkommen. „Ein Titel muß kein Küchenzettel sein". Darin wird man wenigstens *Lessing* beipflichten können. Ein einziges Wort wie „Schulbibel" verdient vor der längeren und doch um nichts besseren Bezeichnung „Biblische Geschichte für die Schule" selbstverständlich entschieden den Vorzug. Sind mehrere Worte notwendig, so wird auch die Rücksicht auf praktische Gründe nicht unbeachtet bleiben dürfen, insbesondere auf die leichte bibliographische Verwendbarkeit des Titels und die Möglichkeit leichter Abkürzung für den Rückentitel bei gebundenen Exemplaren oder für die Norm beim Druck der einzelnen Bogen. Nötigenfalls kann man ein knappes und klares Stichwort durch einen Nachsatz oder einen Untertitel ergänzen. Nur hüte man sich dabei vor müßigen Wendungen und Zusätzen wie zB.: „Eine Untersuchung angestellt von N. N.".

109. Schluss. Ein guter Titel ist der Schlußstein der ganzen Arbeit. Die Schrift enthält damit das letzte Stück ihrer Rüstung, den Helm mit dem Visier. Sie mag nun getrost sich auf das Feld der Öffentlichkeit hinauswagen, um im Dienst ihrer edlen Herrin zu werben, und wenn's sein muß, auch zu streiten.

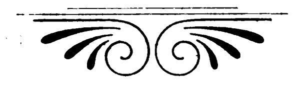
Mit dieser letzten Station sind auch wir am Schluß unseres Weges angelangt. Er ist etwas lange geworden und für manchen vielleicht etwas beschwerlich. Wo es galt, streckenweise den Pfad erst zu bahnen, wird man nicht überall einen ganz mühelosen Weg erwarten dürfen. Kleinere und größere Unebenheiten werden beim Gebrauch des Weges allmählich von selbst verschwinden. Wo noch einige Steine auf dem Pfad liegen geblieben sind oder etwas Gras oder gar ein kleines Dorngestrüpp nicht entfernt wurde, da wird vielleicht der eine oder andere Wanderer mit hilfreiche Hand anlegen.

Jedenfalls kann uns der Rückblick auf den ganzen Weg zeigen, daß es bei der wissenschaftlichen Arbeit nicht überflüssig ist, auf den einzelnen Stationen sich genau umzuschauen und alles zu benützen und zu verwerten, was es dort zu sehen und zu beachten gibt. Je höher die Aufgabe ist, mit der sich jede wissenschaftliche Arbeit zu beschäftigen hat, je schwieriger oft das Ziel erscheint, durch Betätigung der eigenen Kräfte an der Förderung der Erkenntnis der Wahrheit in möglichst weiten Kreisen mitzuarbeiten, desto unabweislicher tritt auch an jeden die Pflicht heran, alle Mittel zur Erreichung des Zieles wohl ins Auge zu fassen und nichts gering zu achten, was für die Lösung der großen Aufgabe dienlich und förderlich sein kann. Was bei der Themawahl, für das Sammeln und Verarbeiten des Stoffes, in der Darstellung und Veröffentlichung selbst in scheinbar kleinen Punkten zu beachten ist, wird im Licht des großen Zieles geschaut der Berücksichtigung nicht unwert erscheinen.

Das große Ziel, durch die eigene Arbeit die Erkenntnis der Wahrheit zu fördern, wird auch jedem die notwendige

Beharrlichkeit und Ausdauer in der Betätigung seiner Kräfte geben können. Mag auch ein guter Anfang schon halbes Werk bedeuten, so führt doch nur diese Beharrlichkeit zur Krönung des Ganzen, jene glückliche Ausdauer, die aus Schwierigkeiten sich Mittel zum Werke schafft und in unverdrossener Arbeitsfreudigkeit den Grundsatz betätigt: „Labor omnia vincit improbus".

Das große Ziel läßt endlich uns auch mit siegesfreudiger Zuversicht des Erfolges der Arbeit froh werden. Denn echte Wissenschaft wird stets im Dienst der Wahrheit stehen und deshalb auch stets am Sieg der Wahrheit teilnehmen.



Anhang

Seminarstatuten

der

theologischen Fakultät

der

k. k. Universität zu Innsbruck

Genehmigt durch Erlaß des Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 2. November 1904 Z. 31.687

I. Zweck und Mittel

§ 1

An der theologischen Fakultät der k. k. Universität zu Innsbruck besteht ein wissenschaftlich-theologisches Seminar.

§ 2

Zweck des Seminars ist „die höhere Pflege der theologischen Wissenschaften und Aneignung der wissenschaftlichen Form und Methode . . ., damit teils die begabteren Studierenden der Theologie mit Erlaubnis ihrer geistlichen Oberen, teils die absolvierten Hörer und Aspiranten des Doktorates wie auch andere lernbegierige Priester eine formgerechte und tiefere theologische Bildung gewinnen und Anleitung zur literarischen Produktivität erhalten können“ (Beschlüsse der Generalversammlung des österreichischen Episkopates zu Wien am 13. November 1901, II n. 14).

§ 3

Als Hauptmittel zur Erreichung des Zweckes dienen die praktischen Übungen im Seminar, welche teils in mündlichen Vorträgen und Erörterungen, Interpretation von Texten, Besprechungen neuer literarischer Erscheinungen, Disputationen usw., teils in schriftlichen Arbeiten bestehen.

§ 4

Ferner dienen dem gleichen Zwecke die theoretischen Anleitungen seitens des Seminarleiters, die sich an die praktischen Übungen anschließen und namentlich auf die wissenschaftliche Methode beim Arbeiten Rücksicht nehmen.

§ 5

Mit dem Seminar ist eine Handbibliothek verbunden nebst Lehrmittelsammlung, die in ebensoviele selbständige Abteilungen als das Gesamtseminar zerfällt.

II. Organisation

§ 6

Das Seminar besteht aus mehreren Abteilungen, welche in ihrer näheren inneren Organisation und in ihrem spezifischen Betriebe selbständig sind.

Die Errichtung einer neuen Abteilung kann nach Maßgabe des Bedürfnisses mit Genehmigung des Ministeriums für Kultus und Unterricht erfolgen.

§ 7

Zur Leitung der einzelnen Abteilungen sind die jeweiligen Fachprofessoren berufen; unter mehreren Professoren desselben Faches wird einem durch Beschluß des Professorenkollegiums die Leitung übertragen.

§ 8

Die Leiter der einzelnen Abteilungen können zu ihrer Unterstützung aus den Mitgliedern einen Kustos ernennen.[1])

---

[1]) Der Zusatz des Entwurfes: *„der eine den Mitteln des Seminars angemessene Vergütung erhält“*, der den Seminarstatuten der juridischen Fakultät zu Innsbruck entnommen war, wurde vom Ministerium gestrichen.

§ 9

Alle einzelnen Abteilungen bilden ein einheitliches Institut, dessen gemeinsame Interessen nach außen, insbesondere den Behörden gegenüber, durch den jeweiligen Dekan vertreten werden.

Jeder einzelne Abteilungsvorsteher hat die Befugnis, in Angelegenheiten seiner Abteilung durch den Dekan sich an die vorgesetzte Behörde zu wenden.

§ 10

Die Verteilung der Dotation auf die einzelnen Abteilungen wird von einer durch die Fakultät gewählten Bibliothekskommission vorgenommen.

§ 11

Die Leiter der einzelnen Abteilungen entscheiden über die Aufnahme oder den Ausschluß eines Mitgliedes und über die Preiswürdigkeit der eingereichten Arbeiten; sie stellen auf Verlangen eine Bestätigung über die Teilnahme an den Seminarübungen aus.

III. Übungen

§ 12

Zur Teilnahme an den Seminarübungen können an sich alle Theologen zugelassen werden, welche als ordentliche Hörer an der Universität immatrikuliert sind. Die Aufnahme anderer Hörer der Universität und auswärtiger Gäste hängt von dem Ermessen des einzelnen Seminarleiters ab.

§ 13

Die Mitgliedschaft ist eine ordentliche und außerordentliche. Ordentliches Mitglied ist jeder Theologiestudierende, der an den Seminarübungen durch schriftliche Arbeiten oder mündliche Vorträge aktiv sich beteiligt.

Außerordentliches Mitglied ist jener, der den Seminarübungen regelmäßig beiwohnt, ohne sich aktiv daran zu beteiligen. Beide Arten der Mitgliedschaft sind unentgeltlich.

§ 14

Die allgemeine Bedingung der Aufnahme in eine Seminarabteilung als außerordentliches Mitglied ist der Besitz der für die erfolgreiche Teilnahme erforderlichen Vorkenntnisse. Die Entscheidung darüber steht dem Seminarleiter zu.

Die ordentliche Mitgliedschaft wird durch eine schriftliche Arbeit oder einen mündlichen Vortrag erworben. Sie berechtigt zum Vollgenuß der Vorteile des Seminars, insbesondere zur Teilnahme an den Prämien.

Der Seminarleiter ist befugt, besondere Bedingungen für die Aufnahme in seine Abteilung festzusetzen.

§ 15

Jeder Theologiestudierende kann nur einer Abteilung des Seminars als ordentliches Mitglied angehören, während die außerordentliche Mitgliedschaft bei mehreren Abteilungen zugleich gestattet ist.

§ 16

Die Aufnahme in eine Seminarabteilung kann einem ordentlichen Hörer der Theologie in der Regel nur verweigert werden 1) wegen Nichterfüllung der allgemeinen oder besonderen Bedingungen, von denen die Aufnahme abhängig ist (§ 14); 2) wegen beharrlichen Unfleißes im Besuche der Vorlesungen oder früherer Seminarübungen.

Aus den gleichen Gründen kann auch der Ausschluß schon aufgenommener Mitglieder erfolgen.

§ 17

Die von dem Seminarvorsteher geleiteten Übungen dürfen in den einzelnen Abteilungen nicht mehr als zwei Stunden wöchentlich in Anspruch nehmen. Dieselben werden den Seminarleitern in die Zahl ihrer Vorlesestunden und den Studierenden in die Zahl der von ihnen zu hörenden Vorlesungen eingerechnet.

§ 18

Die Ankündigung, das An- und Abmelden der Seminarübungen erfolgt in derselben Weise wie hinsichtlich der öffentlichen Vorlesungen.

Über die Mitglieder des Seminars ist ein besonderes Verzeichnis zu führen.

§ 19

Die von dem Leiter einer Seminarabteilung ausgestellte Bestätigung der erfolgreichen Teilnahme an den Seminarübungen gilt in derselben Weise wie die Kolloquienzeugnisse als Nachweis entsprechender Studienerfolge.

§ 20

Für die Prämiierung tüchtiger schriftlicher Arbeiten wird jeder Abteilung der jeweils bewilligte Betrag zu Handen des Dekans angewiesen. Die Höhe einer Prämie soll in der Regel den Betrag von 50 K nicht übersteigen.

Ein etwaiger Restbetrag, welcher für die Prämiierung nicht verwendet wurde, kann mit Genehmigung des Ministeriums für Kultus und Unterricht zu Gunsten der Seminarbibliothek oder für sonstige Bedürfnisse des Seminars benutzt werden.

§ 21

Die Mitglieder des Seminars genießen bei Benutzung der Universitätsbibliothek die ihnen nach den Anordnungen des Ministeriums für Kultus und Unterricht zukommenden Begünstigungen.

§ 22

Am Schlusse des Studienjahres erstattet jeder Abteilungsvorsteher durch das Dekanat einen Bericht an das Ministerium für Kultus und Unterricht über die Tätigkeit und die Bedürfnisse der von ihm geleiteten Abteilung.

IV. Bibliotheksordnung

§ 23

Jede Seminarabteilung stellt den Mitgliedern die Handbibliothek und die sonstigen Lehrmittel zur freien Benutzung in den Seminarräumen je nach ihrer besonderen Organisation zur Verfügung.

§ 24

Die Benutzung der Bücher außerhalb der Seminarräume ist in der Regel nur den ordentlichen Mitgliedern einer Seminarabteilung und nur für die eigenen Arbeiten gestattet.

Bei jeder Abteilungsbibliothek haben die Mitglieder der betreffenden Abteilung vor denen einer anderen den Vorzug.

§ 25

Über die Entlehnung ist ein Empfangsschein nach dem vorgeschriebenen Formular auszufüllen und mit genauer Angabe der Wohnung des Entlehners zu unterfertigen.

§ 26

Während des Studienjahres ist das entlehnte Werk wenigstens nach Ablauf eines Monates dem Kustos zur Revision vorzulegen. Eine Verlängerung der Ausleihefrist kann bewilligt werden, sofern das Werk nicht von anderer Seite benötigt wird. In diesem Falle kann ein Buch auch früher zurückgefordert werden.

§ 27

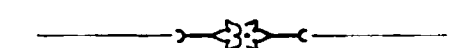
Einige Zeit vor Schluß des Semesters werden sämtliche entlehnte Bücher vom Kustos zurückgefordert. Wird diesem Verlangen nicht entsprochen, so ist hiervon der betreffende Vorstand oder auch der Dekan zu verständigen.

§ 28

Für die Zeit der Oster- oder Herbstferien ist die Entlehnung von Büchern nur ausnahmsweise und nach Ermessen des Abteilungsleiters gestattet. Auf den betreffenden Empfangsscheinen ist die genaue Angabe des Ferienaufenthaltes des Entlehners beizufügen.

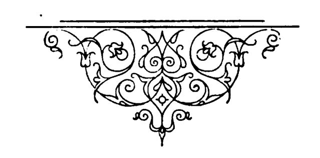
§ 29

Für die Beschädigung oder den Verlust eines ausgeliehenen Werkes ebensowie für die Beschädigung der in den Seminarräumen benutzten Bücher und Lehrmittel hat der Entlehner oder Benutzer in erster Linie zu haften.



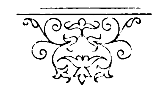
Personenregister

Die Zahlen bezeichnen die Seiten.



Orts- und Sachregister

Die Zahlen bezeichnen die Seiten



A. M. D. G.

In der Verlagshandlung von **Felizian Rauch** zu **Innsbruck** erschienen vom Verfasser des vorliegenden Werkes:

Die Parabeln des Herrn im Evangelium exegetisch und praktisch erläutert. Mit einem Geleitswort des hochwürdigsten Bischofs von Rottenburg. Dritte verbesserte Auflage. (Fünftes bis siebtes Tausend.) — Unter der Presse.

Die Wunder des Herrn im Evangelium exegetisch und praktisch erläutert. Erster Band. Zweite verbesserte Auflage. (Zweites und drittes Tausend.) Innsbruck 1907. — VIII und 469 S. 8°.

Der zweite Band soll im Verlaufe des Jahres 1908 erscheinen und wird das Werk zum Abschluß bringen.

Der Kampf um die Wahrheit der hl. Schrift seit 25 Jahren. Beiträge zur Geschichte und Kritik der modernen Exegese. Innsbruck 1905. — VIII und 215 S. 8°.

Eine Neubearbeitung ist in Vorbereitung.

Ausgewählte Reden und Gespräche des Herrn im Evangelium. Erster Teil. Als Manuskript gedruckt. Innsbruck 1905. — III und 141 S. 8°.

Die Neubearbeitung und Fortsetzung des Werkes in öffentlicher Ausgabe befindet sich in Vorbereitung.

Die Geheimnisse des Lebens Jesu. Erster Teil. Als Manuskript gedruckt. — Unter der Presse.

Wird in öffentlicher Ausgabe neubearbeitet und fortgesetzt werden.

Ferner erschien vom selben Verfasser in der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau:**

Streifzüge durch die biblische Flora. (Biblische Studien V 1) Freiburg 1900. — XIV und 167 S. 8°.

Die **„Veröffentlichungen des biblisch-patristischen Seminars zu Innsbruck“** erscheinen in zwanglosen Heften, deren jedes ein Ganzes für sich bildet und einzeln käuflich ist.

